

Ullrich Junker

Fedor Sommer

**Niederschlesischer Schriftsteller, Pädagoge,
Historiker und Geograph**

© Ullrich Junker
Mörikestr.16
D 88285 Bodnegg
Im Januar 2018

Vorwort

Fedor Sommer hat mit seinen literarischen Werken über die Historie des Riesengebirge der Stadt Hirschberg und dem Hirschberger Weichbild ein Denkmal gesetzt. In dieser Sammlung wurden Beiträge von und über Fedor Sommer aus der Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge“ und den Bolkenhainer Heimatblättern zusammengetragen.

Die Zusammenfassung widme ich meinem lieben Freund Dr. Józef Zaprucki von der Hochschule Karkonoska Państwowa Szkoła Wyższa w Jeleniej Górze.

Dr. Józef Zaprucki ist heute der Spezialist für Fedor Sommer im Hirschberger Tal. So hat er inzwischen den Roman „Die Schwenckfelder“ in polnische übersetzt, der Roman „Hans Ulrich“ [Schafgotsch] soll folgen.

Außerdem hat er ein Biogramm über Fedor Sommer erstellt, das digital einsehbar ist.

http://jbc.jelenia-gora.pl/Content/14922/sommer_de.html

Möge diese Zusammenfassung den Fedor Sommer – Forschern ein Hilfe und Bereicherung sein.

Im Januar 2018

Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg

Fedor Sommer

Fedor Sommer (* 21. September 1864 in Hohenfriedeberg, Kreis Bolkenhain, Provinz Schlesien; † 16. Juni 1930 in Hirschberg) war ein schlesischer Lehrer, Schulrat und Schriftsteller.

Schriften

Als Autor verfasste er insbesondere auf heimatkundlicher Forschung beruhende Romane und Erzählungen wie:

- *Hussitenjahre* (1908, 2. Auflage 1924)
- *Die Fremden* (1910)
- *Die Schwenckfelder* (1911)
- *Ein wunderliches Eiland* (1914, Neuausgabe 2013)
- *Das Waldgeschrei* (1915)

aber auch heimatkundliche Schulschriften wie:

- *Schlesien. Eine Landeskunde* (vier Auflagen, 1896–1913)
- *Die Geschichte Schlesiens* (1908, Nachdruck 1972)

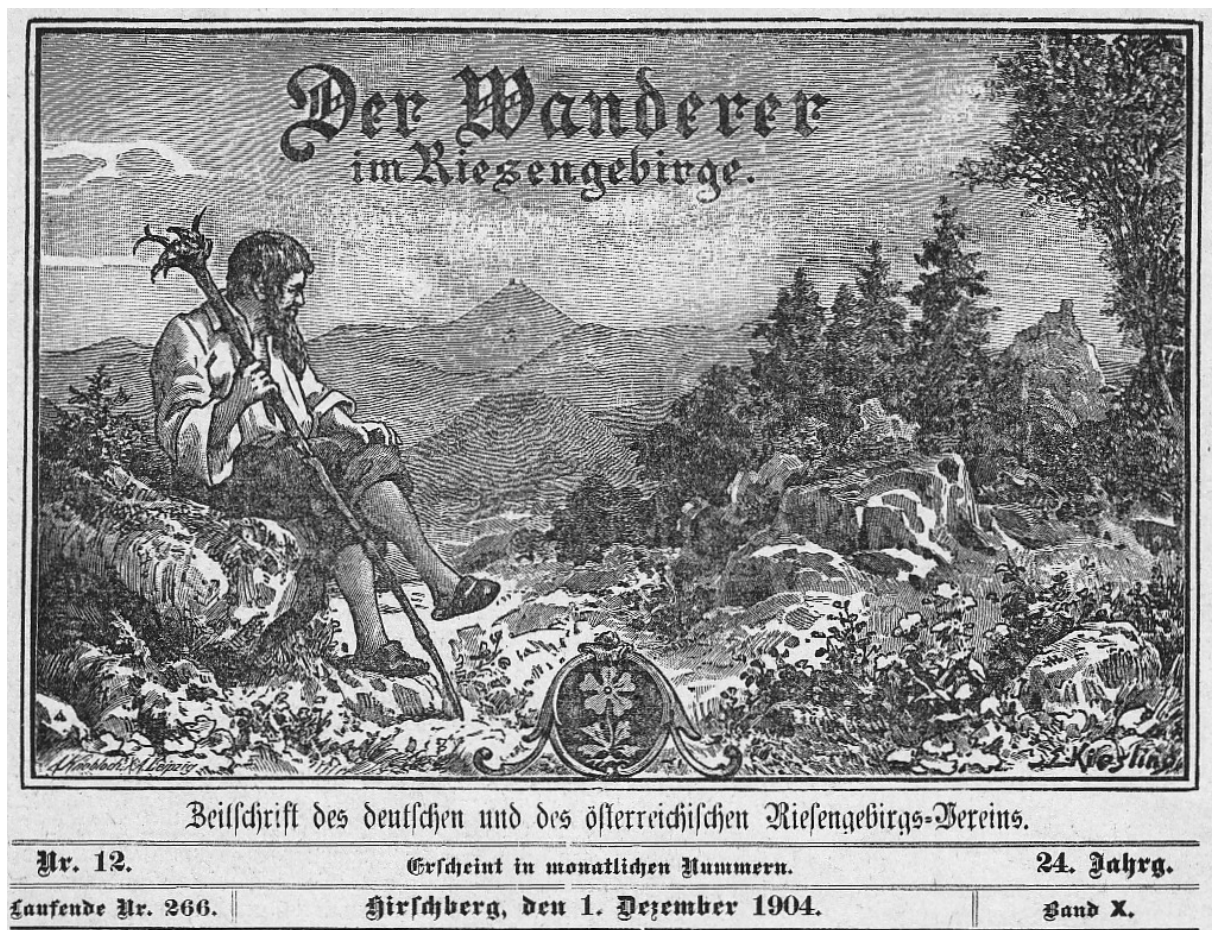
und einen

- *Heimatatlas für die Provinz Schlesien* (1913).

Das Fedor-Sommer-Archiv wird als Dauerleihgabe im Herder-Institut, Marburg, aufbewahrt.

Sammlung

Fedor Sommer



Fedor Sommer:
Ernst Reiland, Roman.
 Leipzig, Cavael, 1904;
 angezeigt von Prorektor Dr. Rosenberg.

„Habemus papam“. So sollen die Kardinäle sich zurufen, wenn das Konklave zu Ende und Gewißheit über den neuen Papst geworden ist, Daran dachte ich, als ich das neueste Werk unseres Landmanns Sommer: „Ernst Reiland“ las. Das Riesengebirge hat jetzt wieder einen neuen Propheten seiner Reize, seiner Geschichte, seiner Bewohner, ja vielleicht darf man sagen, seinen Propheten, denn unser Gebirge ist für die mir bekannt gewordenen Romane und Novellen von Gottschall, Fontane, Jänicke u. a. nicht von der bestimmenden Bedeutung, es ist nie so sehr über die gewöhnliche Milieuschilderung in den früheren Romanen hinausgewachsen, wie in dem neuesten von Fedor Sommer. Und doch täte ich dem schönen, bedeutenden Werke Unrecht, wenn ich es nur als Riesengebirgsroman charakterisierte und mit denen ganz auf eine Stufe stellte, die nichts weiter zum Ziele haben, als die Landschaft selbst zu beleben und zu beseelen „Ernst Reiland“ ist ein wirklicher und zwar ein Erziehungs-Roman, etwa wie Jörn Uhl, die Geschichte eines Menschen, ein Ausschnitt aus der Geschichte der träumenden, wachsenden, kämpfenden, liebenden, trauernden, siegenden Menschheit, es ist ein Buch, das Leute, die zu lesen verstehen und nach einer Kost verlangen, die

nicht bloß den Gaumen kitzelt, sondern nährt, zurückstellen, wie man den Wein im Keller weit nach hinten lagert, den man erst bei einem wirklichen Fest genießen und nicht für den Tagesgebrauch bereit halten will.

Ernst Reiland ist einer armen Witwe Kind in Grenzdorf, d. h. an der österreichisch-schlesischen Grenze zwischen Bolkenhain und Hohenfriedeberg. Seine Mutter hat einst dienend etwas von Bildung, sogar des Herzens, auf das Land und für das Leben mit hinausgenommen. Leider aber hat das Kind auch noch einen Großvater, das „Würgeband“, der Teufel in seinem Leben, der es gewiß nach seiner Weise gut meint, aber mit seiner Planmacherei das Leben der Tochter, des Enkels zu Katastrophen führt, die den Knaben und jungen Mann aus seinem Traumleben erwachen lassen.

Ein tieffrommer, kinderloser Pfarrer der alten Zeit erbarmt sich des phantasie-reichen Kindes und pflegt es mit seiner stillen, hehren Frau, als wäre es sein eigenes, bis der Tod ihn dieser Pflicht entbindet und das Leben des Lernens und der Vorbereitung für das Seminar den Jüngling seinem Dorfe entführt, wo jeder Stein und jeder Baum zu seiner Phantasie gesprochen und der alte theosophische, grübelnde Glöckner in der Hütte auf der Höhe seinen Gedanken Leben und Sterben zu erklären versucht hatte. Als unser Reiland nun äußerlich für den Beruf fertig war, trat er sein Lehramt in (Forst) Langwasser an, lernte unser Gebirge, seine Waldarbeiter und seine Kinder kennen, sammelte Menschenkenntnisse in Schmiedeberger Lehrerkreisen, empfindet das unklare Tosen der ersten Liebe zu einem Mädchen aus dem Volk, und tritt mit den sogenannten höheren Ständen in Verbindung, eine Verbindung, die nicht bloß an und für sich, sondern für Forstlangwasser ganz besonders sich ganz natürlich einfindet, da wohl wenige Touristen an dem interessanten Alpengarten, an dem „romantisch“ gelegenen Schulhaus achtlos vorbeigehen. Er vertieft sich aber auch, von einem Eisenmänger geleitet, in die Geschichte des Gebirges. Da diese Sommer- und Touristenbekanntschaft keine lockere bleibt, sondern sich zwischen unserem äußerlich so einfachen, innerlich so reich veranlagten Helden und einer schönen, tief veranlagten Vertreterin eines höheren Standes eine immer innigere Liebe knüpft, als nun das Schicksal beide in dieselbe Stadt zusammenführt, nicht ohne dadurch den Held und die Heldin schweren Seelenkämpfen auszusetzen, als sich der Konflikt dramatisch zuspitzt, indem er das Mädchen siegen läßt in dem Kampfe zwischen Vorurteilen und Anerkennung innerer Größe, als endlich unser Reiland sich aufrafft, um sich durch Ausprägung der ihm verliehenen Gaben auch äußerlich eine Stellung zu verschaffen, welche eine sichere Brücke zwischen gefährlichen Abgründen ist, da ist die Erzählung zu Ende von einem Menschen, der Mensch geworden, von einer Frau, die sich überwunden und groß geworden ist, um seine Gemahlin, Gehülfin und Begleiterin auf dem Wege zu den Lebenshöhen zu werden.

Und doch wer kann sich nach diesem Abriss ein Bild des reichen Inhalts des Romans machen? Wie treten sie uns alle plastisch entgegen – diese Vertreter der Bauern, der Lehrer, der Geistlichen, diese Typen bürgerlicher Gefühlsroheit und vornehmer Beschränktheit! Sommer ist durchaus ein Kind seiner Zeit. Er geht

nicht vorüber an abstoßenden Szenen, sein Realismus beschönigt nicht, und obwohl selbst Lehrer mit Herz und Hand, scheut er sich nicht, auch in seinem Stande die weniger angenehmen Anschauungen zu treffen. Jedes einzelne Kapitel ist ein Ausschnitt wirklichen Lebens. Und wie hat er endlich unser Gebirge geschaut! Ich habe so oft an die Zeit zurückdenken müssen, da ich Zola's Romane las. Keiner verstand es meiner Meinung nach so herrlich, Paris in seiner wechselnden Lichtgestaltung, die Türme und Kirchen und die Gewässer in ihrer Beleuchtung mit der Stimmung seiner Personen zu verknüpfen. Diese Kunst versteht auch Sommer. Ich will nicht erst von der Liebesscene am kleinen Teich beim Mondschein reden. Ich möchte wohl wissen, wie viele wirkliche Liebesscenen sich schon in dieser dazu gerader geschaffenen Umgebung abgespielt haben, – ja ich möchte es geradezu für gefährlich halten, zwei junge, frisch empfindende Menschenkinder verschiedenen Geschlechts dem Zauber solcher Scenerie auszusetzen – ich denke nur an so häufig sich findende Stellen, wie: (S. 298)

„Auf einem niedrigen Grate inmitten des Weges tauchten sie aus dem Dunkel ins silbrige Licht des Mondes empor, und nun lag plötzlich die grauschwarze Teichfläche unter ihnen, unbewegt und matt erglänzend wie eine Platte aus oxydiertem Silber. Jenseits bäumte sich der steile „Teichrand“ zerschrunden und ausgezackt zu einem gigantischen Karyatiden des nächtlichen Himmels empor. Das Mondlicht fiel prall auf seine graue Gesteinsmuskulatur, eisenfest gestraffte Sehnen durch schmale, tiefe Schattenfurchen kraftvoll herausmodellierend“.

(S. 292) „Welch ein Naturspiel!

Unter dem blutigen Himmelsstreifen übergoß die schneebeladenen Baumpyramiden plötzlich ein grüner Schimmer, ein Grün gleich dem der hellen Römerhumpen, ganz anders als das Tannengrün, würzig, wie der Duft eines köstlichen Rheinweins. Und immer tiefer und klarer wurde der Glanz, je länger Ernst hinsah. Er wußte wohl, daß das alles nur ein holder, physikalisch leicht zu enthüllender Trug war: das neckische Spiel der Komplementär-Farben! Aber für ihn wurde es in diesem Augenblick symbolisch: schüchtern und doch beharrlich erblüht der Menschenbrust immer wieder neue Hoffnung auch unter kaltglühendem Schicksalshimmel!“

(S. 238) „Niedrige Tannen besäumten den Weg; hinter ihnen erhoben sich höhere Wipfel. Auf allen lag eine dichte Schneelast; die niedrigsten waren ganz in spitze Schneekegel verwandelt. Um die Zweige der höheren aber hatten Frost und Wind wahre Wundergebilde gelegt. Jede grüne Nadel umpanzerte eine glasglänzende Kruste, und glitzernde Eisnadeln umstickten jeden kleinsten Saum mit einer Spitzenborde, würdig einem Feennacken, und solch wunderfeines Spitzengekräusel grenzte auch jede der abertausend Borkenschuppen der alten Stämme mit glitzernder Umrandung ab.

Um die Wipfel aber kosten die Sonnenstrahlen und strichen mit weichen, warmen Fingern über die Eisumriffung der Zweige, bis große Tropfen an ihnen hingen, sparsam, wie an den borstigen Wimpern eines Männerauges. Aber in der Glut der Sonne wandelten sich diese Tropfen in Rubinen, Türkise und Smaragde,

und Ernst hatte noch niemals ein Rot und Blau und Grün von solchem Feuer gesehen, wie es in ihrem Wasser vor seinen Augen aufsprühte“.

(S. 193) „Welch neuartiger Reiz war's für Ernst, nun hinaus zu steigen in die sprossenden Wälder, immer höher hinauf, bis an den Rand der abschmelzenden Schneemassen!

An starrer, noch blattloser Gerte drängten sich zu dichten Knäueln die Blüten des Seidelbastes in ihrem verführerisch-unschuldigen Rot; jedem Rinnsal schuf das goldgelbe Milzkraut zu beiden Seiten einen Pfad, gleich wie mit frischem Kies bestreut; am Bache steckte die Pestwurz weiße Festkerzen auf; aber keines lockte den rüstigen Wanderer zum Verweilen.

Nur hinauf und weiter! Nur hervorbrechen aus der Enge gleich dem Frühlingssturme und den Frühlingsknospen!

Anderes war jetzt nicht in seinen Wünschen,“ – –

Wahrlich – Sommer verdient es gelesen. und gepriesen zu werden, und zwar nicht blos von seinen Landsleuten, aber von ihnen ganz besonders.



Ein neuer Roman von Feder Sommer.

(Am Abend. Leipzig, Arthur Cavael.)

Von Professor Dr. Rosenberg, Hirschberg.

Als ich diesen neuen Roman unseres Landsmanns, Fedor Sommer in Schmiedeberg, zu lesen anfang, war ich etwas enttäuscht. Die sogenannte gute Gesellschaft einer mittleren Stadt ist versammelt, um den 60. Geburtstag eines reichen, schönen, etwas eitlen und oberflächlichen Sanitätsrats zu feiern. Die üblichen Personen: der Kommerzienrat, der Offizier a. D., die reiche intrigierende Witwe, das alles bewundernde arme, alte Mädchen, die leidende, vornehme Frau! „Was hat man Dir, Du armes – Genie, getan?“ So mußte ich denken. Wie wohl gefielst du mir, als du Leute, kernhafte deutsche Männer im Dorf oder am Gebirge in ihrem wahren Sein und Wesen darstelltest! Aber freilich, jetzt bist du ein gefeierter Romanancier! die Zeitschriften stellen sich dir zu jeder Zeit zur Verfügung. Da muß sich der Gesichtskreis natürlich weiten. Da müssen Menschen aller Gesellschaftskreise in ihrem Gefühlsleben geschildert werden; da tut es der einfache Lehrer nicht mehr, den Du bisher so meisterhaft schildertest. Für die große deutsche Lesewelt ist er in seinem Berufsleben nicht mehr interessant genug. Schon wollte ich das Buch aufgeben, sah ich doch auch zu meinem Schrecken, daß es gar nicht

in unserem eigentlichen Riesengebirge zu Hause sei, daß also für die Leser des Wanderers, diese Bergfreunde, die auch in Romanen auf die Höhe geleitet und von kunstverständigen Führern zum rechten Schauen geleitet werden wollen, – daß für uns nicht viel herauskommen werde. Aber meine Enttäuschung schwand mit jeder Seite, und der Stift, mit dem ich die herrlichsten Bilder, die aufregendsten Stellen, die großartigsten Gedanken zu bezeichnen pflege, mußte so oft gebraucht werden, daß ich ihn schließlich weglegte, fest überzeugt, dieses Buch sei es als Ganzes wert, genossen zu werden, ja daß es sich mit seiner Gedankentiefe jedem modernen an die Seite stellen dürfe. Sobald dieser Sanitätsrat – zunächst als ein völlig gebrochener Mann, der so jäh den Sprung ins Dunkel dieser Weltabgeschiedenheit gemacht hatte, auf das Dorf, das einsame „Laubnitz“ kommt – die Handlung spielt im Waldenburger Gebirge, im Dreiwassertal, im „süßen Grund“, in Gersdorf, und die Namen sind leicht in die wirklichen umzusetzen, – wenn er im Verein mit seiner ehemaligen Jugendgeliebten, mit groß angelegten, innerlich frommen und tiefsinnigen Menschen zu neuem Leben erwacht, wenn er unter den sonderbaren Vertretern des Volks, den „heiligen“, den roten, den tierischen, den abergläubischen und leidlich vernünftigen wieder jung wird, wenn er endlich unter dem bezaubernden Einfluß der Natürlichkeit und Unschuld eines gebildeten Mädchens – der Tochter der einst von ihm geliebten, dann in glücklicher Ehe mit einem Anderen vermählten Frau – noch einmal die Glut der Liebe spürt und die Kraft entwickelt, ihr noch zur rechten Zeit zu entsagen – ja, da ist Fedor Sommer der Künstler, der alles so natürlich darstellt, der alles vor unserem geistigen Auge entstehen läßt, der uns auf Tage und Stunden in das Gefühlsleben denkender, sich über Leidenschaften erhebender Menschen einführt, der uns wahre Menschen in ihrem Kampf zeigt, nicht Pharisäer, nicht Schemen, nicht Teufel, nicht Engel. Aber das sind ja Alles Dinge, die für mich nicht in erster Linie maßgebend sein durften, um den Roman gerade in dieser Zeitschrift zu empfehlen. Kann F. Sommer sehen? Kann er, was er sieht, beschreiben? Ist die Gegend für ihn Staffage, die man wegstoßen kann? Sind es die landläufigen Bilder, die wir bis zum Übermaße gehört und gelesen, die darum in uns nichts auslösen? Freilich sind es nicht unsere himmelhohen Riesenberge, freilich sind es nicht unsere abwechslungsreicheren Gründe und Täler, – aber es sind die Waldenburger Berge, welche mit den armen Webern in jenem „Riegel“ zusammengewachsen sind, die in ihr Leben, Denken und Fühlen Licht und noch mehr Schatten warfen. Wir leben während des Lesens in einem wirklichem Bergland; mit eisiger Hand greift an unser Herz sein Kirchhof, fern vom Dorf bei den „Glashüttenhäusern“, der so viel Stimmung hat, namentlich wenn der Schnee sich in schmutziges Wasser auflöst, wie ihn nur einer auf der Gotteswelt haben kann, selbst den der Heimatlosen am Meere auf Sylt nicht ausgenommen. Und dann sind es doch auch Schlesier mit ihrem wunderlichen, dem Eingeborenen so vertrauten, so dazu gehörenden Dialekt, mit ihren Vorzügen, mit ihren Schwächen, mit ihren vielen Besonderlichkeiten und ihrem an der Grenze Böhmens besonders ins Auge fallenden Sinnenleben. Darum soll uns das Buch willkommen sein. Wir lernen unseren „Os-

ten« kennen und den Eindruck ihrer Bergwelt, uns werden seine Bewohner verständlich, wir fahren mit ihnen Schlitten, besteigen mit ihnen ihre walddreichen Höhen – und nehmen selbst zu an Weisheit – daß man auch im Alter noch Schutzwehren braucht vor der Überflutung durch Leidenschaften – daß man auch am „Abend“ seines Lebens noch jung sein kann und darf.



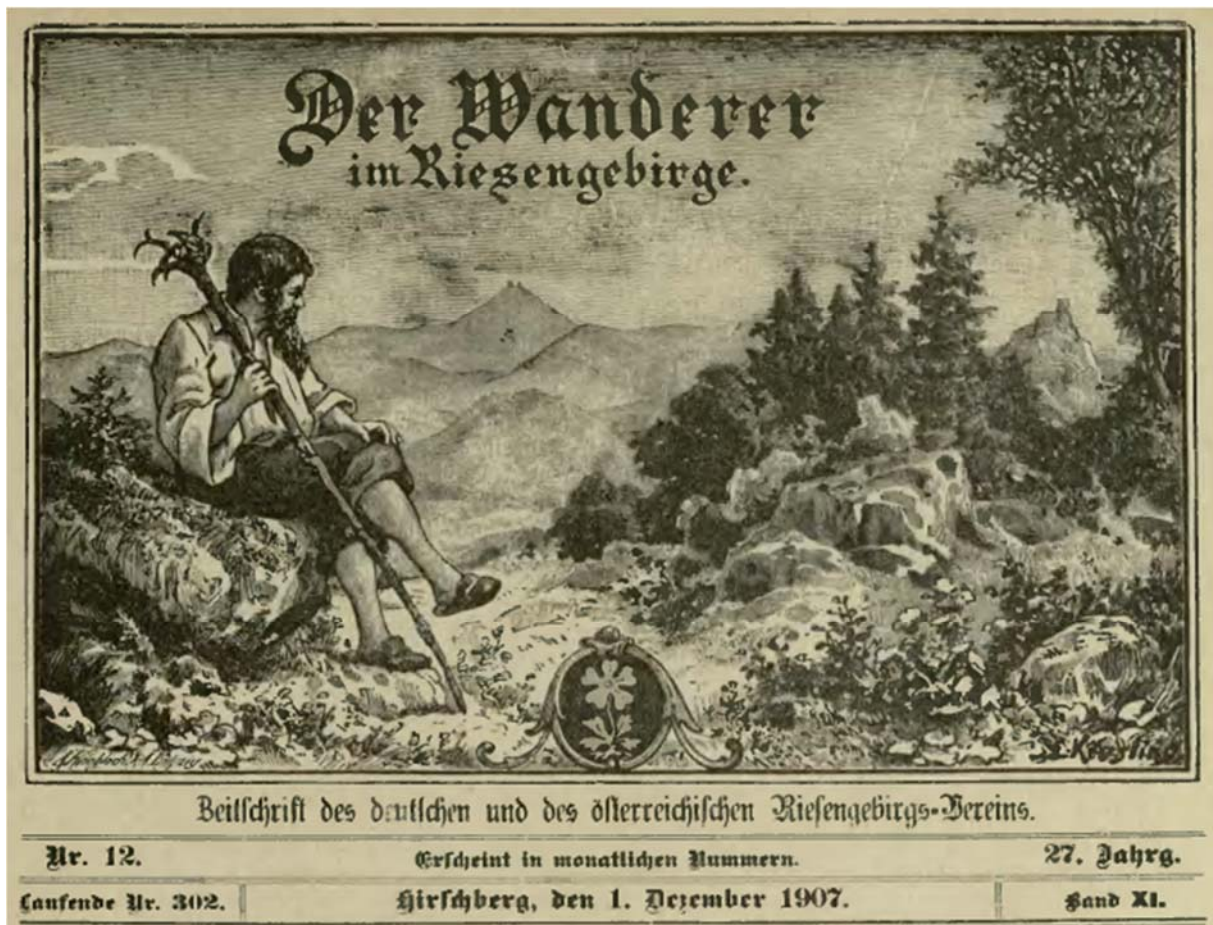
Jubelfest der Ortsgruppe Hirschberg.

Fedor Sommer (Schmiedeberg i. R.)

Gegenüber der Großartigkeit der Jubelfeier des Hauptvereins zu Pfingsten v. J. sollte das auf Sonnabend, den 24. Februar, anberaumte Jubiläumsfest der Ortsgruppe Hirschberg einen mehr intimen und familiären Charakter tragen. So führte Professor Dr. Rosenberg in seiner Festrede aus, mit der die Jubelfeier im dichtbesetzten großen Saale des „Kunst- und Vereinshauses“ eröffnet wurde. Wenn einer, so war dieser Redner dazu berufen, den Rückblick auf die ersten 25 Jahre der Ortsgruppen-Geschichte zu halten; denn (ein einziges Jahr ausgenommen!) ist er während dieser ganzen Zeit der Vorsitzende des Hirschberger R.-G.-V. gewesen. Professor Rosenberg ging in seiner Rede recht in die Tiefe. Nicht bei der Erzählung und beim Berichte von Einzelheiten und Aeüßerlichkeiten hielt er sich auf, vielmehr legte er in festlich-schwungvoller und poetisch anschaulicher Weise dar, was der R.-G.-V. seinen Mitgliedern an geistigem und Gemüts-Gewinn habe bringen wollen, und was er ihm wohl auch bereits gebracht habe. Manche treffliche Wort fiel dabei zur Beleuchtung dessen, was unserer Zeit in sozialer und ästhetischer Beziehung Not tut. Selbstverständlich hob der Redner auch das hervor, was die Ortsgruppe zur Erschließung und Verschönerung der Umgebung Hirschbergs und der Stadt selbst geleistet, und wie sie insonderheit die naturschwärmerischen Bemühungen schöngestiger Bürger des 18. Jahrhunderts weitergeführt und in modernem Geiste zu einem erfreulichen Abschlusse gebracht habe. Es ist dies hauptsächlich durch den Ausbau der Anlagen, Platze

und Wege an und in der Sattlerschlucht geschehen. Auch der wichtigsten Namen aus der Vereinsgeschichte gedachte der Redner dankbar und erlebte die Freude, sogleich seinen eigenen den Annalen des Vereins bleibend einverleibt zu sehen: Sanitätsrat Dr. Baer überreichte ihm nach Schluß der Rede mit einer herzlichen Ansprache, in der er – zugleich im Namen des Hauptvorstandes – der großen Verdienste des Vorsitzenden um die Ortsgruppe und den „Wanderer“ gedachte, ein Diplom, in dem Prof. Rosenberg zu deren Ehrenmitgliede ernannt und die Stiftung einer monumentalen „Rosenberg-Bank“ im schönsten Teile der von der Ortsgruppe geschaffenen Anlagen in Aussicht gestellt wurde. Prof. Rosenberg dankte tief bewegt. – Die andre Hauptnummer des Festabends war Dr. Baers Lustspiel „Alte Liebe“. Die Darsteller des Stückes (zu dessen Inhaltsangabe hier der Platz mangelt) gehörten dem „Dramatischen Verein“ an, waren also Dilettanten. Es ist ein Wagstück, von solchen ein Werk inmitten eines piecenreichen Festabends, nach einer längeren Rede, aus einer großen Bühne und vor einem an langen Bierischen sitzenden Publikum aufführen zu lassen, vor Zuschauern, die zumeist noch unter dem Eindruck der Neuheiten und Schlager der Saison stehen, die auf derselben Bühne von einer guten, berufsmäßigen Truppe herausgebracht wurden. Wenn das gut ausfällt, so sind Stück und Spiel als wohl gelungen bezeugt. Und es fiel bei diesem Ortsgruppens feste gut aus; Spannung und Beifall des zahlreichen Publikums bewiesen es. Gerade für diesen festlichen Zweck erwies sich das Werk, das manchem schon von früheren Ausführungen her (in Görlitz und Warmbrunn) bekannt war, als sehr geeignet, denn es versetzt die Zuschauer in echte R.-G.-V.-Regionen: auf den Kynast und nach Petersdorf, sowie in dessen Umgebung. Riesengebirgstypen – einheimische und touristische – in scharfer Charakterisierung treten auf; die Handlung ist geschickt geschützt und unterhält, und – trotzdem das Stück weit von der Posse abliegt – erheitert es doch in vielen Szenen in erfreulicher und festlicher Weise. Gerade diese lustspielhaften Austritte wurden besonders gut herausgebracht, dank der virtuosenhaften Darstellung eines versoffenen ländlichen „Polizeiorgans“ von beneidenswerter Stupidität durch den Kfm. Herrn Pohl. Kurz: Darsteller u. Verfasser haben Dank und Beifall der Festgäste wohl verdient, der ihnen freudig bereit gespendet wurde. – Nach Beendigung dieses allein schon abendfüllenden Stückes, dem als einziges Allgemeines ein ebenfalls von Dr. Baer gedichtetes Festlied folgte, versagte die Bereitwilligkeit des Publikums zu weiteren feineren und intimeren Genüssen geistiger Natur, und so ging der zweite Teil deklamatorischer Darbietungen von Fräulein A. Oberdiek aus Breslau in Tellergeklapper, Gläserklirren und allgemeiner Unterhaltung unter. Leider! Denn die ersten, dem Baer'schen Lustspiele vorangehenden Deklamationen der Künstlerin bewiesen zwar keine sonderlich glückliche Hand in der Auswahl der Stoffe gerade für diesen Abend, wohl aber ein äußerst sympathisches, gut geschultes Organ und einen durchdachten, feinsinnig-nuancierten Vortrag – Wenn wir endlich noch erwähnen, daß die Stiller'sche Stadtkapelle mit geschickt gewählten Konzertnummern das musikalische Band um all die reichen Darbietungen flocht, daß den Tanzbeinen der jungen Welt im „kleinen Saale“ Gelegenheit

zu reichlicher Betätigung geboten wurde, und endlich, daß noch mancherlei Vorträge, unter ihnen mehrere, von Lehrer Czarnecki mit köstlicher Natürlichkeit erzählte Lichter'sche Schnoken, für die Erheiterung der Nichttänzer sorgten, so dürfte dies R.-G .-Jubelfest wohl hinreichend als trefflich gelungen charakterisiert sein. – Die zahlreichen Depeschen und Briefe, gesandt vom Vorsitzenden des Hauptvorstandes, von vielen Ortsgruppen und zahlreichen auswärtigen Mitgliedern der Ortsgruppe Hirschberg wurden dankbar aufgenommen und empfunden.



Fedor Sommer.

Zwei Novellen. (**Hans Ulrich. Der Narr zum Briege.**)
 2,40 M., geb. 3,50 M. Halle a. S. Richard Mühlmann 1908.
 Von Prof. Dr. Rosenberg – Hirschberg.

Fedor Sommer lebt und dichtet nicht mehr in Schmiedeberg, sondern „weilt“ jetzt in Striegau. „Weilt“ heißt es ja wohl mit dem herkömmlichen Ausdruck von Künstlern und Dichtern, die zur Berühmtheit unter der großen Anzahl ihrer literarischen Kollegen aufgestiegen sind, wenn sie zeitweise die Heimat verlassen und anderen ihre Gaben in Vorträgen schenken. Es ist eine stattliche Reihe von Büchern, die wir ihm verdanken: In der Waldmühle. Ernst Reiland. Am Abend. Der Friede am Berge. Gielana. Pestalozzi in Stanz – und was mehr besagt, unter ihnen sind einige, die einen weiten Leserkreis gefunden haben und in der Kritik für Meisterstücke erklärt sind. Aber das ist es nicht, was

ihn uns für unsere Zeitschrift besonders wert macht. Paul Keller ist der Liebling der Breslauer und sicherlich auch Tausender von Deutschen außerhalb Schlesiens, und unser Gebirge und Vorland hat auch eine Seele ergriffen und ihn z. B. im „Waldwinel“ zum begeisterten Propheten seiner Schönheiten gemacht – doch Fedor Sommer steht uns noch näher. Sind es auch in seinen drei Romanen Grenzfeste nach Österreich zu und vom Gebirge nur der östliche Flügel – das ganze Riesengebirge mit seinen Bewohnern spiegelt sich dennoch in der Seele dieses in Prosa schreibenden Poeten und läßt ihn seine Reize und Eigenart, bodenständiges Fühlen und Denken so malen, daß kein Rest bleibt zwischen dem, was der Leser erwartet und der Schriftsteller gibt. Und mit dieser Freude an der Bergnatur, an den Menschenbildern in ihr, an den Geschehnissen in der sagenreichen Vergangenheit ist er auch jetzt wieder hervorgetreten, wo er doch andere Bahnen wandelt als früher und sich scheinbar für historische Romane – ein *periculosum plenum opus aleae* – rüstet. Die Person Hans Ulrichs von Schaffgotsch, des berühmtesten und bedauernswertesten des ganzen alten, mir Schlesien zusammengewachsenen Geschlechts, hat es auch ihm angetan. Die Geschichtsforschung hat wohl durch das Werk von Krebs endgültig mit ihm abgerechnet, hat das wirklich Historische von dem Gerank der Sache geschieden und klares Licht über diese so interessante Erscheinung des Wallensteinischen Heeres strahlen lassen – aber dem Dichter finden sich immer noch in dem Verlaufe des so wechselvollen Lebens dieses hochstrebenden Mannes gewisse Stellen, in die er sich liebevoll versenken, die er menschlich aufklären möchte. Zeigt doch die Mythe, die sich schon zu der Zeit des Helden und erst recht später seiner bemächtigte, welch' gewaltigen Eindruck die Persönlichkeit, Macht und das unfäßbare Schicksal des in Regensburg ungerecht Enthaupteten auf seine schlesischen Landsleute gemacht hat.

Fedor Sommer tat mit Bewußtsein einen ersten, sicheren Schritt zur Ausnutzung unserer alten schlesischen Geschichte in dichterischer Form. Auch denen, welchen Hans Ullrich keine unbekannte Persönlichkeit mehr ist, wird er hier in anderer Beleuchtung geschildert. Es ist ihm eine Umwelt – man nennt es Milieu – gegeben, von der er sich abhebt, es ist den Freunden unseres Gebirges Gelegenheit gegeben, sich im Geiste in die abgelegenen „Puschhäuser“ zu begeben und Menschen der rauhen, ehernen Zeit, des 17. Jahrhunderts in ihrem Gefühlsleben zu belauschen, während doch der Führer Sommer selbst die ganze

Kunst des Dichters unserer Zeit besitzt, die eigenartige Schönheit der Landschaft bei der wechselnden Bedeutung des Tages und der mächtigen Wirkung der Jahreszeit zu schildern. Wir wollen nicht mit Sommer über einige Abweichungen von der Geschichte rechten, die uns weniger in das Belieben der Dichter gestellt zu sein scheinen, wir wollen ihn auch nicht loben, daß er so glücklich an den meisten Stellen an den Ton der Chronik anzuklingen wußte, ohne unser Befremden zu erregen, wir wollen ihn auch nicht fragen, warum er uns den traurigen Roman der jungen böhmischen Gräfin (Cz.) bis zu Ende zu kosten gab – wir wollen uns freuen, daß er „die merkwürdigen Kanzeln, diese riesigen wollsackartigen Felsen, die zu tausenden über die Hänge des Riesengebirges ausgestreut liegen“, diese Predigtsteine wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und den armen, glaubensfreudigen Menschen, die sich um sie in dem wilden Bergwald gesammelt haben, ein Erinnerungsmal errichtet hat; wir wollen ihm auch zugeben, daß er vollen Grund hatte, seine liebevolle, wenn auch nichts verschweigende Charakteristik mit den Worten zu schließen: „Nimmermehr, Pastor, liegt die Schuld allein auf ihm! Er war ein Vulkan, der in eisiger Umgebung stand, war ein Kind, in dessen Hände das Schwert kam, war ein gradgesinnter Mann in tückisch-verworrner Zeit! Wie hätte es da gut gehen sollen mit ihm und denen, die ihm Gott zugesellte?!“ – Von der anderen tieferen Charakterisierung im „Narr zum Brieger“, darf ich in dieser Zeitschrift nicht ausführlicher sprechen; denn das schöne Piastenschloß zu Brieg steht wohl in wenig enger Beziehung zum Gebirge.



Fedor Sommer: Hussitenjahre.

Eine Erzählung. Buchschmuck von Reinhold Pfeiffer, München. F. Sommer führt sein neues Unternehmen, geschichtliche Stoffe zu Novellen und Romanen zu verarbeiten, altertümliche Chroniken lesbar zu machen und das geschichtlich nicht Überlieferte aus seiner Dichterseele zu ergänzen, fleißig fort. In seinen Hussitenjahren ist es der bekannte Chronikenschreiber Martin von Bolkenhain, der dem Junker Hein von Czynau, Erbherr von Nimmersath und Röhrsdorf die Eroberung Burg und die wilden Gräueltaten jener Zeit erzählt. Wie dessen Vater ein rauher und ungeberdiger Mann geworden war, warum man ihn mit Fluch und Abscheu einen Abtrünnigen und Ketzer nannte, das ist der Inhalt dieser Erzählung, die in ihrer Stimmung recht wohl in die alte schlimme, sehr düstere Zeit paßt. Jene lieblichen Gegenden nur die interessante Ruine Nimmersath die Bolkoburg und das Schweinhaus, der „Angstwinkel“ mit seinen Schrecken – all das wird hier in das liebliche Gerank der Sage und Erzählung gehüllt. Das Büchlein ist gut ausgestattet und wird nicht bloß allen denen, die dort ihre idyllische Wohnung nehmen, sondern allen, die sich für die sogenannte „alte gute Zeit“ interessieren, ein lieber Besitz sein.



Fedor Sommer: (Striegau)
Richard Kranz. Der Sonne zu. Lieder.
 (Jauer, O. Hellmann).

Seit Lilienkron, Falke, Dehmel und Mörike eine so weite Verbreitung gefunden haben, ist der Jetztzeit ein neuer Sinn für echte Lyrik aufgegangen. Was nicht wir ich bildhaft geschaut ist, und was nicht den Stempel eines unverkennbar subjektiven, echten Empfindens und eines inneren Erlebnisses trägt, und was andererseits nicht wieder innere Erlebnisse lebendig machen kann, ist uns heutzutage im lyrischen Gewande nicht mehr genießbar. Die Goldschnitt-Lyrik der 70er und 80er Jahre ist wohl endgültig abgetan. Nur wenige Stücke der vorliegenden Sammlung kleiner lyrischer Gedichte färben nach dieser verblichenen Art ab: die Mehrzahl der Kranz'schen Lieder sind persönlich empfunden und wirken darum auch persönlich. „Die Freudentaler Mühle“, „Lebe wohl“, „Gedenken“ u. a. zählen hier her. Auch lyrische Naturstimmungen versteht der Verfasser gut festzuhalten zu dauerndem Genuß, z. B. im „Gewitter“ und „Nacht“. Mehrfach gelingt es ihm auch, die Sprache so zum Klingen zu bringen, daß sein Lied unmittelbar zum Vertonen reizt, wie im „Der Bach“ und am meisten in „Unser Lied“. – Im

„Wandrer“ besprochen zu werden, dies Recht erringen sich die Kranz'schen Lieder dadurch, daß der Nährboden aus dem ihr Dichter seine Stimmungen zieht, ausgesprochener Weise unser Gebirge ist. Zum Beweise dafür möge hier eine Probe aus den Kranz'schen Liedern stehen:

Gedenken.

Ich zog, ein früher Wanderer,
Durch rotes Heidekraut
Dorthin, wo in die Lande
Die Riesenkoppe schaut.

Ich sah vom Baudenhäuschen
Zum hohen Kamm hinauf,
Sah schimmern und sah blitzen
Die Sonnenbäche drauf.

Die Welt versank in Schweigen,
Der Einsamkeiten Meer
Trug ihren trauten Frieden
In leisen Wogen her.

Ich habe den Frieden gefunden
In sonniger Höhenluft,
Und denke gern der Stunden
Voll Stille, Glanz und Duft.



Die älteste Schneebahn.

Fedor Sommer

Wie schwankend ist doch die Gunst der Zeiten! Es ist von immer frischem Interesse, das an den mannigfachsten Objekten zu studieren, und auch die älteste Schneebahn des Gebirges, d. i. die von den Grenzbauden nach Schmiedeberg herunter, weiß ein Liedlein von der Zeiten Gunst und Abgunst zu singen. Einst, in den Jahren, da der Schlittensport (ein spätes Kind des 19. Jahrhunderts) seinen ersten Aufschwung nahm, war sie die einzige befahrene Bahn. Sie konnte sich des Vorzugs rühmen, daß sie General Gneisenau (dem damals Erdmannsdorf gehörte) populär gemacht habe. Schmiedeberger Bürger und Kinder haben zuerst im Gebirge die „Hutsche“ im größeren Maßstabe zum Werkzeuge einer unbeschreiblich erheiternden und verjüngenden Belustigung gemacht und so unbewußt dem damals noch nicht geborenen Zeitalter der Nervosität ein wunderbar wirksames Heilmittel entdeckt. Gewiß, man darf vom Schlittensport in hohen Tönen und mit einer tüchtigen Dosis Begeisterung sprechen! Glaubt's uns nur, Ihr in den Steingrüften der Großstädte: was eine Schlittenfahrt vom beschneiten Kamme oder Passe herunter Euch an Körper- und Gemütsauffrischung bieten kann, steht weit über dem, was am sommerlichen Gebirge Euer Herz gewinnt! Es ist wohl eine starrere und kältere Pracht als die des farbensatten Sommer- und träumerisch-

bunten Herbstkleides, aber sie ist auch reiner, klarer, einheitlicher, auf wenige Töne gestimmt, auf drei nur: weiß, blau und grün: aber diese drei erklingen in so machtvollen Akkorden, daß es uns wie eine neue Offenbarung der alten Wahrheit überkommt: nur in der gewaltig einherschreitenden Einfachheit liegt die wahre, befreiende Größe. „Befreiend“, das ist wohl der Treffer, wenn’s zu sagen gilt, was die langsame Auffahrt oder der rüstige Aufstieg durchs Feenreich des Winterwaldes (wir wählen absichtlich den Märchenausdruck!) und die sausende Talfahrt an Nutzen mitgeben der bedrängten Brust des drangsalierten Menschen der Maschinenzeit. Befreiend wirkt solch ein Wintertag, wie die hehrsten Kunstoffenbarungen wirken. Und wo wäre eine Kunst, die mit dem rivalisieren könnte, was uns da am Saum und in den Tiefen des Waldes Schnee, Wind und Rauhreif an Zaubergebilden schufen? Wenn vor den dunklen Kämmen die leichten Nebel wallen, alles ins Ferne rückend und zu wuchtigster Größe steigernd; wenn hinter dem Filigrangewebe des Rauhreifs um Lärchenzweige und Tannennadeln der keusche, lichtblaue Winterhimmel seinen schleierumwobenen Hintergrund spannt: wenn der Schnee aus Busch und Baum Riesenstatuen formt mit bloßer genial-malerisch-verschwommener Andeutung der Konturen, als wolle die Natur der bildnerischen Kunst neue Wege weisen: wenn’s rings von Edelsteingeflimmer funkelt wie in den Märchenhöhlen Ali Babas, und wenn bei sinkender Sonne die beißende Purpurglut der Winterkälte Kämme, Gipfel und Hänge überflutet, als sollten sie im neu erwachten Feuer ihrer Schöpfung schmelzen: dann fällt vom staunenden Gaste des Winterreiches alles ab, was „ihn kränket und was ihm Mühe macht.“ Das alles bietet gleich den berühmteren Schneebahnen der Neuzeit ihrem Besucher auch die Grenzbaudenbahn, und doch liegt sie seit Jahren verlassen, überflügelt von den Nachbarbahnen. Und warum? Den Schlüssel, der den Massen die Tore zu den Naturschönheiten öffnet, hält der Eisenbahnfiskus in zögernder Hand. Mangelnde Verkehrsmittel brachten auch unsere Schneebahn ins Vergessen: denn die Bahn, die Schmiedeberg seit zwanzig Jahren mit Hirschberg verbindet, ward für uns verhängnisvoll, weil von ihr in Zillerthal der Fremdenstrom ab- und nach Krummhübel hingeleitet wird. Seit einigen Jahren aber führt die Linie nach Landeshut weiter und verbindet so unseren Ort und damit auch die Grenzbaudenbahn auf dem kürzesten und billigsten Wege mit Breslau und seinem östlichen Hinterlande. Ganz bequem kann man nun an einem Tage von Breslau aus die Grenzbauden besuchen. Der neue Bahnhof Ober-Schmiedeberg ist nun der gegebene Ausgangspunkt für Hörner- und Sportschlittensfahrer, die von Breslau her kommen. In anderthalb Stunden mäßigen Steigens sind von hier aus die Bauden erreicht. Pferdeschlitten zur Auffahrt für zwei Personen (Preis 5 Mark) werden im „Oberkretscham“, besorgt. Für die über Hirschberg kommenden Gäste bleiben nach wie vor die Hotels der Mittelstadt die geeignetsten Ausgangspunkte, während Fußgänger vorteilhaft bis Bahnhof Mittel - Schmiedeberg durchfahren. Für die Gäste aus dem Osten hat unsere Bahn unbedingt den Vorzug, daß sie die billigste aller Hörner- und Sportschlittensfahrten ermöglicht. Dabei ist der Abrutsch von den Grenzbauden reichlich so lohnend wie die anderen Abfahrten, wenn er auch den ausgedehntesten an Länge etwas nachsteht. Sportliche Feinschmecker geben ihm

unbedingt den Vorrang und was die Ausblicke und die Abwechslung der landschaftlichen Szenerie betrifft, steht er unzweifelhaft obenan. Endlich und zuletzt ist seit Beginn dieser Schlittensaison dafür gesorgt, daß die Bahn auch in ihrer Güte und Instandhaltung wieder mit den anderen wetteifern kann. Ein neugegründeter „Schlittenklub“ mit dem Sitze in Schmiedeberg stellt seine Mittel zunächst ganz der Pflege dieser Bahn zur Verfügung, und so ist vorgebeugt, daß sich Klagen über minderwertige Beschaffenheit der Streife, die in den letzten Jahren laut wurden, wiederholen könnten. Der Klub hat auch einen regelmäßigen Meldedienst über die Beschaffenheit der Bahn eingerichtet und veranlaßt, daß der fremde Fahrer auch Sportschlitten in der ersten Baude hinter dem Zollamt gegen eine sehr mäßige Gebühr leihweise überlassen erhält. So können wir mit dem Wunsche schließen, daß unsere treffliche Grenzbaudenbahn nicht nur den nächsten Umwohnern, sondern auch recht vielen Gästen aus der Ferne eine Quelle reichen Vergnügens und dauernden Nutzens für Körper und Gemüt werde.



Mit schlesischem Herzen in und zwischen norwegischen Fjorden.

Von Fedor Sommer, Striegau.

Weit droben im Weißbachtale, am Fuße des Hochsteins, sitze ich zur Sommerfrische Unter mir blinken die Farbentupfen der Marientaler Villen zwischen runden Baumwipfeln hervor und ausgestreut aus grüne Mattenhänge Mir gegenüber ragt majestätisch der Wall des Gebirges, und vom Kamme herab winken gastlich die Alte und die Neue Schlesische und die Schnee grubenbaude.

Ich kam hierher unmittelbar aus dem Wunderlande Norwegen, die Seele erfüllt von überwältigenden Eindrücken. Fast ein wenig bänglich war mir zumute, wie mir nach dieser Fülle von Gesichtern das so viel bescheidenere Gebirgsbild genügen solle aus Wochen hinaus. Aber siehe da! Ein Tag, ja wenige Stunden und das schlesische Gebirge, dem nun einmal das Herz eines rechten Schlesiens ganz und gar ausgeliefert ist, hielt mich wieder völlig im Bann seiner unerchöpflichen

Reize. Ja, ich ward mir bald bewußt, daß mich doch in der unvergleichlich großartigen nordischen Fjordwelt die schlesische Bergheimat immer an unsichtbaren Fäden gehalten und zu sich hingezogen habe.

So bin ich auch von dieser wie von jeder andern Reise heimgelehrt: vertieft und gefestigt in der Liebe zu dieser meiner Bergheimat, die sich so wenig vor Vergleichen zu scheuen braucht, und seien's auch solche mit anerkannten Naturwundern. –

Eine der Vergnügungsfahrten, die die „Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft“ alljährlich mehrmals veranstaltet, entführte mich kurz vor dieser Schreiberhauer Sommerruhe in die norwegischen Gewässer. Diese Fahrten werden mit der eigens für solche Zwecke erbauten Lust-Yacht Meteor unternommen.

Über das behaglich-opulente Leben in einem solchen schwimmenden Hotel ist schon hinreichend viel gesagt und geschrieben worden. Immer aufs Neue aber darf man loben, was die große Schifffahrtsgesellschaft, auf die stolz zu sein wir Deutschen alle Ursache haben, ihren Gästen bietet im Verhältnis zu dem, was sie von ihnen an Gegenleistung fordert. Es will etwas bedeuten, wenn auch recht verwöhnte Menschen sich schon nach wenigen Tagen auf solchen Schiffen in jeder Beziehung heimisch fühlen. Unzufriedene und Mäkler gibt's natürlich immer unter einer Schar von 200 und mehr Passagieren: es sind die, die da wissen, daß der Tadler a tout prix immer den Nimbus des „Erstklassige“ bei der leicht bestechlichen Menge für sich hat. Offengestanden: ich war wohl nicht der einzige an Bord, der auch mit weniger Schlampamperei zufrieden und befriedigt gewesen wäre.

Für zweierlei kann der fürsorgliche „Hapag“ freilich nicht eintreten: für das Wetter und dafür, daß die Reisegesellschaft zusammen stimmt. Das ist aber bei einer solchen Fahrt, wo viele Menschen auf einen, wenn auch recht großen Raum angewiesen sind, das größte Risiko für die Behaglichkeit.

So ist z. B. der Umstand, in welche Tischgemeinschaft einen das Fatum in Gestalt des „Ober-Stewards“, einreicht, gar nicht nebensächlich. Ich traf es in dieser Beziehung glänzend. Aus den mannigfaltigsten deutschen Gauen und aus den mannigfaltigsten Ständen setzte sich unsere Tafelrunde zusammen. So viele Keime eines friedlichen Gegensatzes waren in ihr ausgestreut, schon von der zweiten Mahlzeit an, nach der ersten flüchtigen Beschnupperung, die Verdauung schaffende Würze der Heiterkeit nicht fehlte. Ja, es fehlte auch nicht an dem attischen Salze scharf ironisierender Witze und Sticheleien; denn in unserer Runde sorgte der Umstand, daß Ostelbier und Rheinländer in nächste Nachbarschaft gerückt waren, für die nötige elektrische Spannung, und das mäßigende Element des Weiblichen war nur in Gestalt einer einzigen, mehr genießenden als sprechenden Dame vorhanden. Das kompakte Zentrum aber bildete ein wohlberedter „Stadtrat“ aus Elberfeld, von dem ich nur noch hinzuzufügen brauche, daß er „in Garn macht“, eine Jagd in der Eifel gepachtet hat und der Finanzkommission des Stadtparlamentes angehört.

Natürlich fehlten in der buntscheckig zusammengesetzten Schiffsbevölkerung auch die Schlesier nicht, waren sogar in einer erheblichen Anzahl vertreten, und

mit besonderer Freude begrüßte ich erst in der Schiffsliste und dann auch in Wirklichkeit einen der besten Kenner des Riesengebirges im Winter. Manchen gemüthlichen schlesischen Schwatz haben wir und seine Gattin auf dem Promenadendeck unsers Dampfers gehalten, wenn uns einmal die wahrhaft kettengliedrige Mahlzeitenfolge und das Beschauen der Herrlichkeiten um uns her dazu Zeit ließen.

Die Einschiffung war beendet.

Hamburg, das immerJ, lag hinter uns; ruhig glitt das Schiff mit der Ebbe den Elbstrom abwärts. Von der Unruhe der Einschiffung mich erholend, streckte ich mich in einen der bequemen Lehnstühle in einer Nische des Promenadendecks und sah, wie, umrahmt vom Stützgestänge des Sonnendecks, die farbenfrischen Bilder des rechten Elbufers an mir vorüberglitten, gleich Wandelbildern eines Panoramas. Sie ist ja hinreichend bekannt und gerühmt, diese ununterbrochene Villen- und Hotelreihe der Unterelbe im saftigsten Grün wohlgepflegter Parklandschaften. Im überraschend weit gegen die Meerseite hin vorgeschobenen Blankeneser Bergrücken findet sie ihren imposanten Gipfelpunkt. Immer breiter dehnt sich die Stromfläche aus.

Kuxhafen lockt uns auf die andere Seite. Es empfängt uns in seinen Hafenanlagen und öffentlichen Gebäuden voll festlichen Fahnenschmuckes, zu Ehren einer Kommission von Reichstagsabgeordneten so herausgeputzt, die zu einer Besichtigung unserer Marineanlagen an der Ost- und Nordsee unterwegs sind.

Bei dem ersten Nachmittagskaffee an Deck, entspinnt sich eine „lütte“ Rafferei des durstigen, noch nicht recht an die treffliche Ordnung gewöhnten Schiffsvolkes, und kurze Zeit, drauf erscheint uns in fernen Nebeln die markante Umrißlinie von Helgoland. Unser Kapitän hält aus Rücksicht auf die Schaulust seiner Gäste so nah als möglich an das meerbenagte Eiland heran, sodaß auch der, der diese jüngste deutsche Erwerbung noch nicht selbst aufsuchte, eine hinreichende Anschauung ihrer Eigenart, sogar ihres Dreifarbenreizes empfängt.

Und noch immer gleitet das Schiff ruhig und ohne Schwanken dahin. Die Nordsee zeigt sich uns in einer Milde und Gelassenheit, die ihr sonst nicht grade eigen ist. Eine köstliche Abendstimmung gießt sich über die See aus. Und der Schiffsarzt freut sich der mangelhaften Praxis.

Der Binnenländer nimmt das als Selbstverständlichkeit entgegen, besonders eine versippte Schar von vier sächsischen Ehepaaren, offenbar recht wohlsituierte Fabrikantenfamilien aus dem Voigtland, die ich sogleich bei mir „die sächsische Kolonie“ taufe. Ihre ausgelassene Heiterkeit vertreibt aus ihrer Stuhlnähe nicht nur ein frostig-reserviertes Oberleutnantspaar, dessen Edelsitz da irgendwo im förmlichen Norden an der Wasserkante liegt sondern auch manchen andern, der das unverfälschte Jdiom der guten Sachsen weniger „scheißlich“ findet. Mir aber wollte der Gedanke nicht schweigen: „O Jhr Ahnungslosen!“ Denn schon holte das Schiff manchmal wie zu einem tiefen Atemzuge aus.

Zunächst hatte das in der „Kolonie“ keine andre Wirkung, als daß ihr gespaßiger Alterspräsident mit einer, im Übermut erworbenen Flasche „Antinausin“ hausieren ging. Der Arme! Am nächsten Morgen lag er als schöne Seelrankheits-

Leiche inmitten des Trümmerfeldes geknickter Lilien, in das sich die Weiblichkeit der Kolonie über Nacht verwandelt hatte! –

Und sie waren nicht die Einzigen! –

Ohne sehr auffällige Wellenbildung machte eine erhebliche Unterdünung den „Meteor“ zu einer rechten Wehmutsschaukel, und der gegen 10 Uhr am andern Morgen einfallende Nebel, der zu minütlichen Signalen mit der Dampfpeife nötigte, erhöhte auch nicht gerade die Stimmung der Beelendeten.

Die andern aber freuten sich der rüstigen Fahrt und des Wohlseins an der gelichteten Tafel, bis gegen Abend die aus der Dämmerung auftauchenden ersten schroffen Küstengestade des Reisezieles allein Weh ein Ende machten. Und da hob auch gleich das Leitmotiv an für das hohe Lied des Naturgenusses, das uns in den nächsten 10 Tagen vieltausendstimmig umtönen sollte (ähnlich, wie an der Schwelle des Hirschberger Tales der plötzlich dastehende Gebirgswall die winkenden Wanderfreuden ahnen läßt). Schwarzbuckelige Schären, grüne Vorländer mit schreckhaft einsamen Höfen, steile Uferberge mit blinkenden Wasserfällen und im fernen Hintergunde landeinwärts die ersten Schneehäupter, alles das umflossen von einem bleigrauen Abenddämmern: dies waren die Erstlingseindrücke, von denen zu trennen uns trotz der empfindlichen Abendkühle nicht leicht wurde.

In weitem Bogen fuhr unser Schiff an der Öffnung des Stavangerstords vorüber und wand sich aus abenteuerlich verschlungenem Pfade zwischen grau-grünen Schären hindurch in die weite Mündung des Hardanger Fjords hinein. Wergeland, Norwegens gefeierter Dichter, nennt den Hardanger-Fjord den „wunderherrlichen“. Wie sehr er damit Recht hat, konnten wir zunächst nicht feststellen; denn wir durchführen ihn zum größten Teile im Schlaf, („zur Nacht“ kann man in dieser Breite schon im J nicht mehr gut sagen).

Dem Hardanger ist, wie allen größeren Fjorden der norwegischen Westküste, eine hirschgeweihartige Verzweigung eigen. Wir bogen bereits in den innersten dieser Geweihzinken, in den Sörfjord, ein, als ich um 6 Uhr morgens durch die Tür der Deckkajüte trat und verblüfft stehen blieb.

Verblüfft; denn soviel ich auch über die Eigenart dieses gleichsam ins Wasser gerutschten Alpenlandes gelesen hatte, so hatte ich es mir doch nicht vorgestellt!

Und es ist ja auch nicht recht zu schildern, wie diese Bergwände, grau, schrunsig, zerrissen, gletscherpoliert, steil und starr dem dunkelgrünen Fjordwasser entsteigen in einer so gewaltigen Größe und Ausdehnung, so ganz und gar aus Maß und Abschätzung herausgerückt, unnahbar und abweisend! – Herzbedrückend trostlos wäre ihr Anblick, zauberten nicht die wunderbaren Moospolster die jedes schmale Steinband, jede einigermaßen ebene Fläche und Rinne überspinnen, mit ihrem schimmernd-satten Grün Weichheit und Milde in dieses Bild, und schäumte nicht überall das Wasser in zahllosen Rinnsalen, Kaskaden und gewaltigen Stürzen weiß und wallend die Felswände herab. In unerschöpflicher Fülle! Denn droben, hinter den Rändern der Fjorde, ist die Welt nicht zu Ende, wie's vom Schiff uns scheint, sondern da dehnen sich die endlosen Fjelde aus, jene Schnee- und

Gletscherfelder, die wir über den entfernter gelegenen Bordwänden in der Morgensonne feenhaft schimmern und strahlen sehen in ihrem unberührten Weiß und märchenhaften Blau-Grün.

Namen sind in diesem Wunderlande mehr als irgendwo anders Schall und Rauch, und auch dem geographisch nicht ganz unkundigen Reifenden wird's schummrig vor den Augen, will er sich einigermaßen über die Namen der Berge, Gletscher, Wasserfälle, Inseln und Vorgebirge unterrichten. Nur das ganz Große in jeder einzelnen Landschaft merkt man sich wohl mit Namen, und zu dem gehört in dieser Fjordspitze das Gletschergebiet der Folgefond, eines Firnfelds von nahezu 40 km Länge, an manchen Stellen 15 km breit. Für seine touristische Be-zwingung eignet sich am besten Odde, am letzten Ende des Fjords gelegen, wo ihn die Bergwände bis auf wenige hundert Meter einengen. Odde ist ein stattlicher Kirchort mit geschmackvollen Hotelbauten.

Hier betreten wir zuerst norwegischen Boden, um einen Ausflug nach dem Lotefos zu unternehmen.

Zum ersten Mal bestiegen wir die für norwegische Landreisen so charakteristischen „Stolkjaerren“ (Stuhlkarren), zweirädrige Wägelchen, auf denen man allein oder zu zweien vor dem hinten aufhockenden Kutscher sitzt, gezogen von kleinen, flinken, ponyartigen Pferdchen, die man schon nach der ersten solchen Fahrt wegen ihrer Behendigkeit und Zuverlässigkeit lieb gewinnt.

Gern gönnt man ihnen die allhalbstündliche kurze Rast an den fürsorglich neben der Straße aufgestellten Wasser-Trögen, und willig folgt man der tierlieben Anforderung von Plakaten, die an steilen Straßenstellen „die reisenden Herrschaften“ bitten, zur Schonung der Pferde zu Fuß zu gehen.

Aus solchem Gefährt geht es von Odde auf der guten Telemarker Landstraße über einen imposanten alten Moränenwall hinauf zum Hochsee Sandvenvand und neben ihm aus einer Schwesterstraße der Axenstraße des Vierwaldstätters entlang. Rechts tut sich dabei des Blick ins eisstarrende Jordal aus mit dem Burbrae, einem gewaltigen Gletscher.

Von links und rechts her strömen auf der weiteren Fahrt große und kleine Wasserfälle rauschend oder lautlos, in Dampf zerstäubend oder mit breiten, porzellanweißen Schaumseilen den Felsabhang umstrickend, zur schmalen, grünen Talsohle nieder oder versinken – ins tiefgrüne Wasser des langgestreckten Sees.

Von ihm aus leitet uns die Straße hinauf zum schäumenden und gischenden Wildwasser des Gronsdalelvs, (in dem vor einigen Jahren der junge Marineleutnant von Hahnke aus dem Gefolge des Kaisers radfahrend verunglückte) und über eine ständig vom Lotefos übersprühte Brücke zu diesem selber hin.

Er verdient wohl beides, den Besuch wie die besondere Schilderung, in seiner ungestümen Macht und Schönheit, und uns wird in unserm schlesischen Herzen etwas verschüchtert zumute, gedenken wir bei seinem Anblick der künstlich aufgestauten Fälle unseres Gebirges. Im spitzen Winkel schießen von einem unsichtbar bleibenden, durch die Bergkante verdeckten Gletscher-See zwei starke Wildbäche in engen Felsenklüften aufeinander zu, wie zwei wutentbrannte Titanen der Urzeit. Turmhoch sprüht dabei der feine Wasserdampf aus der engen Klamm zum

Himmel empor. Diese Riesenfontaine senkt sich an ihrer Spitze in schöner Spirale wieder zum stürzenden Wasser herab, das nach der rasenden Umschlingung der beiden Wildlinge mit verdoppelter Wut den untersten Teil der Klamm abwärts gurgelt, eben unter jener Brücke hindurch, über die wir bergwärts führen.

Bedenkt man nun noch, daß dieses sinnbetäubende Schauspiel sich in der wirkungsvollsten Szenerie, zwischen senkrecht aufsteigenden Felswänden eines engen, unbeschreiblich frisch-grünen Hochtals abspielt, begleitet von dem ruhigen Rauschen eines andern, in breiter, weißer Schaumfläche an der gegenüber liegenden Wand herabgleitenden Falles, so erhält man eine ungefähre Vorstellung der Größe und Milde, Gewalt und Lieblichkeit, die sich hier Ei einem unvergleichlichen Eindruck verbinden. Alles in allem: der Beginn der eigentlichen Fjordfahrt mit Odde und dem Besuch des Lotefos muß als ein sehr glücklich gewählter bezeichnet werden.

In langer Nachtfahrt durchfurcht das Schiff den größten Teil des Hardanger Fjords noch einmal und läuft in früher, kühler Morgenstunde Bergen an.

Fröstelnd setzen wir an Land und eilen – Bergens Betrachtung aus das Ende der Reise aufschiebend – zum Bahnhof, um in mehrstündiger Fahrt den Inland- und Touristenort Voßwangen zu erreichen. Zum größten Teil ist's eine Riviera-Fahrt am Gestade des Sör-Fjords auf einer Trace, die nahezu von Anfang bis Ende aus steilen Felswänden herausgesprengt wurde, durch eine Unzahl Tunnel führend (die zu zählen die Hauptbeschäftigung zweier Mitreisenden war) – mit Um- und Ausblicken auf die spiegelblanke Wasserfläche und ihr schimmerndes Gestade, die sich unverwischbar unserer Seele einprägen. Hier senkt eine der einsamen, weißen Holzkirchen mit schlankem Turm ihr Bild in die Tiefen des krystallklaren Wassers; dort schwimmt eine kleine grüne Insel, überragt von himmelhohen Wänden, auf der unbewegten Flut, eine zweite Isola della, dort schiebt sich spitz und grün eins der Vorländer weit in die Wasserfläche hinein mit einer kleinen Kolonie bunter, hauptsächlich rot angetünchter Bauernhöfe.

So sehen wir mit einer Art Trauer den Zug vom Fjord ab- und in das Matten- und Waldtal von Voß einlenken, das für die Gegend zwischen Hardanger- und Sogne-Fjord einen touristischen Mittelpunkt bedeutet. Auf einer, durch ihre Länge schließlich ermüdenden Skoltjaerenfahrt erreichen wir einen der Glanzpunkte unserer ganzen Reise: Stahlheim über der Stahlheimsklev. Dies ist eine Felswand, die mit 250m Höhe fast senkrecht in das enge Naerdal abstürzt. Der Blick von ihrer Kante am Hotel Stahlheim hinunter und das Tal hinab ist allerdings von einer unvergleichlichen Großartigkeit, und die sich hier erschließende Gebirgslandschaft ist wildromantisch im höchsten Sinne des Wortes.

Auch hier tun Namen wenig zur Sache. Auch hier ist es die starre Großzügigkeit, die wilde Herbheit, die schreckhaft-schöne Nacktheit der Felsgebilde und die belebende Gewalt des rastlos rinnenden und stürzenden Wassers, was der Gegend ihren so ureigentümlichen Zauber verleiht, der auch den Blasiertesten und Verwöhntesten gefangen nehmen muß und gefangen nimmt.

Mehr als sonst im granitischen Fjordlande herrschen hier Syenit und Serpentin vor. Dem letzteren verdanken die beiden gigantischen Torflügel des Naerödals

ihre sonderbare Form: mit runden Gipfeln, wie zwei wohl abgedrehte Glockenformen, stehen sie da, seidig schimmernd im auffallenden Lichte, und die dicken, langen Adern eines weißen, reinen Marmors tönen in auffallender Weise die Riesensäulen dieser Riesenglocken ab.

Zwischen ihnen und zwei tosenden Wasserstürzen leitet uns eine Serpentinstraße von unglaublicher Kühnheit zur Tiefe der Talsohle, die wir nun, überragt von den beängstigend eng aneinander gerückten Felswänden, in schnellstem Trabe hinunterfahren, unbesorgt trotz kreiselender Kurven, trotz Prellsteinen und Wildbächen. Einmal noch steigert sich unser Staunen zu förmlichem Starren: das ist am Fuße einer Wand, die in mindestens 1000 m absolutem Absturze und mehreren Kilometern Länge sich buchstäblich senkrecht über uns emporreckt, von abgestorbenen Flechten und Algen zum Teil kohlschwarz gefärbt, eins der Naturgebilde dieses Mirakellandes, das uns in unserer Menschheit so wurmhafte klein erscheinen läßt.

Und dann endet die Fahrt durch diese Pittoreske im Abendschimmer am wonnig-lieblichen Ende des Sognefjords bei Gudvangen!

Auch das ist ein besuchter Touristenort und als Wagenstation für das Stahlheimtal bedeutsam.

Nach der vortrefflichen „Hauptmahlzeit“, die wir um 8 Uhr abends eingenommen, liege ich auf dem Sonnendeck und fühle in der bequemen Lage mit größtem Behagen die Stuhlkarren-Erstarrung aus meinem Gebein weichen. Die Luft ist mild und still, und die Beleuchtung des schmalen Himmelsstreifens, den die ringsum ragenden Wände des hornartig gebogenen Fjordes frei lassen, ist rosig und zart. Es ist so still um mich aus diesem obersten Teile des Schiffs; in der Natur umher liegt so viel Feiertags-Vorstimmung (wir haben heut Sonnabend!); so lautlos-gelassen sinken die Schleierbänder der beiden Wasserfälle links und rechts abwärts zum spiegelklaren, unergründlich tiefgrünen Fjordwasser; so wehmütig mild, so anmutig herb, so südländisch und doch so kühl-gelassen zugleich ist das wunderbare Bild geruhsamen Friedens um mich her, daß ich mich gegen lyrische Anwandlungen längst vergangener Tage vergeblich sträube. Und fürwahr, wenn eine Gegend das abgebrauchte Attribut des „malerisch-poetischen“ verdient, so ist's diese Fjordbucht von Gudvangen! –

Nur die verstandesmäßigste Überlegung kann einen in solchen Nächten, die noch um 1 Uhr bequemes Lesen auf Deck gestatten, nötigen, endlich die Kabine aufzusuchen. Der prachtvolle Sonntagmorgen, der diesem stimmungsvollen Gudwanger Abende folgte, vertiefte durch einen Spaziergang am sonnenbeschiedenen Ufer des Fjords entlang den farbenreichen Eindruck, den wir aus diesem traulichen Weltwinkel mit uns fortnahmen, als wir gegen Mittag die Anker lichteten.

Mit immer sich erneuendem Staunen führen wir aus dem engen, streckenweise nur Stromweite messenden Nærofjord durch den breiteren Aurlands-Fjord, die beide nur Endzinken des Sogne-Fjords sind, in dessen Hauptast ein, um zur Vesperzeit vor Balholmen wieder vor Anker zugehen.

Dies ist ein regelrechter Seebade-Ort, gelegen an einer üppig grünenden, gärtenreichen, schmalen Flachküste, überragt von gletscherbedeckten Bergen mit der Aussicht aus die hier seenartig verbreiterte Fläche des Fjords und aus ferne Schneehäupter am jenseitigen Ufer. Mit dem, was hier die Natur in verschwenderischer Fülle an Farben und Formen bietet, verbindet sich glücklich, was der Mensch an Anlagen und Bauwerken hinzutut, so die schmucke St. Olafskirche, die Villen- und Hotelbauten für die ständige und flutende Bewohnerschaft dieses besuchtesten norwegischen Bades.

Für empfindsame Gemüter hat dies wonnige Gestade noch seinen besonderen Reiz: man erblickt in ihm das Lokal der Frithjofsage Tegnèrs und bezeichnet dementsprechend den kleinen Ort aus der Balholmen gegenüberliegenden, weit vorspringenden Landzunge als Framnäs. Die spekulative Neigung, die in dem fremdenverseuchten Teile der norwegischen Bevölkerung leider, leider auch schon ganz hübsch wach geworden ist, kam solch empfindsamer Regung zu Hilfe und errichtete aus einem Hügel am Strandwege einen hohen Bautastein mit der Runeninschrift BHL, und „das Grabmal König Beles“ war fertig. Lassen wir uns durch das so wenig verstimmen, wie durch das viel bekanntere Grabmal Hamlets am Strande von Marien-Lyst bei Kopenhagen. Freuen wir uns vielmehr der lustvollen Aussicht, die uns dieser Bele-Hügel unter seiner uralten, breitschattigen Trauerbirke über den lachendsten der nordischen Fjorde hinweg erschließt!

Wer doch einmal Tage und Wochen an diesem Ingeborg-Strande verträumen dürfte! –

Am späten Nachmittag dieses Sonntages durchfuhren wir die weitgespannte Öffnung des Sogne-Fjords, der mit seinen 180 km Gesamtausdehnung der längste unter allen norwegischen ist, und bogen in der Zeit, in der daheim die Sonne untergeht, nach Norden in das Fahrwasser zwischen dem Festlande und dem Skjærgeard (d. i. der Kranz der Schären, der die Küste in weiterem Abstände umsäumt). Ruhig, wie aus einem Binnensee gleitet das Schiff zwischen diesen zahlreichen Buckeln und Bergen, Klippen und Klinken dahin auf einer abenteuerlich gewundenen Bahn, die uns Landratten die größte Hochachtung vor der Zuverlässigkeit der Seekarten, noch mehr aber vor der der beiden norwegischen Lotsen abnötigt, die wir zu abwechselndem Dienste an Bord haben. Erleichtert wird ihnen ihre verantwortungsvolle Aufgabe durch die Klarheit der Lust (welch schreckhafter Gedanke, in diesem Klippenwirrsal bei Nebel fahren zu sollen!) Erleichternd wirkt natürlich auch das lange Verweilen der Sonne über dem Horizont, dem sie sich, im spitzesten Winkel nur sehr, sehr langsam nähert. Zwischen 11 und 12 Uhr erst sinkt sie, linienweise tiefer rückend, ins Meer, und nun hebt das märchenhaste Schauspiel der lichten, kurzen Nordlandnacht an.

Wie soll man sie schildern?

Der Sprache fehlen die Mittel dazu; für diese Art von Schönheit ist jeder Klang, auch der zarteste, zu hart. Nur in armseligen Metaphern kann man versuchen, die Erscheinungen in sich und andern wieder lebendig zu machen, die da aus dem Meere und seiner Umsäumung ein wundersames Zwielficht aufdämmern läßt.

Zwar die purpurne Röte, die da aus dem frischen, nassen Sonnengrabe auflodert wie die Fackel eines Kratersees, die kann man wohl auch in unsern Breiten zu guter Stunde bewundern, aber sie hält dann kaum so viele Minuten an, wie hier Stunden. Und was sie neben und hinter uns hervorzaubert, das bietet keine Gegend unserer Heimat zu keiner Zeit. Dieser blaß-rosa-violette Schimmer auf dem kahlen Gestein der fernerer Schären, der sich aus ihren spärlichen Moospolstern in ein Graugrün seltenster Art wandelt; dieses schleierhafte Hingehauchtsein der fernsten, höchsten Berge auf einen Hintergrund von seidenartem, blassestem Blau, das sie wie ferne Märchenländer umspannt; vor allem aber diese tief-schwarze Nacht, die die allernächsten und allerniedrigsten Felsbuckel umdüstert wie ein trostloses Schicksal, und dazwischen der Riesen-Schwalbenflügel der Kielfurche unseres Schiffes, in der ein ganzer Schwarm aller denkbaren Farben- und Lichtreflexe sich tummeln wie über ihm die Silberpunkte der raubgierigen Möven: das ist alles so einzigartig, so ganz und gar herausgerückt aus unserm sonstigen Naturgenuß-Repertoire, daß man's kaum glauben mag und als wachender Träumer am Bordgeländer lehnt und fassungslos murmelt: „O wäret Jhr auch bei mir, die Jhr ferne mich liebt. In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut!“

Es ist ein gutes Zeichen für die sich steigernde Großartigkeit der Eindrücke, daß aus der weiteren Fahrt uns auch im Tageslichte neue Bewunderung nach solcher Nachtfahrt abgenötigt werden konnte.

Ein vielgestaltiges Interesse erregte zunächst das in früher Vormittagsstunde des nächsten Tages erreichte Aales und. 1904 wurde durch einen ungeheuren Brand diese junge Handelsstadt nahezu ganz zerstört. Kaiser Wilhelm und viele andere Deutsche ermöglichten durch reiche Spenden ihren schnellen Wiederaufbau. Und seitdem ist der Ort in aller Munde.

Aber auch ohne das muß er bei jedem Besucher bleibende Eindrücke hinterlassen. Dafür sorgen: die zerstreute Lage des Ortes auf mehreren Landzungen und Schären, die malerische Umsäumung seines Hafens durch einen Schwarm felsiger Eilande, auf denen sich einzelne Berge zu imponierender Höhe erheben, das rege Leben und Treiben in seinen Häfen, in denen alljährlich für viele Millionen getrockneter Dorsch in alle Weltteile, besonders nach Spanien, verschickt werden, vor allem aber das bunte Bild, das sich dem staunenden Auge bietet, wenn man den verblüffend steilen Aalesundsaxla erklettert hat. Mit 155 m absoluter Höhe erhebt er sich unmittelbar über der Stadt. Die Umschau vom Kulm dieses Felsblockes auf die mannigfachen tiefblauen Meeresteile um die Stadt her, die landwärts von einem Kranze schneebedeckter Berge umsäumt werden, hat große Ähnlichkeit mit dem Rigi-Blick.

In Sonne gebadet, lag diese farbensatte Landschaft uns zu Füßen, als wir die Höhe des Axla erklommen hatten, und in lachender Sonne leuchtete uns wenige Stunden nach dem Abschiede von Aalesund das Städtchen Molde, am gleichnamigen Fjord, entgegen.

Kein Wunder, daß Molde und sein Fjord zu den Lieblingsplätzen unseres Kaisers gehören! Selten wieder auf unserer Fahrt fanden wir Lieblichkeit und Großartigkeit so eng verschwistert wie hier. An einem sanften Gestade von südländischer Fülle der Vegetation liegt der Villen- und Hotelort.

Seine schmucke Kirche birgt ein etwas süßliches Altarbild von Axel Ender, das in allen Touristenorten schier zum Überdruß feilgeboten wird.

Ganz in Obstgärten eingebettet, liegen die Anwesen, und Alleen mit großen, runden Baumkronen ziehen sich am Strand hin und die sanften Höhen des Hintergrundes hinauf, hier, fast 3 Breitengrade nördlicher als St. Petersburg, in einer Breite, in der jenseits des Atlantischen Ozeans endlose Gletscher Land und Wasser in einen starren Panzer schlagen und nicht die armseligste Flechte mehr gedeihen lassen. Hier, im Anblick dieser thüringisch erscheinenden Waldlandschaft, besonders wenn man sie vom weitschauenden Aussichtsgipfel des Moldehei in 400 m Höhe betrachtet, wird man sich so recht der wunderbaren Wirkung des Tausendkünstlers Golfstrom bewußt, der diesen Breiten ihr mildes Klima einhaucht.

Und drüben, über dem halbrunden, breiten Becken des Fjords, welcher Gegensatz!

Wie ins Berner Oberland sieht man sich versetzt beim Anblick dieser Perlenkette von Schnee- und Gletscherbergen. Zwar messen die höchsten von ihnen nur 1800 m, aber das sind eben 1800 m relativer Höhe, vom Meeresspiegel aus gesehen, und so entspricht ihr Eindruck durchaus dem, den Ortler und Königspitze von Trasoi und Sulden aus hervorbringen. Es sind die Romsdal-Alpen, die sich da so stattlich aufpflanzen, und – weniger durch seine Höhe, mehr durch seine gigantisch-trotzige Form! steht gebietend mitten unter ihnen das Romsdalshorn. Zu seinem Fuße hin führt uns am nächsten Morgen eine mehrstündige Stuhlfahrt.

Sie beginnt bei der Militärstation Naes und trägt uns durch das alpine Tal der Rama, dessen andere Umwallung die zackig-zerschrumsene Wand der Troldtinder, d. h. Hexenzinnen, bildet. An die Kesselabstürze der Schnee gruben, mehr noch an manche granitisch-wilde Schlucht der Tatra gemahnte mich ihre schneefleckige Absturzseite mit den grauen Steinschlaghalden, während der ihr aufgesetzte Zinnenkranz zackiger Zinken, „Hochzeitszug“ genannt, in den Watzmanngipfeln verwandte Formen findet.

Mitten zwischen diesen beiden Berggewaltigen liegt, in enge Talschlucht eingeklemmt, der Alpenort Horgheim mit einem bescheidenen Hotel.

Lange, lange hatten wir diese barocken Gipfelbildungen in der Rückschau noch vor uns, während wir aus dem Romsdal-Fjord wieder in den Moldefjord hinaus dampften. Recht bedenklich begann bei der Ausfahrt aus diesem in den offenen Ozean hinaus das Schiff zu schaukeln; aber die von manchen schon stark gefürchtete Nachtfahrt nach Drontheim verlief besser, als es den Anschein nahm. In kühler Morgenstunde warfen wir vor der so sehr interessanten Krönungsstadt Anker.

Unsere Dampfbarkasse (einer von den Lieblingen der Meteoriten), deren Auf- und Abwinden vom Oberdeck immer ein gernesehenes Schauspiel bildete, zog uns wie überall in den großen Rettungsböten an Land, und wir durchfuhren nun die alte Stadt mit ihren schmucken Holzbauten in ihrer ganzen Breite, um zum unteren Lersos zu gelangen. Das ist ein zwar nur niedriger Wasserfall, dafür aber einer der wildesten Gesellen unter all den hunderten, die wir nach und nach auf dieser Reise an uns vorübergleiten sahen. Seine ungestüme Kraft muß nun die elektrischen Leitungen der alten Stadt speisen, auf deren interessantes Panorama wir unterhalb des Falles einen prächtigen Ausblick gewannen.

Natürlich versäumten wir auch nicht, der uralten Krönungskirche der nordischen Könige, dem in der Wiederherstellung begriffenen Dome, unsern Besuch abzustatten. Er ist eines der interessantesten Bauwerke, die ich gesehen habe, sowohl was sein Material, als auch seinen Stil anbelangt. Aus weichem, mit dem Messer schneidbarem, aber doch niemals verwitterndem Seifenstein sind seine Mauern errichtet, und vor ihrem schwarz-grünen Grunde stehen innen und außen blendend weiße Marmorsäulen. Im Stil aber zeigt die gewaltige Kirche eine verblüffend geschickte Verschmelzung des nordisch-romanischen mit dem gotischen Stil.

Landschaftlich bietet die Umgebung Drontheims, das im Winter kein wesentlich kälteres Klima aufweist als Dresden, trotzdem es unter 63 Gr. nördlicher Breite liegt, mehr Liebliches als Großartiges. Die uns nun schon zu einer gewissen Gewohnheit gewordene Verbindung beider fanden wir dann wieder vollauf bei der Fahrt durch den Norddals-Fjord, hervorragend aber in seiner innersten Verzweigung, im Geiranger-Fjord.

Wir sind ja nun schon ein wenig abgestumpft gegen den Reiz, der in dieser himmelhohen Umrandung einer schmalen Wasserfurche durch groteske, steile Bergwände liegt, aber hier wirkt dieser spezifische Norwegen-Zauber doch noch einmal mit ungeschwächter Kraft auf uns. Denn schneller als in den andern Fjorden verengt sich die Wasserbahn, steiler und trutziger und zugleich auch höher strecken sich die Fjordwände zum leuchtenden blauen Himmel auf; in größerer Ausdehnung erschließen sich die Schnee- und Gletschermassen dieser Umwallungen unserm Auge, und zahlreicher als je vorher treibt das fallende Wasser in seinen Stürzen vor uns sein bezauberndes Spiel.

Langsamer und immer langsamer – um uns Zeit zum Schauen zu gönnen – gleitet der Dampfer zwischen diesen Wundern dahin, von denen sich in jeder Biegung neue und intimere auftun, und nun – nun sehen wir sie an der linken, steilen Wand des spiegelklaren Fjords lautlos abwärts schweben, sie, auf die wir durch Abbildungen, Postkarten und vom Hörensagen schon so lange gespannt vorbereitet waren: „Die sieben Schwestern.“ Stimmungsvoll spielt die heimlich aufgestellte Schiffskapelle bei ihrem Anblick „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“, indes die Maschine ihr Stapfen ganz einstellt.

Heckenfeuerartig knipsen um uns her die zahllos auf die Fälle gezückten Kodaks. Ein Echo weckender Böllerschuß erschreckt uns, und als ein schnoddriger Berliner, der die Siebenzahl der Wasserschleier nicht zusammenbringen kann,

sagt, es müßten zwei von diesen Schwestern schon weggeheiratet sein, sind wir ehrlich empört. Und doch: das alles vermag uns nicht ganz um den Genuß dieser köstlichen Reiseminute zu bringen. Denn mehr noch als auf den Staubbach der Schweiz trifft auf diese geisterhafte Verflüchtung des felsabstürzenden Wassers Goethes wunderbarer „Gefang der Geister über den Wassern“ zu: diese leichten, weißen, wehenden Schleierbänder aus Wasserdunst, sie haben alle Erdschwere verloren, scheinen in der Tat vom Himmel zu stammen und zum Himmel zu wallen, entgegen allen Gesetzen der Erdschwere.

Noch zitterte dieser geheimnisreiche Eindruck in uns leise nach, als uns die wieder beschleunigte Fahrt um die letzte der Fjordbiegungen führte und vor uns ein Bild auftauchte, das wie in einer künstlerischen, absichtlichen Verdichtung, alles in engem Rahmen zusammenzufassen schien, was uns bisher an verschiedenen Orten im einzelnen Entzücken und Verwunderung abgenötigt hatte.

Und in der Tat: dieser Fjordabschluß bei Merok ist eine Quintessenz jener Verbindung von Gegensätzen, in der ich den wesentlichen Inhalt des unbeschreiblichen Reizes der Fjordlandschaften erblicke. Die Lieblichkeit von Molde und Balholmen, das weiche Umhegtsein der Gudwangener Bucht, die starre Großartigkeit von Stahlheim, sie alle reichen sich um dieses Meroker Vorland her die Hand, und alle haben ihre schönsten Farben hergeliehen, um Meer und Gestade, Berghang und Matte, Felsrücken und Wasserfälle, und über ihnen die Firnhäupter und Fjelde in bestrickende Buntheit zu kleiden.

Mit freundlichen Häuser-, Villen- und Kirchenbauten und den lachenden Far bentupfen seiner blauen, grünen, roten und rosaroten Kähne malte auch der Mensch mit an diesem lachenden Bilde, und durch die abwehrende Starrheit und Größe des Hinterlandes legte er kühn und trutzig eine der gewaltigsten Straßen bauten des ganzen Landes: die 1896 eröffnete berühmte „Geirangerstraße“. Sie gehört einem langen Zuge an, der den südlich gelegenen Nord-Fjord mit dem Geiranger-Fjord verbindet und zwischen breiten Schnee- und Gletscherfelsen, an wildromantischen, teilweise immer zugefrorenen Hochseen und an schreckhaft einsamen Berghütten vorüberleitet.

Ihre Glanzstrecke ist ihr schlangenartiger Abstieg von der in reichlich 1000 m Höhe gelegenen Djupvashütte her. An ihr sind auch im Sommer Sportschlitten- und Schneeschuhfahrten möglich, und auf dem blauen Wasser des Sees, der den Hütte den Namen gab, schwimmen auch im Sommer zahlreiche Eisschollen, und in die Hütte zieht der Wanderer im Juni noch zwischen ausgeworfenen Wänden von Schnee ein, nicht unähnlich denen vor der Prinz Heinrich- und Peter-Bande zur Weihnachtszeit. Aus der grausigen Starre und Öde der Fjord-Region leiten die engen Kurven der Straßen schnell, mit immer sich wandelnden Ausblicken überraschend, zum milden, grünenden und blühenden Fjordgestade hinunter, vorüber an grausigen Abstürzen, auf deren grünem Grunde einmal ein Seenspiegel blaut und dann wieder ein weißer Wassersturz schäumt, vorüber an einsamen Höfen und modernen Hotelbauten und hinweg über zahllose Wildbäche, die mit ihrem Murmeln und Rauschen den Hochtalkessel beleben.

Kurz: es ist nicht zu kühn, diese Alpenstraße mit der Stilfser-Jochstraße zu vergleichen, und eins hat sie vor dieser noch voraus: den Blick auf den dunklen Fjordspiegel in der Tiefe, auf dem unser liebgewonnenes Schiff so schlank und weiß in imponierender Ruhe liegt, während rund um es her die kleinen, bunten Böte schlanke Schwalbenflügel über die blinkende Fläche spannen! –

Ans deutsche und schweizerische Alpenland fühlte ich mich auch wieder stark erinnert, als wir an andern Morgen von dem Merok benachbarten Hellesylt aus im Stuhlkarren durchs Noerangsdal nach Oie am Jörund-Fjord fuhren. Das war, wie eine Fahrt durch die engsten Teile des Grindelwaldi Tales der Schweiz. Wir mußten dem Bädeler recht geben: als führen wir am Schreck- und Wetterhorn vorüber, so wars uns, als die beiden Gipfel des Smeskretind über uns aus ragten und seine Gletscherzungen bis in die unmittelbare Nachbarschaft der Straße herunterleckten. Daß diese Straße aber an so vielen langgestreckten Hochseen hinleitet, gab ihr doch wieder ihr eigenartiges Gepräge. Welchen schreckhaften und verderblichen Naturereignissen diese Seen ihr Entstehen verdanken, konnten wir so recht am jüngsten grünen Wasserbecken beobachten: ein erst im Mai d. J. niederschmetternder Bergsturz hatte es aufgestaut. Noch sahen wir die alte Straße mitten in den See hineinführen, noch schimmerten unter dem kristallhellen Spiegel die Dächer der Viehhütten, die einst sicher am Saume des schmalen Elvs standen. Aus schnell hergestellter neuer Straße überquerten wir die 150 m breite Geröllhalde dieses Bergsturzes, voll Staunen über die Gewalten, die Blöcke von der Größe eines kleinen Viehsäters kilometerweit zu schleudern vermochten.

Alpin blieb auch der Umblick, als wir nach der Abfahrt von Oie die Fahrt durch den Nörangs- und Jörundfjord fortsetzten. Einmal erschien hierbei der Slogen, der dominierendste unter den zahlreichen Schneehäuptern dieser Gestade, zwischen zwei steilen Seitenrändern, wie man die Jungfrau von Interlaken aus, zwischen Abendberg und Schyniger Platte aufragen sieht. Tief eingeschnittene „Scharten“ trennen die Gletscherberge dieser Fjorduser von einander, und ihre Lawinenwälle liegen noch im Juni bis an den Wasserspiegel herunter, wie man in den innersten Winkeln des Reußtales im Juli auch noch an den Landstraßen Überreste des Lawinenschnees finden kann.

Nach diesem allen schien mir eine Steigerung der Eindrücke kaum noch möglich. Und doch hat sie uns nach der Seite des Wildromantischen und Großzügigen die Fahrt durch den Nordfjord gebracht.

An seinem Ende wiederholt Loen für uns noch einmal die Reize von Merok, wenn es auch nicht die ganze Lieblichkeit jenes Ortes zu entfalten vermag.

Hier warfen wir wieder Anker, und was uns dann die Stuhlkarrenfahrt auf der Straße, entlang dem Loen-Elb, und die Fahrt in dem winzigen Dampfer über den Loensee bringt, übertrifft in gewisser Weise alles bisher Bewunderte.

Um diesen 11 km langen Hochsee, dessen kaltes Wasser die hellgrüne Farbe der Gletschermilch hat, türmt ein Gletscherberg neben dem andern seinen zackigen Gipfel aus, und aus Höhen von 1500 – 1800 m ergießen sich die Eis- und Wasserströme zu dem lichten Seespiegel herunter und stürzen die Felsflanken grausig steil, schier senkrecht ab. So unnahbar großzügig und gewaltig, von so

starrer und kalter Pracht ist die Schönheit dieses Bergzirkus, daß die lachende Lieblichkeit der grünen Matten an zwei, drei ebenen Stellen des Seeufers, nur wie ein verlegenenes Lächeln auf einem versteinerten Duldergesichte wirkt.

Man schaudert im Vorüberfahren beim Gedanken an das Los der Menschen, die inmitten einer so gewalttätigen Majestät und Größe der Natur ihr armseliges Dasein fristen müssen. Das sind Geburtsstätten, wie sie die erbarmungslosen Edasagen und Jbsensche Brandgestalten brauchten, und kein Wunder wäre es, wenn im lautlosen Schatten solcher Gletscherhänge und an den Gestaden dieses gletscherkalten Sees den Menschen die Rede als etwas recht Entbehrliches, das Lachen aber als eine kindische Torheit erschiene.

Wie erstarrtes Lachen, so mutete mich auch der Stirnabsturz des Kjendalgletschers an, den wir nach etwa einstündiger Wanderung jenseits des Sees erreichten. Fast so bequem wie beim Grindelwalder „Damengletscher“ kann man an sein (allerdings zusammengebrochenes) Gletschertor herantreten und den Zauber des Lichtes, das im blaugrünen Eise spielt, auf sich wirken lassen. Hebt man aber den Blick über die gewaltige Stirnmoräne hinweg aufwärts zu den höchsten Umwallungsrändern des Gletscherkessels, so wendet man ihn zunächst wohl wieder voll Staunen und erschreckter Bewunderung ab; denn auch der genauere Kenner unserer Alpenwelt ist es nicht gewöhnt, in etwa 1000 m Höhe über sich die zackige Masse eines neuen Gletscherabsturzes in Gestalt blaugrüner Eispyramiden und -Türme wie ein zinnenreiches Gebirge gegen den freien Himmel stehen zu sehen. So aber ist es hier. Südlich um unsern Standort lagert sich das gewaltigste Firnfeld Europas, der Jostedalsbrae, in Halbkreisform, und in der Flächenausdehnung der Insel Rügen. 26 Gletscherzungen fließen von ihm nach allen Himmelsrichtungen und in den verschiedensten Höhenlagen ab. Die längste unter ihnen gibt an Länge dem Aletschgletscher nur 2 km nach, und auch der Kjendalsbrae, vor dem wir stehen, kann sich an Großartigkeit wohl mit dem Rhönegletscher messen (an den er in seiner Gestalt täuschend erinnert), obwohl er einer der bescheidensten unter seinen Nachbarn ist.

Von allen Seiten her stürzen natürlich auch hier die Wasserfälle zu Tale, oft von der oberen Gletscherstufe auf das Eis der niedriger gelegenen, und es ist unter den Fällen dieses überwältigenden „Zirkus von Naesdal“ auch einer von 700 m Höhe, der Utigardsfos. Um eine gewisse Vorstellung seiner Länge zu erhalten, muß man sich ausmalen, es stürz sich ein Wasserfall von der Spitze des Schneekoppenkegels quer über den neuen Jubiläumsweg hin bis zur mittleren Sohle des Melzergrundes ohne Absatz und Unterbrechung herunter.

Ja, liebes schlesisches Gebirge, was wollen wir gegen solche Titanen mit deinen zarten Schneeflecken an den Teichrändern und an der Seifenlehne, mit deinen Felsennischen in den Schnee gruben oder am Brunnenberge und mit deinen rührenden Rinnsalen, die wir zu Fällen aufsparen und anspannen?!

Und doch!

Gerade als ich, von solcher Größe und Übernatur durchschauert, allein zur Landungsstelle am Loensee zurückging, mußte ich alles dessen im heimischen

Gebirge gedenken, das einem nicht bloß mit kalter Riesenfaust ehrfurchtweischend ans Herz greift, das man vielmehr ! auch lieben, für das man sich erwärmt begeistern kann, und das in uns den Wunsch weckt: „Hier wollen wir Hütten bauen!“

Wer aber möchte sich das zwischen den Bergen des Näsdales wünschen, den nicht das Schweigen dieser Gletscherwüste ausbrütete, die nur die Stimmen des Donners, des Sturmes und der Lawinen kennt! –

Ich glaube, daß ich bei der Rückkehr auf den uns nun schon zu einer lieben Heimat gewordenen Meteor nicht der einzige war, der sich nach diesen gewaltigen Eindrücken sagte: „Nun soll's genug sein!“

Und das treffliche Reiseprogramm war ja auch dementsprechend gehalten. Die Fjordfahrt endete mit dem Nord-Fjord, nur der Besuch von Bergen stand uns noch bevor.

Auch hierbei steht der Naturgenuß ja mehr im Vordergrund, als beim Besuch vieler und der meisten Städte Europas, und der Blick vom 250 m hohen Floin, einem der zahlreichen Berge an der Landseite der Stadt, war gewiß auch einer von den großen Eindrücken dieser Reise. Denn das Wetterglück, das uns auf der ganzen Fahrt bevorzugt hatte, blieb uns auch hier treu. Nicht viele dürfen sich beim Besuch Bergens, der regenreichsten Stadt Europas, eines so wolkenlosen Himmels und so strahlenden Sonnenscheines freuen, wie wir. Ganz n Licht gebadet, lag das blaue Meer uns zu Füßen und von ihm umspült all die Halbinseln, Landzungen und Inseln, auf denen die große, 80000 Einwohner zählende Stadt liegt, umfungen von einem Kranze malerisch umrissener Berge und eingebettet in eine üppig grüne Vegetation. Aber das, was ihr ein besonderes Interesse verleiht, ist doch das Hafenleben und -treiben dieses „nordischen Hamburg.“ Leider ist uns manches davon verloren gegangen, weil wir gerade an einem Sonntage hier anlegten; aber es war des Fesselnden noch genug zu sehen an der deutschen Brücke und am weltberühmten Fischmarkte, im „Hanseatischen Museum“, das so anschaulich zeigt, wie es einst, als der deutsche Kaufmann den norwegischen Heringshandel ganz allein in Händen hatte, in den „Stuben“ und „Höfen“ unter dem Regiment der „Bryggherren“ und in den „Kläven“ (Konklaven) der „Gesellen“ zuzug, auf der Festung „Bergenshus“ mit ihrem aussichtsreichen Rosenkranzturme, in den verschiedenen Kirchen und Parkanlagen und nicht am wenigsten auf den breiten Plätzen und schmalen, bergauf und bergabführenden „Gassen“ der malerisch angelegten Stadt mit ihren sehenswerten Schauläden voll nordischer Industrieerzeugnisse.

Zu sehen und zu kaufen gibt's da mehr, als das Portemonnaie der meisten Reisenden zu leisten vermag; denn billig sind diese nordischen Goldfiligranarbeiten, die bunten Hardangerwaren in Holz und anderem Material, die Teppich- und Goldwebereien nordischen „Hausfleißes“ und vor allem die köstlichen Eisbär- und Silberfuchsfelle nicht gerade zu nennen! –

Am späten Sonntag-Nachmittag war alles an Bord geborgen, was Lust und Mittel und die beschränkte Sonntags-Einkaufszeit zu erwerben gestatteten, und nun lichteten wir zum letzten Male die Anker: die Heimfahrt begann.

Es war ein berückend farbenreiches Gemälde, das wir in diesem Hafenbilde Bergens als letztes norwegisches in uns aufnahmen. Ich wüßte keine Farbe zu nennen, die da nicht in Meer, Gestade, Stadt, Felsenumgebung und am Himmelszelte vertreten gewesen wäre, der tausend Nüancen an Blau und Grün ganz zu schweigen. Und vor allen andern Kontrasten behaupten sich in der sehnsüchtigen Erinnerung am meisten die silberweißen Möwen über der blauen Flut und die zahllosen bunten Kähne und weißen Segler in ihr. –

Noch 1 ½ Tage gehörten wir jetzt ganz dem Schiff an. Und wie gern! Die Überfahrt nach Hamburg war ja so ruhig und sonnenklar, daß durch Poseidon nicht die geringste Störung des Behagens zu gewärtigen war.

Der Hapag beschert seinen tanzlustigen Gästen noch einen Abendball an Deck nach dem besonders üppigen Kapitänsessen, und der Himmel spendet uns andern eine viel, viel köstlichere Abendbeleuchtung. Bis auf die Neige kosten wir auf dem obersten Deck ihre wunderbare Stimmung aus. Noch einmal gleitet vor dem inneren Auge all das Geschaute vorüber, das uns in seiner Fülle die 14 Tage der Reise zu ebenso vielen Wochen gedehnt zu haben scheint. Möchte es mir ein klein wenig gelungen sein, Einiges davon im Gemüt der „Wanderer“-Leser zu einer treibenden Sehnsucht lebendig gemacht zu haben, zur Sehnsucht, die fortan auch nach den Fjordgestaden trachtet, an denen sich die Reize des Südens und Nordens verlockende Hände reichen! –



Feder Sommers Roman: Die Fremden.

Dr. Haeßner (Hirschberg)

(Dresden, Max Seyfert 1910. 392 S.) Schreiberhau und das Riesengebirge bilden den Hintergrund von Sommers neuem Roman, in dessen Vordergrund das Schicksal einer Familie und die Entwicklung Schreiberhaus zum Fremdenort stehen. Bernhard Franke, Graveur an der Josephinenhütte ist ein Künstler, der die Sehnsucht nach Höherem in sich trägt. Anna, sein innerlich reiches, aber verschlossenes Weib, versteht ihn nicht, liebt ihn aber mit der egoistischen Leidenschaftlichkeit solcher herber Naturen. So erscheint ihr die Kunst als Feindin, besonders seit ihr aus dem französischen Feldzuge zurückkehrender Mann aus der belebenden Fremde ein innigeres Verhältnis zur Kunst mitbringt, ganz besonders, seitdem ein neues Werk; die Gravierung eines Frauenporträts, ihn ganz in Anspruch nimmt. – Ein Zufall führt einige Zeit später den Meister in das Haus dieser Frau, die als Witwe eines bedeutenden Malers in Breslau lebt. Selbst Malerin, widmet Helene Dennert ihr Leben der Kunst und bringt daher dem Künstler Franke, der ihr zu großen Hoffnungen zu berechtigen scheint, sofort lebhafteste Teilnahme entgegen. Sie verspricht, im nächsten Jahre in seinem Hause Sommerwohnung zu nehmen. Im Innersten durch das Wesen dieser Frau betroffen und mit

einem klareren Bewußtsein seines Künstlerwollens, kehrt Franke nach Hause zurück. – Sein Weib fühlt die Veränderung sofort und trotz seines sachlichen Berichtes ahnt sie sogleich den Grund. Ein furchtbarer Kampf beginnt in ihr. Aeüßert sich zwar zwingt sie sich zur Ruhe, ja Heiterkeit Gleichwohl empfindet Franke die ihm unverständliche Abneigung Annas gegen die Fremde und, zumal Anna ein Kind erwartet, bittet er die Frau Professor, bei seiner Schwester abzusteigen. – Dies geschieht. Für Franke beginnt nun im Verkehr mit Helene Dennert, der ihm weit überlegenen Künstlerin, ein Leben reicher künstlerischer Entfaltung. Da, in einem Augenblick des Alleinseins mit Helene Dennert kommt Annas lange und mühsam verhaltene Glut zum Ausbruch Die Folge ist die sofortige Abreise der Frau Professor, die sich nie zwischen die Gatten hat stellen wollen. Franke, der von Anna den Zusammenhang erfährt, ist tief getroffen und läßt sich zum ersten Male zu harten Worten gegen sein Weib hinreißen. Aber bald findet er sich wieder. Er ist keine „Herrennatur“, er ist größer. Am Krankenbette seiner Frau, die an einer Lungenentzündung schwer leidet, überwindet er auch die letzte Bitternis eines Herzens. Die Genesende klagt sich selbst heftig an, freilich sie würde, das gesteht sie offen, zum zweiten Male ebenso handeln. Wie wahr sind ihre Worte: „Es ist wohl nicht gut, wenn ein Mensch sein ganzes Herz an einen andern hängt. Darin mag wohl etwas Unnatürliches liegen. Wohl gar etwas Egoistisches. Und dafür muß er dann büßen.“ Der Kampf ist nun zu Ende; aber er schließt nicht mit einem Sieg. Es ist, als wäre in ihnen beiden etwas gestorben: in ihr das liebende Weib, in ihm der Künstler. – Sechs Jahre vergehen. Da erbietet sich auf Vermittlung des Ortslehrers Helene Dennert, für die Ausbildung von Frankes begabtem ältesten Sohne zu sorgen. Auch Anna erkennt darin das Glück ihres Sohnes, und mit blutendem Herzen zwar, bringt sie tapfer dieses schwerste Opfer ihrer Mutterliebe. – Helene Dennert kommt selbst nach Schreiberhau. Es ist ein herrlicher Maitag, als Franke der Frau Professor, die das letzte Stück zu Fuß zurücklegen will, entgegen geht. Das trübe Leben an Annas Seite, das Bewußtsein, daß der Künstlertraum seines Lebens für immer zerronnen, waren nicht angetan, Helene Dennerts Bild und die Erinnerung an jene glücklichste Zeit seines Lebens auszulöschen. Jetzt gerade ist sein Gedenken besonders lebhaft, und diese übermächtige Erinnerung schlägt in seinem Innern die Schranke nieder, die ihn bisher in ehrfürchtiger Ferne von Helene Dennert, in der er bis jetzt nur die Künstlerin, nie das Weib gesehen, gehalten hat: „Was hätte Dir das Himmels Geschenk dieser Begegnung bedeuten können, wenn Du so frei gewesen wärest, wie sie?“ In dieser Stimmung tritt er ihr entgegen, freilich nur, um zu erfahren, daß er sich getäuscht hat. Ihr Herz hat ihm nie gehört, und außerdem: „ich meine allerdings, daß solche tief einschneidenden Formenunterschiede des Lebensganges und der Lebensführung einen Bund fürs Leben unmöglich machen. Solche Barrieren überspringt man nicht ungestraft.“ Aber noch mehr. Sie selbst muß es bestätigen, daß seine Künstlerschaft zu Ende ist. Nur eine Hoffnung bleibt ihm: sein Sohns – Wäre dies der ganze Inhalt des Romans, wir möchten ihn nur in recht trüber Stimmung aus der Hand legen. Aber in das Leben dieser wenigen Menschen verflucht sich das Schicksal des ganzen Ortes. Schreiberhau wird Fremdenort. Zwar zeigt dieser

Entwicklungsgang des Unerfreulichen nicht wenig. Wir lernen in dem Direktor der Josephinenhütte Streit einen Mann kennen, der seine Arbeiter rücksichtslos ausbeuten will. Das Eindringen der Fremden bringt die gesamte Bevölkerung zunächst aus dem Gleichgewicht. Bauliche Veränderungen mit neuzeitlichen Mitteln stören den harmonischen Eindruck des Gebirgsdorfes. Neueindringende Lebensanschauungen und Gewohnheiten gefährden die Sittlichkeit. Wucherer drohen die geschäftsunkundigen Dorfbewohner zu verderben. Der bodenständige kraftvolle Menschenschlag will dem neuen Geiste erliegen. Aber aus all den Wirrsalen wird ein Ausweg gefunden. Einer alles gefährdenden Übergangszeit folgt die allmähliche Anpassung an neue Lebensformen, folgt ein hoffnungsreicher Aufschwung. Dieser glückliche Ausgang ist nicht zum wenigsten das Verdienst Frankes, der in dem erfolgreichen Wirken für andere einen Ersatz für eigene unerfüllt gebliebene Herzenswünsche findet, wie das Werk des Ortslehrers Eckler. Der Roman, der ein Kultur- und Lebensbild bieten will; wäre nicht vollständig, fehlte ihm der Humor. Ihn vertritt Doktor Bloch. – Das Riesengebirge bildet den stimmungsvollen und großen Hintergrund des Ganzen: mehr noch! Die Riesengebirgslandschaft wird dem Dichter zu einem wesentlichen Bestand teils Dichtung. Nicht nur in dieser Natur, sondern mit ihr leben seine Menschen. Darum verliert die Natur in seinen Schilderungen das Starre, Objektive, erfüllt sie sich vielmehr vor unseren Augen mit warmem Leben. Wir fühlen es, Menschen und Natur verbindet geheimnisvolle tiefe Wesensverwandtschaft. Wir empfinden es unmittelbar: es ist kein sogar großer Unterschied zwischen den stolzen Waldbäumen, den ragenden Berggipfeln und den Kindern des Gebirges. Sinnend stehen wir an der Pforte, die zum Urgrund alles Seins führt. Sie öffnet sich uns nicht und wird sich Menschen nie öffnen. Aber neidvoll erkennen wir, diesen Kindern der Natur ist noch ein Band unverletzt, das den Kindern der Kultur zerrissen ist. Und wenn wir diese Tragik der Kultur verstehend würdigen können, so folgen wir auch nur wehmütig ihrem Siegeszug in das stille Gebirgsdorf. Ist es nicht eine Versündigung an der Größe und Wahrheit der Natur, aus ihren Reizen ein Geschäft zu machen? Spricht sie nicht nur dem lebendig fühlenden Helden, und muß sie nicht verstummen vor dem kalten, kritischen Auge? Ja, so fragen wir bange, wird nicht auch hier setzt die keusche Zwiesprache von Mensch und Natur verstummen, wie der Berggeist verstummt und versteinert ist dem verständnislosen Geschlecht? – Dies ist in großen Zügen der Inhalt des tiefen und fesselnden Romans eines schönen Werkes schlesischer Heimatskunst. Freilich, ganz ungetrübt ist der Genuß seiner Lektüre leider nicht. Die recht zwanglose Komposition wird man zwar solcher Erzählung nicht zum Vorwurf machen. Dagegen scheint uns die Zwanglosigkeit im Ausdruck zuweilen doch zu weit zu gehen. Sommer will wahre Menschen schildern, und das gelingt ihm auch. Da es aber den Menschen wesentlich kennzeichnet, wie er sich ausdrückt, so gefährdet er durch eine nicht entsprechende Ausdrucksweise neben dem ästhetischen Eindruck geradezu die Wahrheit seiner Charaktere. So wenn man aus dem Munde der Frau Professor hören muß: (S. 93). „Und er hat doch wohl nur meine Kundschaft auf dem Kieker“

oder den Backfischausdruck: „Sie interessieren mich brennend.“ Ueberhaupt gehört in wohl die Charakterzeichnung der Frau Professor nicht zu den gelungensten. An anderen Stellen: (S. 108) „Denn was die Frau über Sachen der Kunst sagt, du, da beißt keine Maus n' Faden ab.“ S. 15 über den muffigen „Morast“ des platten Alltags. S. 7. Der kommunale Span kam nicht zum Schweigen. Solche Entgleisungen wird man doch Wohl nicht mit „Heimatkunst“ entschuldigen wollen. Im Interesse des Romans kann man nur bedauern, daß sie nicht wenigstens einer letzten Durchsicht zum Opfer gefallen sind. Was die Komposition im einzelnen anlangt, so erscheint die Bekanntschaft Frankes mit Helene Dennert als das Werk eines allzu romanhaften Zufalls. Ansätze, die nicht weiter geführt sind, zeigt das Verhältnis Frankes zu Streit. Auch hätte der Charakter Annas am Schluß mehr Berücksichtigung erfordert. Fast macht es den Eindruck, als hätte der Verfasser sich mit ihm nicht mehr rechten Rat gewußt. – Zum Schluß folge noch eine Bemerkung über das Verhältnis des Dichters zu dem Geschehenen. Anders als der Geschichtsschreiber besitzt der Dichter die freie Verfügung über den Stoff seiner Darstellung. Nur das Gesetz seiner Kunst, der poetische Zweck des Kunstwerkes, bindet ihn. Darum ist es ein Zeichen einer falschen Empfindlichkeit, mit einem Dichter wegen Tatsachen seiner Darstellung rechten zu wollen, wenn er eben in Wahrheit ein Dichter ist und nicht im Dienste irgend eines unkünstlerischen Zweckes seinen Stoff gewählt und gestaltet hat.



Die Schwenkkfelder.

Fedor Sommer

Roman aus der Zeit der Gegenreformation. Halle.

Rich. Mühlmanns Verlag. 4 M. br., 5 M. geb.

Von Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg).

Wer Sommers Romane anzeigt, darf sich das Lob des Verfassers ersparen. Das ist ein Schriftsteller, der dessen nicht mehr bedarf. „In der Waldmühle“, „Ernst Reiland“, „Am Abend“, „Hans Ulrich“, „Der Narr zum Brieg“, „Die Fremden“ sind Werke, die seinen Namen weit hinausgetragen und ihn, für uns Schlesier sicherlich, zu einem Großen gemacht haben. Mit Recht. Er ist kein gewöhnlicher Romanschriftsteller, der für den Lesehunger unreifer Menschenkinder oder gefühlsschwacher Frauen sorgt, oder gar durch Nervenkitzel die schon Aufgeregten noch aufgeregter macht – er ist nicht mit jenen zu vergleichen, die einstens unsere Zeitschriften, z. B. auch die alte „Gartenlaube“ mit ihren Familien-Romanen, ihren „Goldelsen“ füllten – er ist ein wirklicher Künstler unserer Zeit, der bald aufgrund tiefer kulturhistorischer Kenntnisse, namentlich auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte, bald von dem Wunsche beseelt, eines philosophischen Systems Richtigkeit im Leben zu erweisen, immer aber als Kenner

der menschlichen Verhältnisse des realen Lebens schreibt und es als Dichter tut, der ein Spiegel himmlischer Regungen ist und das für das gewöhnliche Auge Verborgene sieht und zu beschreiben vermag. Es ist mir vorgekommen als ob er in seinem vorletzten Roman: „Die Fremdlinge“ der modernen Richtung des Realismus allzusehr gefolgt und allzu tief in die menschlichen Leidenschaften hinabgestiegen sei, um sie uns in ihrer Wirklichkeit nicht zu unserer Freude vorzuführen, wenn ich auch zugebe, daß er in der Hauptperson, dem Maler Franke, doch wieder sich selbst, den nach der Menschheitspalme ringenden, sich über die Wirklichkeit erhebenden Mann geschildert hat, sodaß die Sonne nicht fehlte, um dem Gemälde das erfreuende Licht zu geben. Sicherlich aber ist Sommer ganz Sommer in seinem neuesten Werke: Die Schwenckfelder. Diese mystischen Pietisten sind ein Teil von ihm. Ihr alter Sprecher mit seinen dem wirklichen Leben so entrückten, der tiefen Jesus-Religion so nahekommenden Ansichten – er ist der Mund des Dichters selbst, der sich an der Auslegung dieser ihm nur in kärglichen Dokumenten überlieferten Schwarmgeisterei begeisterte und aus dem inneren Feuer Geistesfunken sprühen ließ, die uns für die merkwürdigen, seltsamen, frommen, halsstarrigen Menschen in dem zwischen den beiden Spitzbergen gelegenen Harpersdorf warme Sympathie fassen läßt. Und sie war nötig. Denn sonst möchten wir bei dem langsamen, weiten Gange vom Anfange der Bedrückung der Schwarmgeister hindurch bis zu ihrer Auswanderung zum Grafen Zinzendorf und von da nach Amerika wohl ermüden; denn historisch genau und treu müssen wir die ganzen 12 Jahre erleben: Die Angriffe des strengen Lutheraners Neander, eines herrlich gezeichneten Eiferers, wie sie die damalige Orthodorie so zahlreich gebär, das Ankommen der Jesuiten-Mission, ihr langsam-sicheres Wirken, den Brand der Kirche, die Bestrafung der Ketzer in Liegnitz, die Aufrichtung des Galgens, die Begräbnisse auf der Viehtrist, den Bau der Kapelle und die Absetzung des „Wortsdieners“, der so unglücklich mit der Verfolgung der Armen begonnen hatte. Aber die Anteilnahme an diesen überirdisch guten Menschen der Familie Hauptmann, die dramatische Kunst in der Schilderung, die z. B. glänzend in der wirkungsvollen Darstellung des Kirchenbrandes hervortritt, die poetische Beschreibung der Landschaft, die ihm mit Recht nicht wirkungslos geblieben zu sein scheint für die Ausbildung jenes zähen Bauernsinus, die vielen scherzhaften Episoden mit dem Junker von Braun und seiner „gunstwilligsten“ Freundin, der kräftigen, klugen Frau von Schweinichen, mit dem Trinker unter den Schwenckfeldern, dieses viele Neue, das Sommer auch dem in die Geschichte jener seit sonst Eingeweihten zu bringen weiß, z. B. in der Beschreibung des damaligen Gefängnisses zu Liegnitz – alle diese Reizmittel, die so wenig herbeigezogen erscheinen und mit der Handlung so innig verwachsen sind, lassen uns das Buch mit nur selten verminderter Spannung, mit wahrhaftem Genuß – und mit dem Gefühl dankbar empfangener Belehrung zu Ende lesen. Und dabei habe ich des kleinen „Romans“ noch gar nicht gedacht, der herben Liebesszene zwischen dem zu den Schwenckfeldern übertretenden Arzt Berthold Hauptmann und der starren Lutheranerin, seiner theologisch gut gebildeten Gattin Thea, mit ihrer liebearmen Uebergzeugungstreue, die zu einer dauernden Scheidung führt und führen mußte, so groß

auch die „lockend überredende Gewalt ihres Frauenherzens war.“ Sommers Frauen sind eben nicht bloß Gefühlswesen, keine Ruthnaturen, eher Judiths. Sie haben etwas Herbes, Verschlossenes; nur selten tobt Alles zurückdrängende Liebesglut in ihnen oder die Frau wird ihm zur religiösen Schwärmerin und Prophetin, die sie fast zu einer Heiligen macht. Auch das wollen wir noch an diesem Werke loben, daß sein Verfasser Licht und Schatten gleich verteilt, daß er den bedauerlichen Spalt unserer deutschen Nation nicht noch erweitert, sondern überbrückt, indem er auf katholischer, lutherscher und Schwärmer-Seite uns ebenso wohl treffliche, in ihrem starken Glauben interessellos für das eigene Leben Großes schaffende als auch schlechte, fanatische Menschen vorführt, denen der Glaube nur etwas Angeflogenes oder in Aberglauben Versunkenes ist, denen er kein Schild, keine leuchtende Waffe sein kann. Sommers Werk rückt, wie das bei einem wirklichen Dichter nicht anders sein kann, weit ab von jeder unkünstlerischen Tendenz. Der Roman führt in eine im Allgemeinen weniger bekannte Zeit. Der dreißigjährige Krieg ist beendet. Die Protestanten haben ihre Gnadenkirchen und ihre ihnen zugestandenen, kärglichen Rechte, aber sie wüten gegen einander in unfruchtbarem theologischen Gezänk. Die Katholiken sitzen in der Herrschaft und lassen sie auch bei jeder Gelegenheit die Andersgläubigen fühlen. Aber er endet mit dem schönen Ausblick auf die preußische, die Friederizianische Zeit, wo es jedem erlaubt sein sollte, nach seiner Facon selig zu werden. –

Der Roman ist übrigens dem modernen Fühlen nicht so fernliegend. Jetzt wo die ganze deutsche Nation mit ihrem Kaiser an der Spitze bewundernd auf Schönherrs: „Glaube und Heimat“ blickt, hat man noch besonderes Verständnis für den Kampf, den die Harpersdorfer Bauern mit der Liebe zu ihrem Vaterlande zu ringen hatten, als sie in ein fernes Land zogen, als sie mühsam und langsam die Worte verstehen lernten, die Sommer ihre Prophetin sprechen läßt: „Unsere Heimat ist unser Glaube und das allumfassende Herz unseres erhöhten Heilandes.“ Wir werden es gern dem Verfasser glauben, auch ohne Beweise, daß ihm erst die Kenntnis des Schönherr'schen Dramas wurde, als sein Werk schon vollendet, ja in einer Berliner Zeitung gedruckt war. Dichterische Gemüter greifen von selbst und nach innerem Drange nach Ideen, von denen sie überzeugt sind, daß sie dem Fühlen und Empfinden ihrer Zeit not tun. Dieses leidende Heldentum für eine köstliche Idee findet auch in unserer Zeit noch seine Bewunderer.

Es sei mir gestattet, nachdem ich den Roman in seinen Hauptzügen skizziert habe, Einzelheiten zu erwähnen, die mir kennzeichnend scheinen. Es ist von Sommer bekannt, wie er den Dialekt der schlesischen Bauern auf mittelschlesischem Boden wiederzugeben weiß und jene Sprache der Halt-gebildeten, die ihn und die Sprache der Vornehmen vermischen. Man höre z. B.: „Ja, wir müssen wohl fleißig unserm Herrn und Heiland danken, daß er und hat auch da hier a paar Hundert übrig bleiben lassen – möcht' ma sprechen, wie der Herr zum Elias – die da und haben ihre Kniee nicht gebeugt vor Baal, oder: Nu, sagte er darauf, wenn die und hält das aus, die doch und ist viel schwächer, als wie ich, so wärs doch 'ne Schande für mich, wenn ich's nicht auch ermachen sollte.“

Wie Sommer Landschaften zu schildern weiß, dafür mag folgende Stelle zeugen:

„So heiß dem Pastor auch das Blut in den Schläfen pochte, der Reiz des Landschaftsbildes, das sich hier vor ihm ausspannte, nahm ihn doch gefangen. Und umso mehr, weil der schlanke Turm seiner geliebten Kirche den beherrschenden Mittelpunkt dieses Bildes darstellte. Halb ins Grün der Bäume untertauchend, streckte sich von diesem Turme nach beiden Seiten das Dorf in langer, schmaler Zeile durch die Talfurche hin. Rechts und links legten sich daran die breiten Fruchflächen der Wiesen und Felder, erst weit draußen zu dunklen Waldhöhen und zu den kahlen Felsen phantastisch geformter Sandsteinberge ansteigend. Im äußersten Norden aber schaute der vulkanische Kegel des Gröditzberges mit ruinegekröntem Haupte wie ein Wächter auf dies weltferne Hochland herab und herüber.

In sonntäglicher Frühsommerglut lag die Landschaft da wie in einem bleischwer-lähmenden Banne. Den Pastor mutete sie an, wie ein in gleichmäßiger schwerblütigen Rhythmen hinschreitender Choralgesang, dem allein eine reiche Harmonisierung in den Unterstimmen Glanz und Farbe leiht.

Die schwermütige Wucht und Größe der Linienführung dieser Seite des Landschaftsbildes kam ihm aber noch mehr ins Bewußtsein, als er sich nun der andern zuwandte.

Hier sah er den Probsthayner Spitzberg seine zuckerhutförmige Spitze vorwitzig in die blaue Luft hineinbohren, in diesem Aufstreben zaghafter von der des Probsthayner Kirchturms nachgeahmt, und hinter einer in vielfältigen Kulissen allmählich verblauenden Berglandschaft ragte der Wall des Riesengebirges empor, noch vielfach mit blinkenden Schneeflächen besäumt und gekrönt.

Und da erkannte der Pastor zum ersten Male den feierlich getragenen Rhythmus in den Linien dieser Landschaft, den Rhythmus, der die Herzen und Gemüter der Menschen, die hier tagaus, tagein über ihre Fluren dahinschritten, schließlich zum Mitschwingen bringen mußte, und wenn das auch harte und strenge Bauerngemüter waren.“

Ob die jetzigen Boberröhrsdorfer noch die Geschichte von ihrem „unmenschlich starken Schmied“ kennen, „der den Kaiserlichen Herrn Oberkommissar um ein Haar mit dem großen, rostigen Kirchenschlüssel erschlagen hätte?“ –



Fedor Sommer (Striegau)

Die Mutter des Vermißten.

Jch hab' ihn mit Schmerzen geboren
 Und mit dem Herzblut genährt
 Und Tränen um ihn verloren
 Und mich in Sorgen verzehrt.

Jch sah ihn wachsen und reifen,
 Zum Knaben, zum Jüngling, zum Mann,
 Sah stolz seine Pläne schweifen
 Bis an die Sterne hinan.

Mit Jubeln und Jauchzen, so schritt ich
 Zur Seit' ihm als Kamerad-
 Mein Wünschen, es ward ihm zum Fittich;
 Mein planen, es wuchs ihm zur Tat-

Da – mitten im Stürmen und Streben –
Des Vaterlands Kriegesruf!
Er sah mich nicht zittern und beben:
Sein Mut auch mir Stärke erschuf.

Und hätt man ihn heimgetragen,
Durchschossen von heißem Blei:
„Der Wille“, so wollte ich sagen.
„Des Höchsten gepriesen sei!“

Denn das ist der Mütter schweres,
Gesegnetes Frauenlos,
Dir, Vaterland, teures und hehres,
Zu opfern mit Herzblut und Schoß!

Nun aber? – „Vermißt!“ – O, Jhr Frauen,
Sie schrieben mir's grausam: „Vermißt!“
Von allen Worten voll Grauen
Das grauenvollste dies ist.



Fedor Sommer: Das Waldgeschrei.

Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg):
 Roman. Halle 1915. Richard Mühlmann
 (Max Grotte). Preis eleg. geb. 6 M.

– Schier unermüdlich ist Fedor Sommer. Wieder ein Roman – und wieder aus dem Gebirge, über das er schon so oft die Farbenpracht seiner kräftigen Sprache ausgegossen hat, in dem er setzt leider nicht mehr weilt. Wieder ein umfänglicher Roman – zwar sehr verwandt dem Stoffe nach mit den „Schwenckfeldern“, aber doch durchaus kein schwacher Aufguß, durchaus kein schwächliches Kind des Alters: Ist doch Fedor Sommer noch ein junger Mann, dem hoffentlich, wenn er auch setzt von zarter Gesundheit ist, noch manches gelingen wird, zum Preise unseres Gebirges, zur Bereicherung unserer Kenntnisse in schlesischer Geschichte, zur Vertiefung unserer religiösen Gefühle, zur edelsten Ergötzung unseres Herzens an den so wahr gezeichneten Charakteren besonderer Art in der so außergewöhnlich schönen Umwelt. Fedors Sommers Romane sind zum größeren Teile historische Romane, und von ihnen gilt das Horazwort: et prodesse volunt et delectare poetae (nützen wollen die Dichter zugleich und erfreuen.) Unser Spiel im Jahre 1707 schildert uns die Seelenkämpfe und Aufruhrversuche, die zum Ge-

statten der Gnadenkirchen in Schlesien führten, schildert uns Arnsdorfs, Krummhübel's unruhige Zeiten, schildert uns das „Waldgeschrei“ – die Buschpredigerzeit am Pärschelstein und in der Hasenbaude, die Gebetsversammlungen der Pietisten, die Ausartungen der Kindergebete, schildert uns endlich die ganze traurig-schaurige Zeit einer wiedererwachenden Kultur nach den trostlosen Jahren des dreißigjährigen Krieges in ihren hervorstechenden Zügen des wirtschaftlichen- und Gerichtswesens. Das alles aber nicht in lehrender, langweiliger oder gar andere Konfessionen irgendwie beleidigender Weise – sondern in Personen unseres Blutes und unserer Art, in der Lichtgestalt der Dietrichkretschams Wirtin Dorothea Exner, in der Heldengestalt des Predigers Gottfried, in der böseartig tückischen des Buschpredigers Kunath, und der friedlich stillen Eigenart des Kandidaten Heydorn. Es fehlt nichts, was wir beim Romane zu finden gewohnt sind: Massenscenen voll stürmischen Lebens, schaurige Ausbrüche roher Gesinnung, stürmische Leidenschaften, in deren Ausmalung Sommer ein Meister ist, und – was uns ganz besonders angeht – Naturschilderungen unserer Berge und Schluchten, gemalt von dem Pinsel eines Mannes, der das selbst Erschaute und darin Erlebte mit dauernden Farben wiederzugeben weiß. Der Roman „Das Waldgeschrei“ sollte in Arnsdorf und Krummhübel, sollte im ganzen Gebirge ein heiliges Eigentum sein und bleiben. Es gibt keine schönere wahrere Reklame, als die eines Buches, das eben keine Reklame ist, sondern aus warmem Herzen geflossen auch andere erwärmt. Dazu kommt, daß es auch zu dem Burgfrieden, dessen wir uns jetzt in politischer und religiöser Beziehung erfreuen, herrlich paßt, ohne passen zu wollen. In all dem Guten, das an dem Gären der damaligen noch recht verworrenen Zeit hervorgehoben wird, sehen wir auch so man es wahrhaft geschildert, was auch die anderen begreiflich macht als Anhänger des Alten.



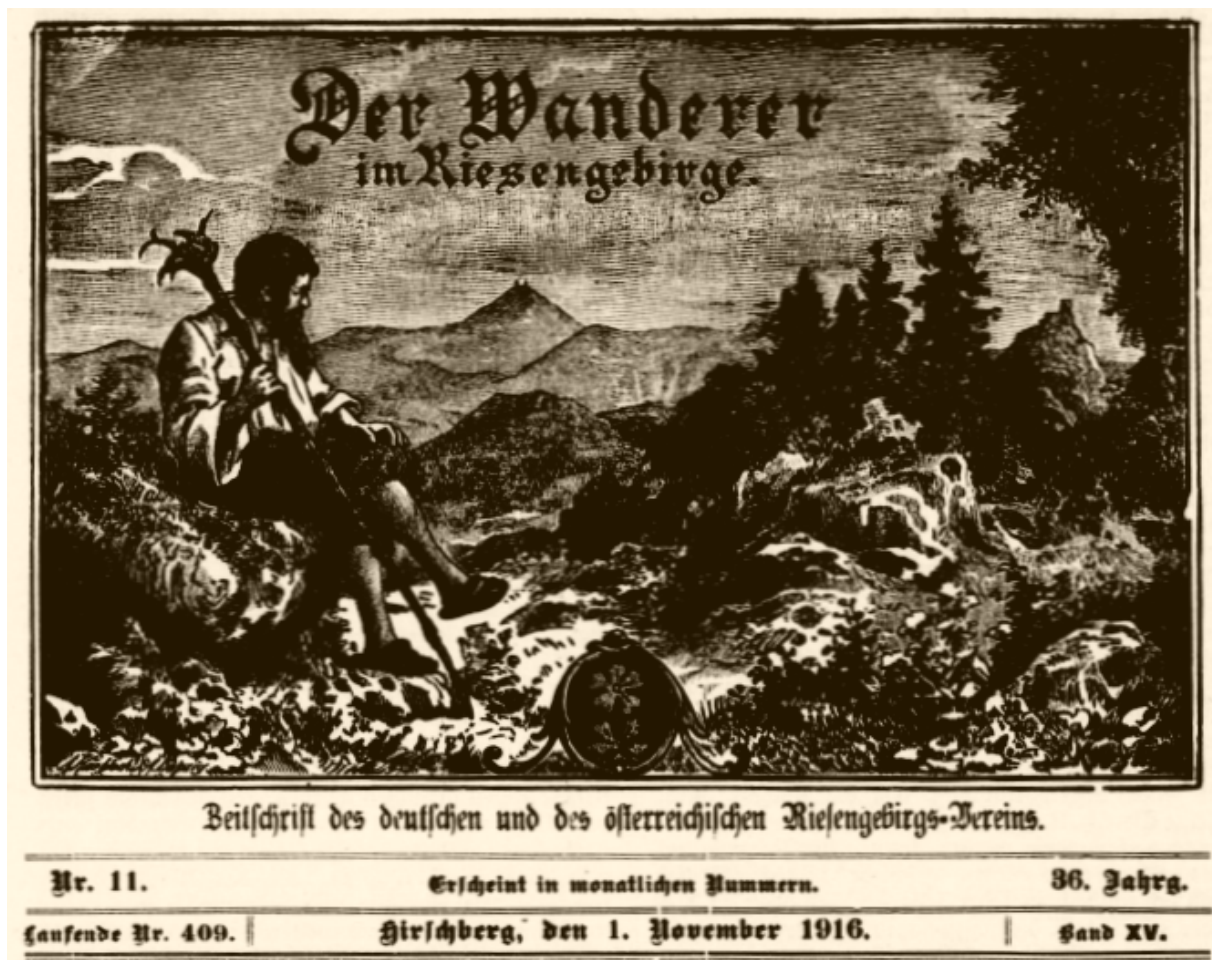
August Friedrich Krause, **Der Fluch der Materne Gertrud.**

Fedor Sommer (Striegau)

Roman. (Kattowitz u. Berlin, Phönix-Verlag,
Joh. C. Siwinna. Preis geb. 3 M.)

Echt schlesische Gebirgsluft weht uns aus diesem Roman entgegen. Echt schlesische Gebirgsleute mit allen Licht- und Schattenseiten ihres Charakters stellt der kundige Verfasser vor uns hin, teilweise in einer schier unheimlichen Lebenswahrheit. Darin schon liegt Berechtigung genug, das Buch im „Wanderer“ zu besprechen und es den Mitgliedern des R.-G.-V. zu empfehlen. Diese Berechtigung vertieft sich aber noch durch den Umstand, daß der Roman auch eine Fülle packender Landschaftsbilder aufweist, die eng mit der Handlung und deren Stimmungsgehalt verwebt sind. Die Handlung selbst ist aufs höchste spannend und in ihrer Schürzung ein Beweis für die sichere Kompositionskunst des Verfassers. Es ist eine dieser Geschichten von Schuld und Sühne, der eine stärkere Beigabe erhellenden und erheiternden Humors nicht geschadet hätte. Die Handlung hält den

Leser ständig in ihrem Banne; denn er ahnt wohl von Anbeginn das düstere Geheimnis, das den Angelpunkt ihres Geschehens bildet, aber er kann es nicht ganz durchschauen. Erst der Schluß bringt die völlige Aufklärung und mit einer versöhnenden Lösung ein wohltätiges Aufatmen für den Leser. Das Buch, das im Gewande der Ullsteinschen 3-Mark-Romane erscheint, verdient in hohem Maße den ausgedehnten Leserkreis, den leider so manches seichte Machwerk jener Bücherreihe bereits gefunden hat.



Die Waldmühle

Fedor Sommer

Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Buch, wie die Waldmühle von Fedor Sommer, eine neue Auflage in dieser so ernsten Zeit erleben würde – nicht, weil ich diesen Roman für nicht würdig hielt, gelesen zu werden, sondern weil ich glaubte, daß nur die späteren Romane und Geschichten Sommers, die auf den eindringendsten historischen Studien des Verfassers beruhen, dieses Glück haben würden. Aber die Waldmühle mit ihren schönen landschaftlichen Schilderungen, mit ihren leidenschaftsbewegten, wirklichen Menschen, mit der herrlichen Schilderung einer uns so nahberührenden Umwelt verdient zu allen Zeiten gelesen zu werden. Fedor Sommer hat sich selbst uns gegeben – und darum schon ist das Buch ein Zeugnis herrlichen Könnens.



Luise Eberhardt.

Roman von Fedor Sommer.

Prof. Dr. Rosenberg

Unser hochbegabter und mit Recht gefeierter Landsmann Fedor Sommer, der früher von Schmiedeberg aus unser Gebirge mit seinem Geiste durchleuchtete und mit seinem Verstand die Geschichte seiner Bewohner zergliederte, hat auch in Striegau, seinem jetzigen Wohnsitze, nicht geruht, hat auch, was bei seinen Gaben durchaus erklärlich ist, bedeutende Zeitschriften und die angesehensten Verleger Deutschlands gesunden, um immer wieder zu seinem und unserem Ruhme Neues zu schreiben. Zuletzt hat der „Wanderer“ wohl von seinem in Arnsdorf i. R. spielenden Roman, der sich an die Religionskämpfe der schlesischen Protestanten am Anfang des 18. Jahrhunderts anschließt, Kenntnis genommen. Ob und wie weit ein Steigen oder Fallen der geistigen Kraft bei Fedor Sommer sich feststellen läßt, das zu entscheiden sind wir nicht imstande: jedenfalls ist noch in allen dieselbe Kraft zu bewundern in der festgezogenen Schilderung der Landschaft, der Einwirkung des Bodenständischen auf die Bewohner in dein bezeichnenden völkischen sprachlichen Ausdruck, in der Anlehnung an historische Ereignisse von

Bedeutung für das deutsche und besonders für das schlesische Volk. Wenn einer so kann Fedor Sommer auf dem Gebiete des Romans oder besser dem der Novelle mit Ehren bestehen neben den Gebrüdern Hauptmann. die so ganz anderen Geistes sind, und darf sich mit vollem Rechte über so viele andere stellen, die trunkenen Geistes in unklaren Bildern, verzeichneten Charakteren, gequälten geistigen Ausströmungen sich ergehen, um bedeutend zu erscheinen, ohne es zu sein, die jedenfalls ohne jeden nachhaltigen Wert für Menschenbildung bleiben. Was nun seine letzte Gabe betrifft, diese „Luise Eberhardt“, die schon, als sie im „Daheim“ erschien, eifrige und gespannte Leser fand, so war es bei einem Manne wie Fedor Sommer nur natürlich – ja es wäre eine Sünde gewesen. wenn er es unterlassen hätte – daß er das zu Schildernde an den großen Weltkrieg anschloß, daß die glänzende Zeit der Erhebung vor dem Kriege – ja, sie war glänzend und wird uns immerdar ein Trost bleiben in dem späteren Jammer – ihm die Farben darbot, um die Menschen, deren Fühlen und Denken, deren Lieben und Hassen ihm Stoff waren. in ihrem Innenleben zu erklären. Wie sich schon dadurch der Roman Fedor Sommers heraushebt aus der Zahl derer, für die das Zeitgenössische, Vaterländische nicht da ist, die im Wolkenkuckucksheim herumfliegen, manchmal sogar, ohne fliegen gelernt zu haben, so hat er auch darin seinen besonderen Wert, daß er nicht in grüblerischen Phrasen irrlichtert, die doch zu keiner Entscheidung geführt werden oder gelangen können, sondern sie nur noch mehr in Dunkelheit hüllen, sondern sich verständige Gebiete deutscher Geistesbetätigung aussucht, um zu zeigen, daß er nicht bloß ein Dichter, d. h. ein Erdichter ist, sondern auch ein kenntnisreicher Mensch ist, der sich etwas versucht, der etwas wirklich erlebt hat. Sommer ist das, was die alten Römer einen doctus poeta nannten, und was sie von einem Dichter verlangten. In jedem seiner Werke steckt etwas: bald eine gewichtige Beimischung von Philosophie, namentlich von Pädagogik, wie z. B. in dem herrlichen „Ernst Reiland“, wo der Verfasser sich selbst in seinem Beruf als Jugendbildner geschildert hat, bald ein gründliches Durchforschen von Quellen, die über das geistige Leben Deutschlands an wichtigen Perioden seiner Geschichte Auskunft geben – und nirgends kommt doch der Dichter zu schaden vor dem Gelehrten. In unserem Roman, in dem er seiner Hauptheldin den schlichten Vornamen: Luise gibt, nicht etwa Ema, Mizi, Brigitte, Gerda oder ähnlich modern-frisierte – und den nicht ungebräuchlichen, nur die Deutschheit kennzeichnenden Familiennamen „Eberhardt“ – läßt er uns die Landwirtschaft, die Bebauung der Felder in rauhem Gebirgsland, die neuzeitliche Umwirtschaftung der veralteten Bebauungsformen von einem uns sympathischen alten Herrn lernen und sie unsere Romanheldin so erfolgreich üben, da diese praktische Beschäftigung auch ihr Seelenleben großen Einfluß gewinnt. Dadurch ist der Roman keiner für Leserinnen, die ihn auf der Elektrischen oder in Wartesälen zum Zeittotschlagen benutzen wollen – nein, er ist die Geschichte einer noch sehr lebensfrischen, zu früh Witwe gewordenen Frau, die von den ihr nicht erspart gebliebenen Seelenkämpfen in der Bewirtschaftung ihres Gutes, in der Erziehung ihrer Kinder. in der Sorge für das leibliche und noch viel mehr für das Seelenglück der ihr anvertrauten Kinder Ruhe sucht und Befriedigung. und sie auch zu finden glaubt, bis eine

Reihe von Vorfällen – nicht romantischer Natur, sondern in dem Kriege verständlicher – sie doch noch dem späten Glücke der Liebe entgegenführt. Diese „Luise“ ist kein schwaches Weib, das dem Sturm der Liebe nichtwidersteht, sie ist eine oberflächliche Mutter, die ihren Kindern nur das ist, womit viele sich begnügen, sie ist ein deutsches Weib, das in der ihr durch das Schicksal zugewiesenen Aufgabe verharret und an den großen und kleinen Dingen des Lebens ihren Anteil nimmt. Daß sie dabei Gelegenheit findet, uns die Gegend, das Seid ihrer Arbeit. Das Bolkenhainer Oberland mit seiner Eigenart. den Großen Hau, dieses Burgenviertel um ihn herum mit satten, eigenartigen Farben zu malen, daß der Verfasser sie zu einer Beschreiberin der Reize eines auch uns so lieben Ländchens macht – das ist uns eine besondere Freude. Freilich, was Fedor Sommer einmal gesehen und in sich aufgenommen hat, und was er mit Begeisterung geschaut hat, muß er auch schildern. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er in die Schilderung seiner jetzigen Heimat auch eine glühende Beschreibung der Reize des Genfer Oberlandes eingeschaltet hat. Dorthin verlegt er die Liebesscene der gewissermaßen erwachenden norddeutschen Gutsbesitzerin; dort rächt sich gewissermaßen das lange Zurückgehaltensein der Gefühle einer gefunden Jugend –, und daß Fedor Sommer, der kundige Kenner der Natur auch hier die Landschaft zu malen versteht, wird ihm jeder zugeben, der einmal selbst diese Reise gemacht hat – und viele Deutschen werden es ja nicht ein, die nicht einmal wenigstens in ihrem Leben diese Glanz- und Prachtstücke der Natur geschaut haben. Ich will nicht noch mehr von dem reichen Inhalt dieses gutausgestatteten Buches erzählen: wer reifen und genußfähigen Deutschen eine Weihnachtsgabe schenken will, die nicht Körper und Seele schadet, dein Gefühl aber eine Stärkung und volles Genießen verschafft – dem sei dieses Buch warm empfohlen.



Luise Eberhardt

Von Fedor Sommer,

der von allen Seiten so warm empfohlene Roman unseres Landsmanns ist, was wir zu erwähnen in der Dezemberrnummer unterlassen haben, bei Mühlmann in Halle erschienen.



Des Heilands zweites Gesicht.

Fedor Sommer (Striegau)

von Hans Christoph Kaergel (Weißwasser)

Eine Geschichte aus der Heide. Berlin 1919. Furche-Verlag. Brosch. 4,50 M.)

Hier spricht ein neuer Dichter, und zwar einer, der diesen viel mißbrauchten Ehrentitel wirklich verdient, zu den Deutschen und besonders u den Schlesiern in einem tiefschürfenden Buche. Diese Lebensgeschichte eines leidenschaftlichen Christussuchers geht alle Deutschen ans denn sie führt tief hinein in Seelenkämpfe, wie sie das deutsche Gemüt insonderheit durchringen muß, und sie geht uns als Schlesier noch besonders an und verdient in diesem Blatte wohl eine dringende Empfehlung, nicht nur weil ihre Handlung in der schlesischen Heide und im Riesengebirge spielt, sondern auch, weil wohlgelungene schlesische Typen beider Gebiete uns als Träger dieser Handlung zum Greifen lebendig vor die Augen gestellt werden. Gute und Schlimme, Fromme und Scheinheilige, Witzige und Beschränkte, bunt gemischt, wie sie das wirkliche Leben bietet, ziehen sie in der knapp geschürzten „Erzählung“ an und vorüber,

die Kaergel sehr wohl auch hätte zu einem umfänglichen Entwicklungsroman ausspinnen können. Mit einer Teilnahme, die sich von Seite zu Seite vertieft, folgen wir der Hauptperson dieser Geschichte aus ihrem frühen und herben Kinderleide in die verworrenen Kämpfe der Jünglingszeit und erleben in uns das schmerzlich-süße Durchringen der Mannesjahre mit, das Durchringen, das in dem Saht gipfelt „Seid nicht so grausam gegen euch selbst; denn wenn ihr mit andern grausam seid, dann seid ihr es auch mit euch. Und begreift endlich einmal das Wort: „Der Sünder ist der Aermste unter dem Himmel!“ Und nun ehe hin in den Morgen, lieber Mensch, immer sonnauf ! sonnauf !“



Auf den Friesensteinen

Von Fedor Sommer

Es gibt sehr viele Schlesier, die unmutig äußern, in unsern schönen Bergen wäre nun schon kein verschwiegener Weltenwinkel mehr zu finden, wo man mit der herrlichen, schlesischen Natur so recht allein sein kann.

Wer auf der Station Jannowitz aussteigt, der sieht sich wohl noch stark vom Fremdenstrom umbraust. Wenn er aber dann etwa das düstere Münzenthäl hinaufsteigt, in das die verwitterten Ruinen des Bolzenschlusses hinabblicken, dann ist er bald aus allem Trubel heraus. In recht steilem Anstiege erreicht er, nachdem er zwischen den gewaltigen Felsmassen des Backofensteins und der Kupferberger Steine hindurchgegangen ist, auf die Höhe eines nord-südlich streichenden Bergrückens. An dessen Ostfuß zieht sich eine Reihe von Dörfern hin, die an Verlassenheit mit den entlegensten Heidedörfern wetteifern, obwohl Zentren des Fremdenverkehrs nur zwei bis drei Stunden davon entfernt liegen. Waltersdorf, Kreuzwiese, Wüste-Röhrsdorf, Hohenwaldau und Rothenzenchau bilden diese Reihe, einander ähnlich an Reiz der Lage, aber auch an Abgeschlossenheit, Mangel von Verkehrsmitteln und Armseligkeit der Bevölkerung. In der Reihenfolge, in der wir sie hier genannt haben, wächst ihre Höhenlage, und in derselben Reihenfolge wird auch das Klima rauher und der Daseinskampf der Menschen schwerer. Wie vielfach anderwärts-, so machte auch hier die Natur einen Anlauf, durch die Schätze des Bodeninnern das zu ersetzen, uns die karge Oberfläche versagt: in Rothenzechau, dessen Name schon auf Bergbetrieb hindeutet, baut man jetzt wieder, wie- ehemals, Arseniterze ab, nachdem die Gruben lange „in Fristen“ lagen.

Die Eröffnung der Eisenbahn-Linie Schmiedeberg – Landeshut hat die verlassenen Zechenhäuser wieder bevölkert. Auf unserm Wege nach Rothenzechau haben wir zwischen dem Münzenthäl und Kreuzwiese den Nordfuß des Ochsenkopfes umschritten, desjenigen Berges der Gegend, der eine völliger Rundblick ermöglicht als die höhere Aussichtswarte, der wir zusteuern. Eigenartige Gneismassen setzen diesen Gipfel zusammen, der sich im Relief nicht allzu auffällig abhebt. Die oben genannten Dörfer an seinem Ostabhänge aber liegen auf Glimmerschiefer, der seinerseits bei Rothenzechau mit Granit zusammenstößt. Es ist der typische Riesengebirgs-Granit, dessen ehemaliger Name „Granit“ unmodern geworden ist. Bis an die Hülen des Arsenikwerkes „Evelinens-Glück“ im Niederdorf streichen von Süden her die Hornblendeschiefer heran, aus denen das Dittersbach-Haselbach-Pfaffendorfer Tal herausgearbeitet wurde. Und so stehen wir hier in einer der Kontaktzonen, die nicht nur das Entzücken der Geologen, sondern auch die Nährstätten des Bergbaus, besonders auf Erze, sind.

Schon Friedrich der Große wollte den entlegenen Gegenden an den Hängen des Landeshuter Kammes zu Hilfe kommen. Darum ließ er mit vielen Kosten eine Straße anlegen, dies-von Schmiedeberg aus möglichst gradlinig Landeshut zu erreichen strebt. Mit einem Anstiege, so steil, daß kein Fußgänger ihn ohne Anstrengung überwinden kann, erklimmt dieser breite Weg die Höhe des Landeshuter Kammes, um ähnlich steil über Hohenwaldau und Schreibendorf nach Landeshut hinunter zu leiten. Die heutige Straßenbaukunst hat sich von dieser verkehrten Art, die nur immer mich der größtmöglichen Kürze des Weges trachtete, gründlich abgekehrt, und auch diese Straße des großen Königs ist vereinsamt Eine nahezu viermal so lange Kunststraße führt heutigen Tags im Verein mit der ihr zum Teil parallel laufenden Bahnlinie Schmiedeberg – Landeshut den Verkehr über den Schmiedeberger Paß hinweg, der reichlich hundert Meter niedriger liegt als das „Ausgespann“, der höchste Punkt jener alten Straße, an dem der Pferdewechsel stattfand.

Zu ihm hin kommen wir von Rothenzechau her auf prachtvollen Waldwegen, und ans ebensolchen haben wir nur noch reichlich 100 Meter zu steigen, bis wir zu den 935 Meter über dein Spiegel der Nordsee gelegenen Friesensteine gelangen.

Mit wenigen Ausnahmen sind diejenigen Felsgebilde des Riesengebirges, die der Volksmund mit dein Gattungsnamen „Steine“ bezeichnet, Granitblöcke von gewaltiger Größe. Eine eigenartige Form verschafft ihnen oft auch einen absonderlichen Namen, bei dessen Ausprägung Volksphantasie und Humor sich vielfachbetätigten. Wie aber die „Friesensteine“ zu ihre in Namen gekommen sind vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute, nach einem ehemaligen Besitzer. In der Form ähneln sie den andern gigantischen Felsbrocken, sie sehen wie Wollsäcke aus. Natürlich rührt das von dein Einfluß der Atmosphärien her, die an den Kanten und Ecken des ursprünglichen Felsgebildes die besten Angriffspunkte fanden, diese darum zuerst abschliffen und so dein Ganzen eine behäbig runde Form verliehen. Schon aber hat die Verwitterung ihren grimmen Zahn auch in die kompakte Steinmasse hineingeschlagen und mancherlei Striemen herausgenagt, vor

allem aber merkwürdige Vertiefungen, die sich wie auf der Oberfläche so vieler „Steine“ des Gebirges auch auf dem Scheitel der „Friesensteine“ vorfinden. Fast regelmäßig bestehen diese Verwitterungslöcher aus einer runden, beckenartigen Grube, von der ein Spalt bis zum Rande des Felsens führt. Einen geradezu komischen Wandel in der Deutung dieser Gebilde haben die verschiedenen Jahrhunderte gebracht, und wie eine leise Ironie aus dem Wechsel in der Zeitstimmung mutet es uns an, wenn wir hören, was das „Einst“ und das „jetzt“ aus ihnen zu machen wußte. Hyperphantastisch konnte diese Gruben unsere Vorzeit natürlich nur „Opferkessel“ mit „Abflußrinnen“ für das „Blut“ ansehen. Und hypergelehrt hat ein berühmter Forscher der Gegenwart eine grimme Fehde ausgefochten um die Ansicht durchzusehen, diese Löcher seien „Gletschertöpfe“, ähnlich denen des Züricher Gletschergartens. Wenn die Vorzeit recht hatte so müßte man fragen: „Woher kamen die Tausende von Menschenopfern, die zu den Tausenden von solchen Opferkesseln gehören, die man im Riesengebirge aufspüren kann?“ Und dem Deuter ist entgegengehalten worden, daß gerade die Opferkessel der Friesensteine allzu deutlich gegen ihn sprächen; denn bis zu dieser Höhe kann sich auch die kühnste Phantasie unser Schlesiens nicht übergletschert denken. Die geologische Wissenschaft unserer Tage hat sich denn auch einmütig dafür entschieden, daß diese Opferkessel Wirkungen der Verwitterung sind, die auf so hoch und frei gelegenen Stellen, wie hier, ganz besonders kräftig wirken kann.



Ludwig Richter

Stahlstich

Die Friesensteine

Wir aber wollen uns auf unserer lustigen, durch Steinstufen zugänglich gemachten und durch Eisengeländer gesicherten Warte, durch keinerlei gelehrte Grübeleien stören lassen, sondern uns zunächst einmal recht herzlich an der Aussicht weiden, die sich hier darbietet.

Auch wer durch solche Ausblicke von Bergeshöhen herab sehr verwöhnt ist, wird dieser Aussicht noch etwas abgewinnen können. Das Landschaftsbild, das man hier überschaut, ist von einer köstlichen Geschlossenheit. Mit den Schenkeln eines sehr spitzen Winkels umschließen es links der gewaltige Wall des Riesengebirges und rechts die immerhin noch recht ansehnlichen Berge des Bober-Katzbach-Gebirges. Ersteres, das eigentliche Riesengebirge – denn streng genommen gehören ja die Friesensteine auch zum Riesengebirge im weiteren Sinne – setzt in der Nähe unseres Standortes den „Landeshuter Kamm“ westwärts fort der unser steinernes Schaugerüst trägt. Scharf eingeschnitten grenzt beide Kämme das Arnsberger Tal ab, in das wir hineinblicken können. Als geradliniger, breiter Spalt erscheint es uns im untern Teil geziert durch die niedlichen Häuserchen des kleinen Dörfchens: im oberen sehen wir seine Wäldereinsamkeit eine helle Linie durchziehen, die uns unser gutes Glas in eine Reihe gemauerter Kaskadenstufen auflöst: das ist der kunstvoll regulierte Lauf des Grunzenwassers, das man so daran behindern möchte, die Hochwasserschrecken des Jahres 1897 noch einmal über das tiefer gelegene Tal heraufzubeschwören. Über ihm aber wölbt sich der mächtige Abfall des Grenzbaudenkammes, der hier domkuppelartig erscheint, überragt von dem allerorten dominierenden, schlanken Kegel der „Koppe“. Auch die anderen „ersten Größen“ des Riesengebirgskammes erblicken wir, von der Kleinen Sturmhaube an bis zum Reifträger, infolge der eigentümlichen perspektiven Verkürzung, in der wir den Kamm sehen, einander sehr nahe gerückt. Scharf umrissen und dunkel, ragen die nächsten auf; von leisem Duft umflossen, verdämmern die ferner gelegenen in zartblassem Blau. Gerade vor uns, gleichsam als Scheitelpunkt des besagten spitzen Begrenzungswinkels unserer Fernsicht, ragt der interessant umrissene Siegel des Hochsteins empor, über seine wirkliche Höhe bedeutend herauswachsend, wenn er sich vom Goldgrunde des sommerlichen Abendhimmels abhebt. Fürwahr, wer eine bewegte, kühn geschwungene Umrißlinie, frei von jeglicher Langweiligkeit, sehen will, der hat nicht nötig in die Alpen zu reisen: er findet sie auch im schlesischen Gebirge an vielen Punkten, und nicht zuletzt auf den Friesensteinen!

Und doch ist nicht eigentlich der Blick auf die Höhen, was den Zauber dieser Stelle ausmacht: er liegt in dein, was sich tief drunten zu unsern Füßen ausspannt, im Anblick des Schmiedeberger und des Bobertales!

So steil senken sich die Flanken des Kammes, auf dem wir stehen, zu ersterem ab, daß wir wie von riesiger Turmhöhe oder gar wie aus dem Luftballon darauf hinunter schauen. Und das gibt einer Landschaft immer das Gepräge einer Reliefkarte, zumal wenn sie so abwechslungsreich ist wie dieses Schmiedeberger Tal sinnt seinen Nebentälern. Anfänglich verläuft es parallel mit dein breiten, lachenden Wiesengrunde von Fischbach und der schimmernden Aue des vielgewundenen Bobers, aber schon in einer Luftentfernung von nur einer Meile sehen wir

diese Täler zu einem Tal sich zusammenschließen. Die Bergmassen, die sie vom Landeshuter Kamme nordwestlich ausgestrahlt, zunächst so deutlich mit ihren breit hingelagerten Rücken und Kuppen trennen, lösen sich nordwestwärts immer mehr in ihrem Verbande auf und werden auch immer niedriger. Nur einige treten als bemerkenswerte Kaps weiter in die Talebene hinein, unter ihnen der so reizvolle Ameisenberg. An seinem Südostfuße blauen die Teiche Buchwalds Auch in der Umgebung Fischbachs blickt uns das grüne Tal aus dunkelblauen Seeaugen märchenhaft träumerisch an. Und wie nahe steht hier neben dein Lieblichen das Gigantische! Man muß ostwärts schon bis in die Tatra und westwärts bis in die sächsische Schweiz wandern, ehe man wieder so abenteuerlich burgenförmig aufragende Berghäupter findet wie die beiden Falkenberge, die das Fischbacher vom Bobertal trennen. Ja, ihr wahres Widerspiel finden diese klassischen Zeugen für die Riefenleistung der Verwitterung doch nur in den Kalkalpen des nördlichen und südlichen Tirol. Die einst so beliebte Sommerfrische Fischbach an ihrem Fuße ist infolge des wandelbaren Zeitgeschmackes heute fast vergessen zusammen mit ihrem gotischen Schlosse, das einstmals eins der Zentren des reizvollen Hoflebens im Hirschberger Tale war. Mitten aber durch das Talbild zu unseren Füßen erstreckt sich der Ort, der ihm den Namen gegeben hat: Schmiedeberg.

Es ist nicht nur einer der ältesten Orte Schlesiens, sondern auch einer der längsten unserer Provinz jedenfalls deren längste Stadt. Wir übersahen von unserer Warte auch ihre ganze Ausdehnung, die vom „Paß“ bis zum schlanken Granit-Kegel des „Schlüsselberges“ wohlgemessen fünf Kilometer beträgt. Freilich sehen wir auch, daß nur der mittlere Teil mit den Kirchen den Namen einer Stadt verdient. Was südlich und nördlich davon liegt, ist eine einfache Häuserreihe, allmählich sich in einzelne Anwesen auflösend.

Es gewährt einen hohen Genuß, von unserer hohen Felsenwarte auf das male- risch den Talgrund durchquerende Städtchen hinabzuschauen, dessen hohe Fabrikschlote von seiner vielgestaltigen Gewerbetätigkeit zeugen und sich von hier oben zu vergegenwärtigen, welches bunte Geschehen sich im Laufe der Jahrhunderte aus diesem Talboden zutrug.



Ein epischer Dichter des Riesengebirges

Zu Fedor Sommers 60. Geburtstag am 21. September 1924

Von Dr. Baer

Wie Gustav Freytag ist Sommer Deutscher, Schlesier und Protestant von Geburt, und das hat seinem Leben und seinem Schaffen die Richtung gegeben. Hohenfriedeberg, wo er das Licht der Welt erblickte, ist ein sehr kleines Städtchen von noch nicht 1000 Einwohnern, liegt im Kreise Bolkenhain, zwischen dieser Stadt, Striegau, Freiburg und Salzbrunn, am Fuße des Vorgebirges, das in den Hochwald und Sattelwald gipfelt.

In diesem erdkundlich und geschichtlich so bedeutsamen Winkel Niederschlesiens hat Sommer seine Jugend verlebt, und es ist also wohl kein Wunder, daß er diesen Ort, seine engere und weitere Umgebung zum Schauplatz seiner Erzählungen und Romane gemacht hat. „Das eigene Haus und der geräumige Garten seiner Eltern,“ so schrieb er mir einmal, als ich ihn um eine Skizze seines Lebenslaufes bat, „die in bescheidenem, kleinbürgerlichen Wohlstande lebten, waren die Welt des Kindes, der es nicht an idyllischen Reizen mangelte.“ Sie und die romantische Umgebung des winzigen, aber weltberühmten Städtchens haben früh bestimmend auf die Geistesrichtung des Knaben eingewirkt, der die malerische Gegend in glücklicher Ungebundenheit durchstreifte. Die Schule und ein wenig Privatunterricht in Musik und Französisch legten ihm darin nur leichte Fesseln an. Der Vater, ein überbescheidener, stiller, fleißiger, über seinen Stand hinaus belesener Mann und die Mutter, eine energische, aber sehr kinderliebe Frau, taten das Jhrige Preuße, dazu, ihrem Ältesten eine frohe Kindheit zu bereiten. Seinem Wunsche folgend, bestimmten sie ihn zum Volksschullehrerberuf, damit das

höchste Ziel ins Auge fassend, was sich Höherstrebende damals in dem Städtchen setzten. Sie taten das umso lieber, weil Gelegenheit geboten war, daß ihr Junge auf diese Weise bis zum 17. Lebensjahr im Elternhause bleiben durfte, denn die Präparandenzeit konnte er bei dem Hauptlehrer der Schule zubringen. Diese Jahre muß Sommer in seinem Leben zwar wissenschaftlicher Beziehung als so ziemlich verlorene Zeit buchen, aber für seine schriftstellerische Entwicklung sind sie grundlegend gewesen. Denn er hat in dieser Zeit des erwachenden intellektuellen Bewußtseins, dank eines sonst wenig gebundenen Lebens Gelegenheit gehabt, der Bevölkerung der kleinen Stadt bis unter die siebente Haut zu sehen, und das umso gewinnreicher, weil sich unter ihr eine erstaunlich große Zahl von Originalen befand. Auf erschauende Weise ist Sommer so zu dem Psychologen der schlesischen Bevölkerung geworden, als der er uns in seinen Werken entgegentritt. Was ihm an Kenntnissen mangelte, suchte er in der dreijährigen Ausbildungszeit im Seminar zu Bunzlau fieberhaft nachzuholen, einer Zeit, in der eigentlich „nur sein Gehirn lebte“. Und diese nachholende Arbeit an seinem Wissensbestande hat dann nicht mehr geruht bis auf den heutigen Tag.



Georg Runge

Federzeichnung

Im Riesengebirge

Er trat sofort nach Beendigung seiner Seminarzeit in die Lehrerbildner-Laufbahn ein und war nacheinander: Präparandenlehrer in Reichenbach OL., Seminarhilfslehrer in Drossen (Neumark) und Liegnitz, Seminarlehrer in Münsterberg, Präparandenanstaltsvorsteher in Schmiedeberg im Rsgb. (1901 – 1907) und dann bis 1921 in Striegau. Seitdem ist er als Kreisschulrat ein Jahr lang im Kreise Ruppin (in Lindow) tätig gewesen, hat aber das Glück gehabt, schon bald wieder in seine geliebte „Schläsing“ und obendrein in seinen Heimatkreis zurückversetzt zu werden. Seit Juni 1922 wirkt er als Schulrat im romantischen Bolkenhain.

Sehr bestimmend, nicht nur für seine pädagogische, sondern auch für seine schriftstellerische Entwicklung wurden die Teilnahme an einem halbjährigen Fortbildungskursus an der Universität und den Kunstinstituten Berlins – lange Zeit nach Ablegung der Mittelschul- und Rektoratsprüfungen – und viele, viele Reisen in allen Teilen Deutschlands, nach Tirol, der Schweiz, nach Ungarn, Dänemark und Italien. 1910 durfte er eine Fahrt des Hapag-Dampfers „Meteor“ als „Kaisergast“ nach Norwegen mitmachen und 1912 besuchte er die Weltausstellung in Brüssel, auf der er im Auftrage des Ministers das preußische Präparandenwesen ausgestellt hatte. Dies alles, sowie oftmaliger wochenlanger Aufenthalt an der Nord- und Ostsee (besonders oft in Hiddensee) hat seinen Blick geweitet und seinen Niederschlag in seinen Dichtungen gefunden. Die sechs Jahre in Schmiedeberg, wo sich ihm sogar vom Schreibtisch aus der Anblick der Koppe in höchst wirksamer Art bot, haben aus seine schriftstellerische Entwicklung am stärksten befruchtend gewirkt; erst hier, von 1902 ab begann er mit der Abfassung seiner Romane und Novellen, nachdem er, abgesehen von einigen belanglosen Versuchen auf dem Gebiete der Lyrik und des Epos, schon in der Liegnitzer Zeit einen schönen Erfolg mit seinem Volksschauspiel „Pestalozzi in Stanz“ errungen hatte.

Seit einem Vierteljahrhundert sah ich mit Freude, wie sich Sommer zum eigentlichen schlesischen Heimatschriftsteller entwickelte, indem er seine Stoffe teils der älteren Geschichte der Provinz, teils der Gegenwart entnahm und sein eigenes Leben hineinwob. Und immer war ihm die Hauptsache der Schauplatz der Begebenheiten, der Grund und Boden mit seinen Eigentümlichkeiten, seinen Bewohnern, seiner Vergangenheit. Obgleich er kaum jemals die Namen der Schauplätze nannte oder richtig bezeichnete, wird der Schlesier sie doch bald richtig erkennen, ja auch die Urbilder der Personen oft richtig deuten. So spielt der Roman „In der Waldmühle“ in Hohenfriedeberg, „Am Abend“ in den Waldenburger Bergen, „Die Hussitenjahre“ in Bolkenhain und Nimmersatt, „Die Schwenckfelder“ in der Goldberger Gegend, „Luise Eberhardt“ am Großen Hau, „Unter dem Selbstherrscher“ im Eulengebirge. Unser Riesengebirge aber ist der Schauplatz für die großen Romane „Ernst Reiland“, „Die Fremden“, „Das Waldgeschrei“ und „Die Zillertaler“, sowie die Novellen „Hans Ulrich, Das Rokokopult und Anderes“.

Für unsere heutige Aufgabe, die Beziehungen Sommers zum Riesengebirge zu besprechen, wird es genügen, wenn wir nur die letztgenannten größeren Romane in Betracht ziehen, und zwar lediglich dem Stoffe nach.

Da ist nun zunächst „Ernst Reiland“, ein Buch, das vieles von den eigenen Erlebnissen des Verfassers enthält, und gerade darum scheinen die Schilderungen aus der Jugendzeit des Helden, aus der ganzen dörflichen Umwelt so überaus wohl gelungen und für unser Schlesiertum so kennzeichnend. Etwa in Baumgarten, einem Dorfe zwischen Hohenfriedeberg und Bolkenhain, wird ein begabter, grübelnder Waisenknabe aus dem Arbeiterstande in das kinderlose Pastorhaus aufgenommen, gut und recht erzogen, mannigfachen Eindrücken aus dem Landleben ausgesetzt, mit vielen sonderbaren Persönlichkeiten bekannt, und, da er einen ansehnlichen Kopf besitzt, zum Lehrerberuf bestimmt. Der alte Pastor, sein

Pflegevater, setzt ihn zum Erben seines kleinen Vermögens ein und gibt ihm so die Möglichkeit, das Seminar zu besuchen. Nachdem er die Abgangsprüfung glänzend bestanden, bekommt er auf seinen eigenen Wunsch die Lehrerstelle in Langwasser, jener Baudengruppe bei Schmiedeberg, hoch oben dicht unter dem Riesengebirgskamm, „so ganz und gar außerhalb der Welt, zumal im Winter“. Der Kantor hatte ihm gesagt, er müsse darauf gefaßt sein, monatelang mit den Langwasserern einzuschneien. „Und was sei das für ein Volk! Die wahren Hinterwälder! Lauter Holzschläger! Können kaum lesen und schreiben.“

Und nun kommen aus diesem weltvergessenen Hochgebirgswinkel die prächtigsten Schilderungen von Land und Leuten, denen man so recht anmerkt, wie innigen und häufigen Verkehr der Verfasser während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Schmiedeberg mit dem alten Liebig, dem Lehrer dieser Forstbuden und Gründer eines botanischen Alpengärtchens, da oben gepflogen hat. Aber Reiland blieb doch nicht immer allein in seiner Waldeinsamkeit da oben; seine Mutter führte ihm die kleine Hauswirtschaft und alte Freunde kamen auch zum Besuch; und im Juni schon nisteten sich im Gasthause die ersten Sommerfrischler ein. Bald fühlte sich Reiland auch veranlaßt, seinen Amtsgenossen drunten in der Stadt seinen Besuch zu machen. So lernen wir mit ihm das ganze „Kollegium“ kennen. In diesem ragte der alte Eisener (Eisenmänger) hervor, einst ein besonderer Schützling der Gräfin Reden, ein genauer Kenner seiner engeren Heimat und Verfasser der „Geschichte des Kreises Hirschberg“, ein sehr verdienstvoller Mann in seinem engeren Kreise, der auf einem Spaziergang mitten im Bergwald seinen jungen Freund mit den Spuren einer ehemals bedeutenden Siedlung aus dem 30jährigen Krieg bekannt machte. Hieraus hat dann Sommer später seine Novelle „Hans Ulrich“ (Schaffgotsch) entwickelt.

Nun, aber erst am Ende der ersten Hälfte des Romanes, tritt die Liebe in Ernst Reilands Leben. Auf einer geselligen Lehrerversammlung hatte er den Gärtner des Schilfberges mit seiner Tochter kennen gelernt. Schilfberg ist offenbar Ruhberg, jenes romantische Schloßchen bei Schmiedeberg, früher Radziwillsches Besitztum, bekannt durch seine Beziehungen zum alten Kaiser Wilhelm. Es wird mit allen seinen eigentümlichen Reizen aufs Genaueste geschildert. Die Gärtnerstochter, „eine Verkörperung strotzender Lebensfülle in anmutiger Gelassenheit“ hatte seine Gefühle erregt. Eine Rodelfahrt zu ihr im Winter gibt Gelegenheit, die Herrlichkeit des Bergsports und des Waldes in der Pracht seines Schneegewandes zu schildern.

In der zweiten Hälfte des Buches wird zunächst über die nächsten Jahre Reilands, die ganz den weiteren wissenschaftlichen Prüfungen und einer Festigung seiner philosophischen Weltanschauung, namentlich im Sinne Fechners, galten, rasch hinweggegangen, dann führt uns eine der Wirklichkeit nacherzählte Episode, die Beerdigung eines jungen Lehrers, wieder unter Menschen und in einen anderen Teil des Gebirges. Und nun kam ein Spaziergang auf der Stätte des verlassenen Flüchtlingsdorfes am Ochsenberge. Reiland legte sich ins Gras und in einem traumhaften Gesichte fühlte er sich in die einstige Siedlung versetzt, sah im Geiste den ritterlichen Hans Ulrich Schaffgotsch mit seiner Gemahlin Agnes

auf hohen Rosen dahersprengen, er sah das geliebte Mädchen von Ruhberg wieder, hörte einen Buschprediger auf einem Felsen im Walde Gottesdienst halten – so erlebte er die Keime seiner Novelle „Hans Ulrich“ und seines Romanes „Das Waldgeschrei“ – das mußte er festhalten und aufschreiben, und so wurde in ihm der Schriftsteller geboren und ein Dichter des Riesengebirges. Sein Leben hatte von nun an ein höheres Ziel als die noch so ideal aufgefaßte Schulmeisterei.

In diese Zeit, also etwa nach sechsjährigem Aufenthalt in dem Bergdörflein, fällt die in jeder Beziehung glanzvoll dargestellte Wendung in diesem Roman, die Begegnung Reilands mit zwei Sommerfrischlern, Vater und Tochter. Beide sind meisterhaft gezeichnet; der Vater ein jovialer Offizier im Ruhestande, die Tochter ein starkes, eigenartiges Mädchen. Beide verabreden mit Reiland einen Ausflug nach dem Kleinen Teich, und diese Wanderung über die Koppe und den Mondscheinabend weiß Sommer mit so leuchtenden Farben zu schildern, wie es bisher kaum jemals geschehen ist.

Bei diesem Höhepunkt des Buches kann ich es verlassen, denn die weiteren Begebnisse kommen für die Darstellung des Riesengebirges nicht mehr in Betracht.



Augustin Kolb

Holzschnitt

Alte Geschichten

Nachdem Sommer so den östlichen Teil des Riesengebirges zum Gegenstand seiner Kunst gemacht hat, geht er mit seinem späteren großen Roman „Die Fremden“ auf den Westlichen Flügel, das Zackental, über. Während er dort ein Menschenschicksal, die Umwandlung eines Lehrers zum Schriftsteller und Dichter darstellte, will er hier die Entwicklung Schreiberhaus aus einem Glasmacherdorf zur bedeutendsten Sommerfrische schildern, und zwar ebenso an der Hand wirklicher Begebnisse, die wir Älteren miterlebt, und vieler Personen, die wir gekannt haben, und die zum Teil noch des rosigen Lichtes sich erfreuen. Und jedermann kann heut noch prüfen, wie echt und treu bis ins Einzelne hinein die Natureindrücke des herrlichen Waldgeländes wiedergegeben sind.

Wie geschickt führt uns der Dichter gleich in den Gang der Ereignisse ein. 1871! Unsere Krieger kehren aus dem französischen Feldzuge zurück und sollen im Niederdorfe von der Gemeinde festlich empfangen werden. Da lernen wir sie alle kennen, die Männer, die in dem alten ausgedehnten Glasmacherdorf „was zu sagen haben“, den Pastor und den Kantor, vor allem aber den vielvermögenden Beherrscher der ganzen Ortschaft, den Hüttendirektor Streit (Pohl sen.), einen Kraftmenschen, der groß ist als Techniker und Erfinder, als Wirtschaftsleiter und – Frauenverehrer. Da ist sein sanftes, solides Gegenstück der kaufmännische Direktor Bach (Partsch), da ist die komische Figur des Hüttenarztes Dr. Bloch (Worch), da ist der Lehrer Eckler (Winkler), da sind die „Malermeister“, unter denen als erste Kraft der Akademiker Gebhardt (Gerlach) sich hervorhebt, da ist der Schulze, sind all die Hüttenleute in ihrem Sonntagsstaate. Sie alle erwarten hier plauderns ihre „Helden“, darunter vor allem zwei, die mit dem Eisernen Kreuze dekoriert sind, den Sohn des Hüttendirektors und den Glasgraveur Leonhard Franke, den Helden des Romans. Diesen begrüßt nach dem lärmenden feierlichen Empfange abseits am Wege sein Weib in stiller, herzlicher Umarmung.

Wir lernen nun bald das Leben und Treiben der „Hütte“ kennen, die, jetzt Schaffgotsch'sches Eigentum, seit Jahrhunderten in wechselnder Gestalt bestand, den Dorfbewohnern Nahrung gab, seit 1840 von dem Direktor durch glänzende Leistungen zu einer berühmten Kunstwerkstätte umgestaltet war. Für die Hütte arbeiteten Schleifer, Maler, Graveure in ihren Eigenen Häusern, und mit all diesen Beschäftigungen werden wir ebenso bekannt gemacht, wie mit dem Glasblasen und der Hütte selbst. Unter allen Arbeitern ist Leonhard Franke – diese Figur ist die einzige, für die in der Wirklichkeit kein persönliches Vorbild besteht – der selbständigste, denn er ist ein wirklicher Künstler des Handwerks. Er wird sofort mit einer künstlerischen Aufgabe beschäftigt: das Bildnis einer schönen, vornehmen Frau in den Pokal zu schneiden. Die Ausführung gelingt über alle Erwartung gut und bringt den Künstler mit dem Urbild seines Werkes, selbst einer Künstlerin und Professorswitwe, in das Verhältnis einer gegenseitigen Zuneigung, deren Übergang von der Freundschaft zur Liebe in harten Seelenkämpfen von beiden Seiten verhindert wird. Die Frau Professorin Dannert kommt von Breslau nach Schreiberhau und mietet sich im Hause von Franke's Schwester ein, und damit ist der erste Schritt zur Sommerfrische Schreiberhau gemacht.

Die Jahre 1870/71 bezeichnen einen tiefen Einschnitt der deutschen Geschichte; ihr Milliardensegel, ihre Verkehrsverbesserungen und dergl. haben aber auch auf das wirtschaftliche Leben umgestaltend eingewirkt. Deutschland war plötzlich reich geworden, und man konnte sich einigen Luxus gestatten. Man fing an Vergnügungsreisen zu machen, und auch die Gesunden suchten Erholung in Sommerfrischen. Und überall bildeten sich Gebirgsvereine, also auch in Schlesien.

Solche Bestrebungen begrüßte in Schreiberhau der junge, gewandte Lehrer des Luisentals (Mariental) Eckler (Winkler), der intimste Freund Frankes, mit jugendlichem Ungestüm. Er erkannte die Gefahr für die Bevölkerung seines weltabgeschiedenen, unfruchtbaren Dorfes, falls einmal die Hütte einen Rückgang erfahren sollte, und dieser schien gerade jetzt in der Gründerzeit bevorzustehen. Nach seiner Meinung war der landschaftlich so bevorzugte Ort bestimmt, der besuchteste Fremdenort ganz Schlesiens zu werden. Er schrieb in diesem Sinne für die Zeitungen, er hielt Vorträge in seiner Gemeinde, er warb in den einzelnen Häusern und suchte natürlich auch seinen Freund Franke für seine Pläne zu gewinnen. Der hatte allerdings schwere Bedenken dagegen. Er verschloß sich nicht den Vorteilen des Fremdenverkehrs, aber er sah auch viele wirtschaftliche und sittliche Gefahren dabei voraus. Doch der Zug der Zeit läßt sich nicht aufhalten. Grundstücke wurden verkauft, neue Häuser gebaut, der Verkehr wuchs von Jahr zu Jahr, der Verdienst aus der Hütte ging zurück. So ließ sich auch Franke zur neuen Zeit bekehren, aber er machte sich zugleich zum Organisator der neuen Sommerfrische und beugte durch kluge Ordnung der Geldverhältnisse und Gründung von Vereinen dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Gemeinde vor, so daß er schließlich nach vielen Wirren zu ihrem Vorsteher gewählt wurde und in diesem neuen Beruf seine Befriedigung fand.

Aber nicht in diesen Geschehnissen liegt für uns der Schwerpunkt des Romanes, sondern in den Schilderungen des Gebirges, die hineingeflochten sind. Man hat einmal von Zolas „Rom“ behauptet, es sei eigentlich ein Baedeker der ewigen Stadt in Romanform; dasselbe könnte man für Schreiberhau von Sommers Roman „Die Fremden“ behaupten; denn wir finden in ihm das ganze riesig ausgedehnte Dorf sogar bis über sein Weichbild hinaus, bis auf die Biebersteine und das Isertal geschildert, nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter dargestellt, so daß wir alle Gänge und Ausflüge der handelnden Personen auf Schritt und Tritt verfolgen können. Und diese Naturschilderungen sind von einer Kraft und Anschaulichkeit, von einer Schönheit der Sprache, daß ich dem Sommerfrischler, der Schreiberhau kennen lernen will, keinen besseren Lesestoff empfehlen könnte als diesen Roman.

Hat nun so Sommer beide Flügel des Riesengebirges dichterisch ins hellste Licht gesetzt, so blieb ihm noch übrig, auch dem mittleren Teil, jenem Bergzug, der vom Mittagsstein bis nach Hirschberg sich erstreckt und die beiden großen Täler des Hirschberger Kessels voneinander scheidet, dem „Mittelrücken“, seine Erzählungskunst zu widmen. Das hat er im Roman „Das Waldgeschrei“ getan. Sein protestantisches Gemüt fand da einen Stoff, der mehr als zweihundert Jahre

zurückliegt und gerade dem Riesengebirge ganz eigentümlich ist, den Kampf des Protestantismus gegen die katholische Unterdrückung nach dem 30jährigen Kriege, ausgefochten durch die sogenannten Buschprediger und beendet durch den Bau der Hirschberger Gnadenkirche, der vom Kaiser infolge der Forderungen Karls XII. im Altranstädter Frieden genehmigt wurde. Wer als Sommerfrischler von Brückenberg durch die benachbarten Wälder streift, findet dort einzelne Felsen, die durch Ihren Namen an jene denkwürdige Zeit erinnern, den Predigerstuhl am Wege zwischen Arnsdorf und der Brodbaude, Und den Predigerstein dicht neben Hainbergshöhe. Nach Arnsdorf, das der Mittelpunkt der Buschprediger des „Waldgeschreis“ gewesen zu sein scheint, führt uns der Dichter, und zwar in den obersten Teil des Ortes, der der Dietrich genannt wird und sich in eine Schlucht im Osten des Kräberberges hinzieht. Wir wissen, er hat viel in den Kirchenbüchern und sonstigen Urkunden geforscht, und so dürfen wir wohl seinen Roman einen historischen nennen. Die Handlung dreht sich um eine merkwürdige Persönlichkeit, die Kretschambesitzerin im Dietrich, eine Frau, die schon durch ihre Herkunft, als Tochter eines protestantischen Geistlichen, mit den Buschpredigern aufs engste verwachsen ist und nun, als unter den Erfolgen des Schwedenkönigs die Aussichten auf Erfolg günstiger werden und eine neue Welle des alten Kampfes heranzieht, drei solche Prediger bei sich aufnimmt. Die Ereignisse mögen sich ähnlich abgespielt haben, wie sie hier geschildert sind. Wir werden Zeuge heimlicher Zusammenkünfte und Unterredungen, von Überzeugungstreue und Feigheit, von eifersüchtigen Leidenschaften und geheimen Tricken, von stillen, nächtlichen Gängen durch den Bergwald zu heimlichen Gottesdiensten, von Predigten und Amtshandlungen, von bewaffneten Aufständen und Überraschungen, und schließlich eines Kampfes in der Gaststube des Dietrich-Kretschams sowie dem Tode des edelsten der drei Buschprediger. Und es wird gut sein, daß wir uns immer wieder dieser Leidenszeiten erinnern und frohen Herzens empfinden, daß heutzutage ungestört jedermann seines Glaubens leben kann.

Aber auch im 19. Jahrhundert gab ein religionsgeschichtliches Ereignis im Riesengebirge Zeugnis von Glaubenstreue und Opferwilligkeit, die Einwanderung der Zillertaler, die um des Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatten. Noch heute stehen in und um Erdmannsdorf die Tiroler-Häuser, von Wohlstand zeugend und prächtige Menschen beherbergend, noch heute grüßt uns Fleidls, des Führers, Anwesen mit der hochragenden, damals gepflanzten Zirbelkiefer. Dieser Stoff mußte natürlich unseren Fedor Sommer zur dichterischen Bearbeitung locken. Und so entstand denn ein Roman, der in leider unvollständiger Form in der Wochenschrift „Daheim“ vor zwei Jahren veröffentlicht worden ist und noch der Herausgabe als Buch in vollendeter Gestalt harret. Soweit man aus den bekannt gewordenen Bruchstücken schließen kann, gibt das Werk ein getreues, herzbewegendes Bild von jenem beschwerlichen Wanderzuge mehrerer hundert Bibelfreunde, von ihrem liebevollen Empfang an der preußischen Grenze sowie von ihrer Ansiedlung in der neuen Heimat, von ihren Kämpfen, inneren Zwistigkeiten und Herzensbündnissen.

Wenn wir diese Erzählung mit den anderen ähnlichen Arbeiten Sommers zusammenhalten, den „Schwenckfeldern“ dem „Waldgeschrei“, dem „Hans Ulrich“ und den „Hussitenjahren“, so erkennen wir, daß der Dichter uns in diesem Zyklus eigentlich die Hauptzüge einer Geschichte des Protestantismus im Riesengebirge und seinen Vorbergen, und auch in anderer Beziehung wertvolle Beiträge zur Heimatkunde Schlesiens von unvergänglichem Wert gegeben hat. Und dafür sei ihm auch heut, wo er noch als Sechzigjähriger in voller Schaffenskraft unter uns steht, aufs herzlichste gedankt. Möge ihm auf diesem Felde noch mancher gute Wurf gelingen!



Kammwanderung

Aus dem Roman „Ernst Reiland“

Von Fedor Sommer

Die „Schwarze Koppe“ war überschritten, vor ihnen streckte sich der lange, scharfe Grat des Riesenkammes, und jenseits stieg der Koppenkegel wunderbar schattiert empor. Die dichten Polster des scharfen Nardengrases, von den Gebirglern „Wolf“ genannt, hatten sich schon goldgelb umgefärbt. Seinen warmtönigen Teppich durchwebte Steingeröll, von grüngelben Flechten übersponnen, mit kühleren Farben, und die höchstgelegenen Knieholzgebüsche zeichneten großzügige, dunkelsaftgrüne Muster in ihn ein. Über dem allen aber lag der herbe Hauch des Herbstes, und wo mit kühnem Schwunge dieser Riesenteppich an den steilen Flanken des Kammes sich talwärts bauschte, da wandelte sich das goldige Licht jäh in violette Tinten.

Hilde blieb überrascht stehen.

„Das ist schön!“ rief sie bewundernd. „Das ist großzügig und herb. Und es befreit!“

„Wovon?“ fragte Ernst ein wenig erstaunt. „Durch was könnten Sie gebunden sein?“

Mit einem schnellen Seitenblicke streifte sie sein Gesicht, und zum ersten Male kam ihr der Gedanke: „Er ist noch wie ein Kind!“

„Ach, lassen wir das!“ wies sie ihn kurz ab. „Sehen Sie doch, wie die Sonne da unten noch mit den Morgennebeln ringt! Wie heißt diese langgestreckte Schlucht, die sich breit zum Vorlande öffnet?“

„Der Melzergrund,“ erklärte er und wies sie hin auf die glitzernden Kaskaden des „Lomnitzfalles“, der von der jenseitigen Bergwand zur Wurzel des Hochtales herabbraust.

„Welch eine Künstlerin ist die Natur!“ sagte sie. „Wie starr und tot wäre ohne diesen Fall die Schlucht mit ihren drohenden, kahlen Wänden! Und nun, wie rückt sie unserm Empfinden näher durch dieses klare, ruckweise pulsierende Geäder, das Leben verrät und spendet!“

Sie sah rückwärts, ihrem näher kommenden Vater entgegen, und Ernst hatte besser als je zuvor Gelegenheit, die Umrißlinie ihres Gesichts von der Seite zu betrachten. Er empfand, daß sie in ihrer Bestimmtheit und Reinheit, in der Art, wie die markant geschwungene Wangenlinie am Kinn in die stetigste Rundung übergang, daß in dem allen wohl etwas Besonders liege. Aber er konnte sich keine klare Rechenschaft darüber geben, was es sei. –

Pustend kam der Oberstleutnant näher.

„Mühe macht's verflucht,“ schalt er, aber schön ist's doch, entschieden eigenartig!“ Gerade das Wandern so auf den Kämmen hin, so stundenweit, immer rechts und links den unbeschränkten Ausblick. Das hat man doch nirgends so ausgiebig wie auf diesem Riesengebirge.“

„Wenn Sie wollen, Herr Oberstleutnant, können Sie drei, vier Tage hintereinander so auf dem Grate wandern, und es dürfen dann auch noch keine ganz kleinen Tagesmärsche sein.“

„Ganz famos ist das! In der Tat, ganz eigenartig! Wißt Jhr was, Herrschaften, wir ruhen hier 'nen Schlag aus. Das Knieholzgebüsch gibt Schatten, das Gras ist weich, und zu trinken haben wir was in Ihrem Rucksack, lieber Reiland. Also avanti!“



Georg Runge

Federzeichnung

Auf dem Kamm



Georg Runge

Federzeichnung

Die Schneekoppe

Und schon lag er, behaglich lang hingestreckt auf der Melzergrundseite. Ohne Ziererei setzte sich Hilde neben ihn; Ernst langte aus dem Rucksack den Rotwein des Oberstleutnants und einen silbernen Trinkbecher hervor, und als der einmal die Runde gemacht hatte, sagte Brand scherzend: „Na, Sie ortskundiger Thebaner, nu mal raus mit Lied und Beschreibung!“

Ernst nannte die Namen all der ragenden Berggipfel und scharfen Bergrücken, der blinkenden Teichflächen und langgestreckten Ortschaften, die wie aus einer überreichen Säerhand drunten vor ihnen ausgestreckt lagen.

Plötzlich unterbrach ihn der Oberstleutnant:

„Sagen Sie mal, Herr Reiland, täusche ich mich, oder hat da der Melzergrund mitten drin so eine Art Einschnürung? ‘s ist, als sprängen rechts und links die Talränder weiter vor und bildeten einen Damm.“

Es ist so oder doch etwas Ähnliches, entgegnete Ernst. Aber ich bewundere Ihren scharfen Blick, Herr Oberstleutnant, und Ihre genaue Beobachtungsgabe.“

„Danke gehorsamst für gütige Anerkennung!“

Brand lüftete von hinten her den Hut, und in seiner Stimme lag etwas, was Ernst befangen machte. Er schwieg.

Hildes große Augen ruhten kurz, wie verweisend, aus dem Vater, der dabei sein Gesicht zu einem Mäulchen verzog, wie ein gescholtenes Kind, dann sagte sie ruhig, und ihr tiefer Alt klang noch beruhigender als sonst:

„O, das ist doch für einen langgedienten Soldaten nicht so verwunderlich, Herr Reiland. Was ist’s aber mit dieser Talverengung?“

Ernst hatte sein Gleichgewicht wiedergewonnen. Eifriger und jetzt mehr zu ihr gewendet, sagte er:

„Das ist sozusagen eine natürliche, künstliche Talverengung: eine Moräne.“

„Wa – as?“ fuhr Brand ungläubig empor.

Ja wohl, Herr Oberstleutnant ! Es ist so! Der innerste Winkel des Melzergrundes war einstmals ein Firnbecken. Sein Schoß gab einem Gletscher das Dasein. Und wenn der Gletscher auch nur kurz war, hat er doch diese artige Stirnmoräne dort unten zusammen- und vor sich her geschoben.“

„Sapperlot, und das ist sicher?“

„Ganz sicher !“ Und auch gar nicht vereinzelt in unsern Bergen. Unterhalb der Teiche und Schneegruben, im Riesengrunde und Elbtale gibt es weit besser ausgeprägte Moränen als diese da.“

Brand sprang auf, schlug Ernst auf die Schulter und sagte:

„Na, wissen Sie, Sie wandelndes Lexikon, nächstes Jahr gehen wir miteinander auf Gletscherfahrten !“

„Gern !“ gab Ernst lachend zur Antwort. Das Attribut, das ihm der Oberstleutnant beilegte, erschien ihm amüsant, ja ehrenvoll. –

In den ersten Stunden des Nachmittags langten sie endlich auf der Koppe an. Nur wenige Gäste trafen sie in der behaglichen Koppenbaude, die so gut die Mitte zu halten weiß zwischen erstklassigem Hotel und gemütlicher Einkehrbaude alten Stils.

Brand fand das Diner, das er servieren ließ, zusamt den Weinen ausgezeichnet und kam in die ausgelassenste Bandenlaune. Schließlich aber begann doch bei ihm die Anstrengung zu wirken.

„Kinder,“ sagte er, „ich drücke mich hier ’n Momentchen in die Sofaecke. Du erlaubst doch, Tyrannchen? Macht Jhr meinethalben was Jhr wollt. Wenn Jhr gescheit seid, macht ihr’s wie ich !“

Doch Hilde sagte:

„Tu dir keinen Zwang an. Aber ich mag nicht schlafen. Ich setze mich lieber draußen an den Abhang. Begleiten Sie mich, Herr Reiland?“

„Sehr gern, gnädiges Fräulein !“

Schnell sprang er auf, und sie gingen. Der Oberstleutnant sah ihnen mit bereits blinzelnden Augen nach, die Gedanken gingen ihm schon wohltuend durcheinander. –

Hilde und Ernst aber setzten sich hinter der dicken, runden Kapelle an den Abhang, wo der Koppenkegel mit einem Wildbachbette schreckhaft steil zum Riesengrunde abfällt.

„Wie großartig und wie schön zugleich !“ flüsterte Hilde, ganz in den Anblick des Grundes versenkt. „Der Berg da drüben, wie gewaltig! Springt er nicht wie ein Stierkopf vor.“

„Es ist Brunnenberg,“ erklärte Ernst.

„Ach,“ sagte sie fast ungeduldig, „was tut da ein Name zur Sache! Sehen Sie lieber aus die kleinen Spielschachtelhäuschen dort unten zu Füßen des Ungeheuers auf der schmalen, hellgrünen Talsohle ! Wie sie lachend winken ! Und welcher Gegensatz ! Da rechts hoch oben, an den flachen Gipfel sich lehnend, die weite, graugrüne Grasebene mit ihren vielen schwarzumsäumten Hochmoorbecken !

Was könnte man mehr verlangen? Großartigkeit, Lieblichkeit und Melancholie mit einem Blick !“

Ernst schwieg. Er hätte sagen wollen: „O, fahre fort zu schwärmen und höre nimmer auf! Wenn ich nur deine tiefe, ruhigklare Stimme höre, weiter begehre ich nichts in alle Ewigkeit !“

Aber er wagte es nur dunkel zu fühlen, nicht einmal zu denken.

Hintenübergelehnt lag er auf dem windstillen, menschenleeren, mollig durchwärmten Berggipfel und starrte in den tiefblauen Himmel hinaus, und seine Seele lauschte auf die ruhigen Atemzüge seiner unbeweglich dasitzenden Nachbarin.

Wohl eine Stunde mochte so verdämmert sein, da stand Hilde auf und sagte: „Nun wird Papa wohl genug geruht haben.“

Sie fanden den Oberstleutnant wieder sehr erfrischt im eifrigen Gespräch mit dem freundlichen Koppenwirt und voll Unternehmungslust zur weiteren Wanderung. Dennoch zog sich der Aufbruch noch so lange hin, daß der scharfumrissene, goldglänzende Sonnenball bereits hinter den flachen Gipfel des Brunnenberges zu sinken begann. Das weite Vorland des Gebirges überflutete nun das herbstliche Nebelmeer, auf dem die Kuppen der östlich vorgelagerten Gebirgslandschaften gleich den Inseln eines Archipels schwammen. Der Schatten des Koppenkegels aber legte sich als ein ungeschlachter Riese auf die lockere Flut, und sein zackiges Haupt reichte weit, weit hinaus, über viele der Inseln hinweg, bis dahin, wo in der weitesten Ferne der Kegel des sagenumwobenen Zobtenberges den Nebeln entstieg.

Die drei Bergwanderer betrachteten stumm diese Steigerung des Großartigen ins Ungemessene. Ein einheitliches Gefühl knüpfte sie auf Minuten an das gleiche Band. Und hinterher wurden sie sich dessen bewußt. –

In halber Höhe des Abstieges blieben sie noch einmal gefesselt stehen. Über den Koppenplan und seine Hochmoore glitt jetzt platt das Licht der untergehenden Sonne herüber. Tausendfältig brach und bog es sich in den Grashalmen und Knieholzgebüsch, und feine violette Widerspiegelung in dem dunklen Wasser der Lachen überspann die weite, melancholische Hochfläche mit unsagbaren Reizen. –

Es war schon recht dunkel, als sie in der „Hampelbaude“ ankamen, und der Oberstleutnant entschied, hier wollten sie übernachten. Zunächst sollte aber zu Abend gespeist und dann, wenn der Vollmond höher gestiegen sei, noch ein kleiner Abstecher zum Teiche hinunter unternommen werden. –

Draußen stand der Vollmond strahlend über der abschüssigen Matte des „Baugartens“.

Sie bogen um die Bande herum und tasteten sich mit vorsichtigen Schritten den dunklen, steinigen Weg in den Teichkessel hinab, wo still und lau die Luft im Abendschlummer lag.

Auf einem niedrigen Grate inmitten des Weges tauchten sie aus dem Dunkel ins silbrige Licht des Mondes empor, und nun lag plötzlich die grauschwarze Teichfläche unter ihnen, unbewegt und matt erglänzend wie eine Platte aus oxy-

diertem Silber. Jenseit bäumte sich der steile „Teichrand“ zerschrunden und ausgezackt zu einem gigantischen Karyatiden des nächtlichen Himmels empor. Das Mondlicht fiel prall auf seine graue Gesteinsmuskulatur, eisenfest gestraffte Sehnen durch schmale, tiefe Schattenfurchen kraftvoll herausmodellierend.

Ernst und Hilde blieben wie gebannt stehen. Nach kurzem Zögern begannen sie den Abstieg aufs neue.

Noch ein paar Wendungen des Pfades, und sie erblickten zu ihren Füßen eine kleine Baude mit einem niedlichen Glockentürmchen auf ihrem First. Zwei Fensterwinkten inmitten dieser Einsamkeit mit anheimelnden Lampenschimmer. Aber plötzlich verlosch ihr Schein, und als Ernst und Hilde bei der Baude ankamen, stand sie da, in Dunkelheit und Schweigen gehüllt.

An ihr vorüber schritten sie am Teich hin und blieben auf einer kleinen Brücke stehen, die den Teichabfluß überspannte. Über ihr Geländer gelehnt, sahen sie das dunkle Wasser unter sich und in ihm wie auf silbernem Kahne das schöne Rund des Vollmondes schwimmen.

Von der jenseitigen Talwand her raunte ein fernes, leises Wassergeriesel, sonst war kein Laut in den Lüften!



Fedor Sommer als schlesischer Heimatdichter und Lehrerfreund

Von Max Koch

In Lucie Hillebrands verdienstvoller Studie „Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung“ (Breslau 1922) wird hervorgehoben, daß Fedor Sommer, am 21. September 1864 zu Hohenfriedeberg, dessen Gründung sein Epos „Der Friede am Berge“ feiert, geboren, der Riesengebirgsliteratur „einige beachtenswerte Werke“ geschenkt habe, ohne daß er mit seiner lebhaften Teilnahme für Geschichte und soziale Fragen in den engeren Bezirk der Heimatkunst sich einschließen ließe. Erregt doch seinen gerechten Unmut die eilfertige Mode, daß „eine Etikette auch der schönsten und zartesten Sache gleich um den Halsgehängt werden muß.“ Andererseits aber fordert es wohl Beachtung, daß den landschaftlichen Bildern seiner Romane, Novellen und Gedichte auch wissenschaftliche Beschäftigung mit seiner Heimat zugrunde liegt. In vier Auflagen ist seine Landeskunde „Schlesien“ als : „Grundlage für den Unterricht“ (Breslau 1913) verbreitet, ergänzt durch einen „heimatkundlichen Atlas“ (Leipzig). Für den Kreis Münsterberg hat er eine besondere „Heimatskunde für Schule und Haus“ (1898) ausgearbeitet, und da er seit einigen Jahren Kreisschulrat in Bolkenhain geworden, so läßt er jetzt in der „Schlesischen Schulzeitung“ Geologische Wanderungen durch den Kreis Bolkenhain erscheinen. Wie er selber zu eingehender Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde, Mineralogie und Geologie, wie Geographie gekommen ist, das läßt er uns im Lebenslaufe seines Lieblingshelden „Ernst Reiland“ (Leipzig 1904) erfahren. Der schwankt schon als

Knabe zwischen einer phantastischen Naturauffassung, welche dem Waisenkinde die Liebe des kinderlosen Pastors gewinnt, und der von einem rationalistisch gerichteten Lehrer ihm frühe nahe gebrachten wissenschaftlich zergliedernden Beschäftigung mit der Natur hin und her. Nach glänzend bestandener Prüfung im Lehrerseminare wählt Reiland zum allgemeinen Erstaunen sich eine armselige Dorfschule aus; denn sein Wunsch geht dahin, möglichst hoch in den Bergen zu hausen, wo er sich dann alsbald einen kleinen botanischen Garten seltener Alpenpflanzen bei seinem Häuschen anlegt. Den städtischen Besucher, dem dieser unerwartet angetroffene Alpengarten Teilnahme erregt hat, führt er dann auf einem steilen Waldpfad „zur Höhe des Waldkammes hinaus, wo man das Langwassertal mit seinen Hütten und Matten so malerisch zu Füßen liegen hat.“ Und da wirft die sinnige Tochter des Oberstleutnants, die dem weltfremden Reiland gleich beim ersten Sehen so tiefen Eindruck gemacht hat, den Feuerbrand in seine Seele mit der Frage, „warum Reize von solchem Zauber und solcher Intimität noch nicht ihren Scheffel und Rosegger gefunden.“ Daran gibt der junge Lehrer, den nicht bloß die Natur, sondern auch die Geschichte seiner Heimat bereits vielfach beschäftigt hat, die Antwort, schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges habe Herr Martin Opitz von Boberfeld, damals nicht bloß der Ruhm und Stolz Schlesiens, sondern des ganzen deutschen Helikons, als der erste Dichter das Riesengebirge besungen. Aber ein warmes Herz für die heimische Natur habe der Dichter der „Schäferei von der Nymfe Hercynia“ nicht besessen. Und in der Vorstellung der mittel- und westdeutschen Poeten habe ja unser Gebirge im halben Polen gelegen. „Welcher Poet sollte die Reize einer Gegend besingen, die in der allgemeinen Anschauung schlechthin als Wildnis lebte? Nur drei Breitengrade weiter nach Osten fühlte sich ein Goethe fern von den Bezirken gebildeter Menschen, und trotzdem er unser Gebirge wahrscheinlich ganz durchstreift hat, fand er für seine Schönheiten nur ein paar blasse Tagebuchnotizen.“ Mit solchem Vorwurfe tut nun freilich Reiland dem mit so offenen Augen allenthalben beobachtenden Goethe sehr Unrecht. Denn wäre ihm nicht durch den Verlust eben dieses Tagebuches die Ausführung seines Planes vereitelt worden, so würden wir in Ausarbeitung jener dürftigen Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Schlesien ein seinen anderen reichbelehrenden Reiseberichten ebenbürtiges Buch erhalten haben. Und selbst die in Briefen und dem durch Fr. Zarncke wieder aufgefundenen Tagebuche enthaltenen Äußerungen haben dazu beigetragen, die allgemeine Teilnahme für „deutsche Dichter im Riesengebirge“ und ihre Koppenbesteigung zu steigern. Über Goethes Fahrt durch die Grafschaft Glatz und ob er die Heuscheuer ausgesucht hat, sind gerade in der letzten Zeit nicht immer friedfertige Erörterungen gepflogen worden, nachdem Dr. Otto in so dankenswerter Weise durch seine genaue Orts- und Wegekunde Goethes ungenaue Angaben richtig zu deuten wußte. So haben auch erst in den letzten Jahren anlässlich des hundertjährigen Todestages von E. Theodor Amadeus Hoffmann dessen Beziehungen zum Riesengebirge Beachtung gefunden. Selbstverständlich kann Reiland in der Unterredung mit seinen städtischen Besuchern nicht eine Geschichte der Riesengebirgsdichtung geben. Er begnügt sich mit der erfreulichen Feststellung, daß „die lebende Generation doch

schon manche Stelle unserer Bergwälder für die Poesie erobert hat“. Auch Sommer selber ist, wie mir scheint, erst allmählich dazu gelangt, das naheliegende Schöne voll zu würdigen. In der Auswahl seiner lyrischen Gedichte „Auf der Wanderschaft“ (Berlin 1889), die innerhalb seines Gesamtschaffens freilich nur eine bescheidene Stelle einnehmen, überwiegen die Gedichte aus Schweizer und Tiroler Landschaften. Auch unseres Dichters eigenes Sehnen erfüllt sich erst beim Betreten des deutschen Sehnsuchtslandes Italia. Doch beginnt er den Abschnitt „Aus der Welt“ mit zwei Sonetten „Dem Vaterland“, und den Liedern auf „Hohenfriedeberg“ und „Burg Schweinhaus“ läßt er „Schlesiens Heimweh“ folgen. Als er in seinen verschiedenen Dienststellungen das Volk, das Schlesien „zum Heimatlande dir in erster Stunde macht“ immer besser kennen lernte, da ließ er in dem Roman „Am Abend“ (Leipzig 1907) den aufs Dorf verzogenen Sanitätsrat Lohmann für Verbreitung nützlicher Schriften zur Bekämpfung der von gewissenloser Gewinnsucht kolportierten, aufregenden Schundliteratur sorgen. In unserem guten Schrifttum, wie es vor allem in Roseggers Dichtung für das Volk geeignet erscheint und zur Zurückdrängung des unser Volk vergiftenden Geschäftsgeistes verwendet werden müßte, liege „eine höchst gesunde Reaktion gegen das moderne Schein- und Erwerbsfieber. Und es ist ja erklärlich! Die Großstädter fliehen aus ihren Steingräbern auf jede nur mögliche Weise. Wenn's nicht tatsächlich geschehen kann, laben sie sich wenigstens am Erdgeruch, der einem aus einem gesunden Buche dieser Art entströmt, die man die ‚heimatkünstlerische‘ nennt.“

Wenn Reiland gerade den Bergwald besonders hervorhebt, so sei gleich daran erinnert, wie er in der ersten seiner drei im Riesengebirge spielenden Erzählungen „Das Rokoko-Pult und Anderes“ (Halle 1913) den Zauber der Waldeinsamkeit, unter dem der Förster und seine heranwachsende Tochter dem Umgang mit Menschen sich entfremdet haben, wirken läßt. Daß solche Vereinsamung mitunter ernste Gefahren für Menschen- und insbesondere Jugendglück mit sich bringen mag, das erfährt nicht bloß die Förstertochter, deren Liebes- und Lebensglück daran scheitern, sondern auch das Ehepaar, das jugendmutig „Auf Wang“, dieser „Flitterwochenstätte ohnegleichen“, zum ersten Dienste des Pastors eingezogen ist und jetzt in hohem Alter noch einmal den Platz aufsucht, „wie stimmungsvoller keiner im Riesengebirge ist“. Da war es die Musik, welche „wie auf einem Meer von Tonwellen im Klingen und Singen“ den Gatten das Nebelgift der Einsamkeit unschädlich machte. Auch Ernst Reiland überkommt beim Hinaufsteigen zu seiner neuen, selbstgewählten Heimat einen Augenblick Bangigkeit, wie er auf die Dauer „diese düster-großartige Waldeinsamkeit“ ertragen werde. Allein der Ausblick in die lachende Landschaft, dies Bild „voll Lieblichkeit und heiterer Lebensfülle“ stärkt ihn rasch: „Wenn ich von droben auch da hinaus zu blicken vermag, soll mir auch im langen Wasser die Verbindung mit der Welt nicht fehlen.“

Und gerade Kopf und Herz dieser „weltferne aufgewachsenen Holzfällerkinder“, das spröde Material des Jugendbildners „zu Schatzkammern zu machen“, diese schwierige Aufgabe erfüllt den Idealisten Reiland mit heiliger Liebe zu dem

von seinem Pflegevater ihm zugewiesenen Berufe. Wenn wir Sommers dramatisches „Charakterbild Pestalozzi in Stanz“ (9. Auflage Liegnitz 1896) an uns vorüberziehen lassen, dann wissen wir auch, von wem er gelernt hat, daß der Lehrer auf dem Lande nicht bloß den Kindern, sondern auch ihren Eltern ein treuer Führer sein soll. Nur wer selber von der hohen Aufgabe des Volksschullehrers als Volkserzieher erfüllt ist, vermag so innig, wie Sommer es getan hat, Freuden und Leiden des Lehrerstandes mitzufühlen und so anschaulich zu schildern. Die beiden Romane „Ernst Reiland“ und „In der Waldmühle“ (3. Auflage Halle 1907) sind „Dichtung und Wahrheit“ aus dem Lehrerleben im Dorf und in der Kleinstadt, wo gerade dem zu den „Honoratioren“ gehörenden Lehrer manche Gefährdungen erwachsen. Zu den beiden Romanen gesellt sich ganz neuerdings die düstere Schilderung in der „Quecksilber-Kruke“ (1924) von der sittlichen Verwilderung, welche infolge der Revolution im Nachwuchs der Seminare eingerissen ist. Die in Goethes „pädagogischer Provinz“ von dein Erzieher vorgetragene Lehre von den drei Ehrfurchten als Grundlage jeder Erziehung sollte gerade den zur Jugendbildung Berufenen iii Fleisch und Blut übergehen. Sommer zeigt an einem Beispiele, wie die einen Teil unserer Jugend erfüllende Vergnügungssucht zu Vergehungen schlimmster Art zu verleiten droht. Freilich ist es gerade für den jungen, selber noch mitten in seiner seelischen Entwicklung stehenden Lehrer oft ungeheuer schwierig, die von seinem Berufe geforderten klare Überlegenheit und Ruhe zu bewahren. Auch die Försterstochter in der Erzählung „Das Rokokopult“ begeht als geprüfte Erzieherin den gleichen Fehler wie der Adjuvant Richter in der „Waldmühle“, die beide in ihrer durch dunkles Liebesverlangen hervorgerufenen Erregung das stets nur mit äußerster Vorsicht anzuwendende Zuchtmittel des Schlagens mißbrauchen. Die Erzieherin gerät dadurch in Gefahr, ihre gute Stellung auf dem Schlosse zu verlieren, dem jungen Lehrer entzieht der Superintendent als Vorgesetzter die Berechtigung körperlicher Züchtigung, bis er durch Nachweis seiner sittlichen Reife wieder in den Vollbesitz seiner Lehrerrechte gelangt. Das Verhältnis zwischen Lehrern und Inspektoren erscheint bei Sommer in günstigem Lichte, während an dem Lehrerseminar der akademisch gebildete Oberlehrer und der aus den Kreisen der Volksschullehrer hervorgegangene Seminarlehrer sich unfreundlich gegen überstehen. Mit der Vorführung mannigfaltiger Lehrertypen verbindet Sommer auch die Kritik der Lehrerbildung. Reilands erster Lehrer Kantor Wilke „hatte seine Ausbildung noch im Banne einer engherzigen Unterrichtsmethode, wenige Stoffe, aber diese gründlich erhalten“. Die einseitige Verfolgung dieses an sich schönen und guten Grundsatzes habe „mehrere Lehrer- generationen zu einer Bruchteilbildung schlimmster Art verurteilt“. Reilands zweiter Lehrer Schmidt war dagegen unter einer neueren Unterrichtsordnung ausgebildet worden, welche „die verschlossene Gruft der Lehrerbildung gesprengt. Auf freier, aussichtsreicher Höhe durfte der Geist des Lehreraspiranten sich tummeln und von ihr aus einen frischen Anlauf nehmen zum Sturm auf die steilen und stolzeren Gipfel der Wissenschaft.“ Nur sehen wir gerade in Schmidts Verhältnis zu Reiland, daß die Begeisterung für Naturwissenschaft leicht zur Mißbach-

tung schüchternen, poetischen Empfindens wird, wie nicht bloß der Knabe Reiland, sondern auch der alte Pastor es in sich hegen. Nicht umsonst warnt Goethe im Hymnus an seine Göttin Fantasie, „daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige!“ Die Schulweisheit, die sich nicht träumen läßt, wieviel unmeßbare, unwägbare Dinge es zwischen Himmel und Erde gibt, ist stets gar leicht und schnell zu solcher Beleidigung geneigt. Der Wissenschaftler Schmidt selber muß dem höhnnenden alten Kantor zugestehen, daß die „vielgerühmte neue Lehrerbildung“ die Gefahr mit sich bringe, es möchte vor der Fülle von Wissen und Wissenschaften am Ende die Wissenschaft nicht gedeihen. Eben in unseren Tagen, da nach der bereits verfügten Auflösung der alten Lehrerseminare die Frage der künftigen Lehrerbildung sich mit scharfem Ernst aufdrängt, gewinnen die aus reicher Erfahrung geschöpften Andeutungen und Warnungen Sommers an Bedeutung. Wie Sommer es als einen schönen Zug der Lehrerschaft rühmt, daß sie ungeachtet nicht fehlender Anfeindungen im engsten Kreise des Kollegiums „die Ehre eines einzelnen Gliedes gern zur Freude des ganzen Standes erhebt“, so ist er selber von echt kollegialem Standesgefühl beseelt. Wenn Reiland am Grabe eines jung verstorbenen, begabten Berufsgenossen über die gebeugten Häupter der der Witwe Hilfe versprechenden Lehrerschar hinwegblickt, dann ist es ihm, als habe er sich vertausendfacht, und eine riesige Trauergemeinde schien hinter ihm zu stehen bis an die Waldberge hin, die weit drüben die Dorfflur jenseits des Kirchhofes begrenzten, alle demselben Stande angehörig und herbeigeeilt, um sich eins zu erklären mit dein feierlichen Gelöbniß treuen Brudersinnes.

Mit zwei Lehrern, die sich nicht mit Ausübung ihrer Unterrichtspflicht an den Kindern genügen, sondern in edlem Eifer auch sozial für die gesamte Gemeinde zu wirken bemüht sind, macht uns Sommer in den Romanen „Am Abend“ (Leipzig 1907) und „Die Fremden“ (Dresden 1910) bekannt.

In dem ersteren Romane, der in Weberkreisen der Gegenwart spielt, wie der geschichtliche Roman „Unter dem SelbstHerrscher“ (Breslau 1923) die Beziehungen zwischen Webern und Kaufherrn zurzeit des Ausbruchs des siebenjährigen Krieges vorführt, wird der anfangs spöttisch zur Seite stehende junge Lehrer nur allmählich für die schöne Ausgabe gewonnen, durch Verbreitung guter Bücher den sittlichen und geistigen Zustand des ganzen Dorfes zu heben. Dagegen ist der Lehrer Franz Eckler in dem Roman „Die Fremden“ (Dresden 1910) von eigener Unternehmungslust getrieben. Er sucht durch Vorträge, bei deren chemischen Versuchen er sogar ein Auge einbüßt, Bildung unter den Glasbrennern zu verbreiten, durch die nur unter heftigen Streitigkeiten durchgesetzte Gründung einer Unterstützungs- und Pensionskasse das Alter der Arbeitsinvaliden vor Not zu schützen und mit Herbeileitung des Stromes der Sommergäste einen Goldstrom in das Schreiberhauer Tal zu leiten. Wie mit dem materiellen Gewinn des Hereinflutens der „Fremden“ aber auch sittliche Schäden und Gefährdung des ererbten kleinen Grundbesitzes für die Gesamtheit verbunden ist, das wird mit ebenso warmer Liebe zu Land und Leuten wie aus gründlichster Kenntnis aller Verhältnisse heraus entwickelt. Es ist der klassische Roman für die Zeit des Überganges aus den

alten patriarchalischen Zuständen in die neuen Verkehrs- und sozialen Verhältnisse des Riesengebirges. Eine kleine scherzhafte Episode aus dem Treiben der „Fremden“ in Rübezahls Revier gibt Sommer in dem Schwanke „Im Nebel“, der offenbar unter der Einwirkung vom „weißen Rössl“ entstanden ist. Die Humoreske „Ein Altmodischer“ schildert dagegen den Ausflug eines kleinen, aus biedereren Handwerkern bestehenden Gesangsvereins aus der schlesischen Ebene in das ihnen fremde und beim leichtfertig unternommenen Abstiege durch die Schneegruben höchst unheimlich werdende Riesengebirge.

Ein doch mehr als gewöhnliches, inniges Fühlen für die heimische Landschaft und bewundernswerte Fähigkeit, ihre großen Fernblicke wie lauschig versteckten Reize auf das Mannigfaltigste zu schildern, dürfen wir Sommer nachrühmen. Und es gewährt besonderen Reiz für den Leser, wie es von der psychologischen Begabung des Dichters zeugt, wenn wir gewahren, wie er die Menschen so ganz verschiedener Zeiten und in den entgegengesetzten Lagen in Beziehung zur Landschaft bringt.

„Als unsere natürlichen Burgen und Grenzwehren“ hat uns der Herrgott nach Meinung des Münsterberger Herzogs die Berge zum Schutze gegen das Schlesien in den „Hussitenjahren“ (2. Auflage Breslau 1924) bedrohende Ketzervolk hineingebaut. Schmiedeberg, Schatzlar, die Braunau, Jägerndorf, Teschen und Troppau mit ihren Pässen sind der Schlesing natürliche Landwehren gegen Böhmen. Und im Beginne des großen Glaubenskrieges des 17. Jahrhunderts ersteigen wir mit „Hans Ulrich“ in der nach ihm benannten Novelle (Halle 1908) einen steilen Vorberg des Riesengebirgskammes, von dem aus der jugendmutige Graf Schaffgotsch „entlang des ganzen Gebirges und über das weitgespannte Tal und noch ein Stück Landes jenseits der Berge“ alles als sein Eigen übersehen kann. Altes Vätererbe; denn aus den Riesenbergen läßt, die Stammsage der Grafen Schaffgotsch, wie Friedrich de la Motte Fouquè sie 1818 in seiner Balladenreihe „Der Hirt des Riesengebirges“ ausgeführt hat, das stolze Geschlecht hervorgehen. „Heimatglanz und Heimatluft“ atmet in Betrachtung des „reizvollen, friedlichen Talbildes und des glänzenden Farbenspiels der Gebirgsumsäumung“ der aus der Hitze und dem Ungeziefer welscher und spanischer Lande endlich in das echte Land, das Väterland zurückgekehrte Edeling. Aber leise verstohlen schleichen sich bei sinkender Nacht die gedrückten Evangelischen in abgelegte Gebirgsschluchten, um dort als „Wadgeschrei“ (Halle 1915) den von ihren Buschpredigern abgehaltenen verbotenen Gottesdienst zu feiern. Aber selbst diese gedrückten Leute fühlen den geheimnisvollen Zauber der wundervollen geheimnisreichen Gebirgswelt. Über die Berge ziehen heimlich die dem jesuitisch-habsburgischen Drucke weichenden zähen „Schwenckfelder“ (Halle 1911) in ein Land der Duldung, das ihre schlesische Heimat, erst mit dem Anfälle an Preußen werden sollte. Der dem „Selbstherrscher“ Friedrich treu ergebene Dorfschulze stellt befehlsgemäß Wachen an den Bergpässen auf und läßt sich lieber von den Kroaten Maria Theresias zu Tode prügeln, als seinem Könige, dem die Evangelischen die Rückgabe ihrer Kirchen verdanken, untreu zu werden. Mit einer ganz neuerwachten,

ihm selber verwunderlichen Liebe umfaßt der 1871 mit dem Eisernen Kreuz geschmückte Unteroffizier und Hüttenarbeiter Bernhard Francke bei der Rückkehr Tal und Berge der Heimat, durch deren Schönheiten er dann die sie bewundernde Künstlerin aus der Landeshauptstadt geleiten darf. Auch die nun ins Gebirge strömenden Fremden erheben im Ausgange des 19. Jahrhunderts ein „Waldgeschrei“, freilich ganz anderer Art als die evangelischen Bauern des 17. und 18. Jahrhunderts. Die fanden in ihren Bergen Zuflucht vor ihren Bedrückern, jetzt ziehen die Städter als „die Fremden“ in die Berge, die unwandelbar auf ihrer ewigen Wacht herabsahen und -sehen auf die vielen Geschlechter der kurzlebigen Menschen, die nur des Dichters Zauberstab wieder vollblütig zurück ins Dasein ruft, des Dichters, der aus der Versenkung in Geschichte und Natur die Kraft schöpft zu seinen Gestaltungen.



Ein geologischer Streifzug durch die Umgebung von Landeshut

Von Fedor Sommer

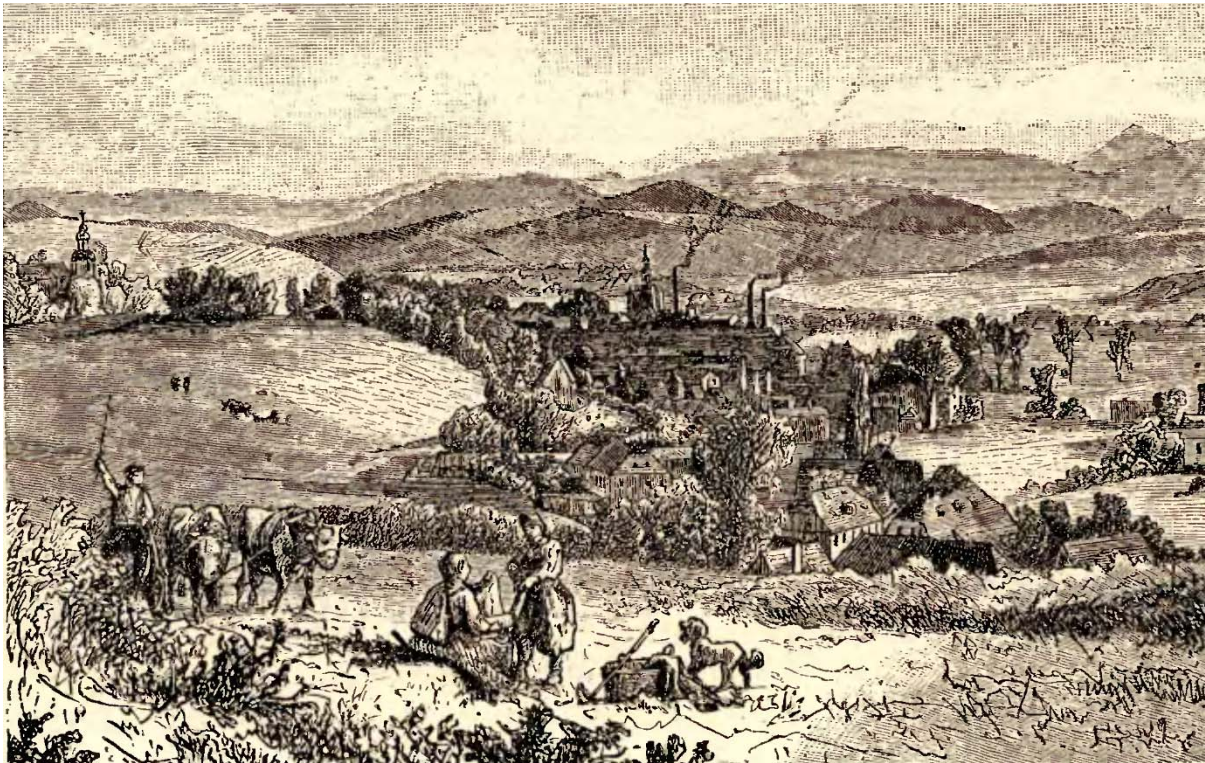
Man wird selten irre gehen, wenn man von der abwechslungsreichen Beschaffenheit einer Landschaft in ihrem äußeren Aussehen auch auf eine solche in ihren geologischen Verhältnissen schließt. Denn der Gesteinsuntergrund einer Gegend wirkt immer auch bestimmend ein auf vieles, was sich sonst noch dem Auge darbietet: Form und Verlauf der Bodenerhebungen und Täler, Charakter der Bewässerung, des Pflanzenkleides und der Tierwelt, Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse n. a. m. Nun läßt es die nähere Umgebung der Stadt Landeshut nicht an Abwechslung fehlen, und ein geologischer Streifzug durch diese Umgebung soll uns beweisen, daß dies tiefgehende erdgeschichtliche Gründe hat.

Wir beginnen unsern wissenschaftlichen Bummel bei dem Gasthause gegenüber der Stadtmühle am Fuße des „Burgberges“. An seiner Rückseite, durch eine Treppe erreichbar, stoßen wir auf freiliegende Felsblöcke merkwürdiger Art. Man sieht es diesem Gestein an, daß es vom Wasser zusammengespült wurde. In einen feinen Grundschlamm sind größere, schön abgerundete Steinbrocken geschwemmt worden, die dann der austrocknende Schlamm fest miteinander verkitete. Mehrere parallel geschichtete Bänke dieses Gesteins, teils fein-, teils grobkörnig, liegen hier übereinander. Jede Bank bildet eine Tafel oder Schicht für sich. Wir fassen eine einzelne von ihnen ins Auge und stellen uns vor, sie sei der eine von den beiden Deckeln eines Buches, das wir dachförmig vor uns aufgestellt haben, den Rücken nach oben. Dann bezeichnet eine Linie, die wir parallel zu

dem Rücken auf dem Deckel ziehen, das „Streichen“ und eine Linie, die wir rechtwinkelig zu dieser ziehen, das „Fallen“ der Schicht, die wir uns durch den Buchdeckel dargestellt denken. Nehmen wir nun vor den Gesteinsschichten des Burgberges den Kompaß zu Hilfe, so finden wir, daß diese Schichten von SW nach NO „streichen“ und nach SO „einfallen“.

Dieses Gestein ist vor undenkbar langer Zeit (Zahlen lassen sich da überhaupt nicht angeben!), im sogenannten „Mittelalter“ der Erde entstanden, unmittelbar vor den Erdschichten, die unsere Waldenburger Steinkohlenflöze enthalten, und wird zur Kulmformation gerechnet. Der Name stammt aus England und deutet auf die Kuppenbildung der Berge hin, die die Gesteine dieser Erdschicht auszeichnet. Da diese Formation unter der der Steinkohlen liegt, und selbst auch an manchen Stellen Steinkohlen birgt (allerdings meist unbrauchbare !), so wird sie auch die „untere, unproduktive Steinkohlenformation“ genannt. Natürlich finden sich in ihr Versteinerungen der Pflanzen, die später in Steinkohlen umgewandelt wurden. So hat man auch beim Grundgraben zum Bau der Häuser um den Burgberg her oft Stamm- und Wurzelstücke einer baumförmigen Schachtelhalmart gefunden, die für diese Schicht besonders charakteristisch ist.

Wir wandern jetzt den Bober abwärts bis zu der Chaussee, die am Schlachthof vorüberführt, halten uns aber links auf dem alten Wege, der den Chausseebogen gradlinig abschneidet, und biegen gleich am Beginn dieses Weges in den kleinen, verlassenem Steinbruch ein, der linker Hand nahe bei ihm liegt. Da stoßen wir auf Kulmfelsen derselben Art wie am Burgberge und können feststellen, daß sie ganz gleiches Streichen und Fallen wie jene haben. Also müssen beide Vorkommen zu derselben Tafel gehören, und wir dürfen nun getrost den Schluß ziehen, daß sich diese Tafel vom Burgberge bis zu unserm Standorte hinzieht, obwohl wir zwischen den beiden Punkten nichts von diesem Gestein erblicken können; es ist auf der Oberfläche von jüngeren Erdschichten bedeckt. Und weiter dürfen wir annehmen, daß sich diese Kulmtafel auch noch weiter nach Nordosten (wie vom Burgberge bis hierher) fortsetzen wird auf den Leuschnerberg zu. Und tatsächlich finden wir an seinem Nordabhänge Kulmfelsen gleicher Art. Und ebensolche Kulmschichten treten uns an der Ost-, Nord- und Westseite des Kirchberges und auf dessen Rücken entgegen, ganz besonders schön aber in dem tiefen Bahndurchstich westlich von der Haltestelle Klein-Zieder. Und wer sich die Mühe gibt, die Abhänge des Galgen-, des Gerichts-, des Hahn- und des Blausteinberges abzusuchen, stößt überall auf solche Gesteine, bis sie entlang dem Wege, der von Reichenhennersdorf in nördlicher Richtung auf Leppersdorf zu führt, unter einem schmalen Wiesen- und Feldertale verschwinden. Von dieser Stelle aus also zieht sich eine Tafel aus Kulmgesteinen bis in die Gegend von Vogelsdorf. In dem sehr schmalen Tale westlich vom Kirchberge und in dem breiteren des Zieders östlich von ihm ist das Gestein weggewaschen und wird nun von den Tonen und Sanden der jüngsten Erdformationen überdeckt, die durch das Eis der Gletscher, die zur „Eiszeit“ von Norwegen her bis in diese Täler vordrangen, hergeschleift worden sind oder beim Zurücktauen dieser Gletscher entstanden.



Theodor Blätterbauer

Holzschnitt

Landeshut

Wir kehren zu dem verlassenen Steinbruche am alten Wege westlich vom Schlachthofe zurück und können von da aus, nach dem Schlachthofe hinblickend, die Halde der verlassenen „Luisengrube“ nahe bei uns liegen sehen, wo man einmal versucht hat, auf Steinkohle zu schürfen. Und wenn wir nun von unserm Kulmbruche aus etwa 20 Schritte weiter aufwärts gegangen sind, erblicken wir, quer über den alten Weg herüber, deutliche Bänke eines viel helleren Gesteins, das aber auch aus einer feinkörnigen Grundmasse besteht, in die gröbere Bestandteile eingebettet sind, und das wir deshalb seiner Form wegen auch, wie die Kulmbänke, die wir sahen, als „Konglomerat“ bezeichnen dürfen. Teilweise aber hat dieses Gestein ganz den Charakter eines grobkörnigen Sandsteins. Es streicht wie die Kulmbänke von SW nach NO und fällt wie diese nach SO ein. Also „schießen“ die Kulmbänke unter die helleren Gesteinsschichten „ein“ und werden von diesen überlagert. Würden wir durch sie ein senkrechtes Loch treiben, müßten wir in der Tiefe auf die unterirdische Fortsetzung der Kulmschichten stoßen. Danach sind diese älter als das hellere Gestein. Mit diesem stimmen aber in der Art und Zusammensetzung die Gesteinsbrocken überein, die wir auf der Halde der Luisengrube finden, und so ergibt sich hieraus, daß dieses Gestein der Steinkohlenformation angehören muß: es ist Steinkohlensandstein. Er muß also mindestens von der Luisengrube an eine zusammenhängende Tafel bilden, die parallel zu der Kulmtafel über unsern Weg nach Nordosten sich hinzieht, wie weit, lassen wir zunächst noch dahingestellt. Während wir den alten Weg langsam ansteigen, können wir immer neue Bänke dieses Gesteins oder doch sehr ähnlicher Arten beobachten, und alle diese Bänke liegen wie Dachziegel übereinander.



Zeichnung von Professor Arnold Busch
 Künstlerkolonie Lukasmühle - Schreiberhau

Wir gehen über die Chaussee weg und gradlinig weiter aus den Mummelberg zu, aus dessen Spitze uns ein großer Steinbruch lockend winkt. Eine Strecke weit behält der Boden zu beiden Seiten des Feldweges, den wir benützen, noch dieselbe Färbung wie unterhalb der Chaussee: wir bewegen uns immer noch auf Schichten der Steinkohlenformation. Aber etwa 200 Schritt unterhalb des Waldrandes färbt sich der Boden plötzlich braunrot (es stehen da ein paar hohe Bäume zu beiden Seiten des Weges), was besonders auffällig wird, wenn die Acker frisch gepflügt sind. Wir sehen ein schmales, etwa 200 Schritt breites Band solch braunroter Erde sich rund um den Mummelberg herumziehen. Das ist ein Streifen von Rotliegendem, einer Erdformation, die nach der Steinkohlenformation entstand, und deren Schichten sich meist aus Schichten von Sandsteinen und Schiefertönen roter oder rötlicher Farbe zusammensetzen. Leider finden wir hier am Mummelberge keine anstehenden Felsen dieser Formation, sonst würden wir feststellen können, daß die Schichten des Rotliegenden hier im Streichen und Fallen auch mit denen des Kulm und der Steinkohle, über die wir hinweggingen, übereinstimmen, diese also auch dachziegelförmig überlagern und demnach jünger als sie sein müssen.

Im großen Steinbruch des Mummelberges treten uns zwei Arten des Melaphyr entgegen, einer Gesteinsart, die vulkanischen Ursprungs ist, als feurigflüssige Masse aus dem Erdinnern hervorbrach und erst an der Oberfläche der Erde erkalte. Die Hauptmasse bildet ein dichter Melaphyr von bräunlich-schwarzer Farbe mit helleren Einsprenglingen. Diese sind in manchen Stücken so selten, daß das Gestein wie Basalt aussieht, zumal ihm auch, wie diesem, winzige Olivin-Krystalle eingesprengt sind. Im oberen Drittel der Bruchwand zieht sich aber ein breites Band von Melaphyr-Mandelstein quer über die ganze Sprengwand hin. Diese Abart des Melaphyrs enthält in der feinkörnigen Grundmasse, die auch hier aus Feldspat und Augit zusammengesetzt ist, größere Einsprenglinge von Aemthyst, Kalkspat und Achat in Mandelform und -größe. Häufig findet sich auch ein lauchgrüner Überzug, den man versucht ist, als Malachit anzusprechen. Es ist aber Eisenvitriol und durch Zersetzung des Magneteisens entstanden, das die Grundmasse in kleineren Spuren enthält. Ebenfalls ein Verwitterungsergebnis sind die porzellanweißen Massen, die sich besonders in den Spalten und Rissen des Melaphyrs in unserm Bruche gebildet haben und bis zu Faustgröße vorkommen. Es ist Steinmark, ein Verwitterungsprodukt des Feldspats.

Am Eingange des Mummelbruches stehend, der eine weite Fernsicht bietet, vergegenwärtigen wir uns das, was wir auf unserm Streifzuge bis jetzt gesehen und gesunden haben, und ziehen daraus unsere Schlüsse.

Wir können auf diesem unserm hohen Ausguck im Osten die äußersten Ausläufer des Eulengebirges erblicken, die aus Gneis bestehen, im Nordosten und Norden Teile des Grünschieferzuges, der von Freiburg bis zu den Bleibergen streicht, im Nordwesten und Westen aber das Gneis- und Granitgebiet des Landeshuter Kammes und seiner südlichen Fortsetzungen gegen Schatzlar hin. Alles in allem ist das etwa eine halbkreisförmige Umrahmung unseres Gesichtsfeldes, zugleich aber auch das mehr als halbkreisförmige Gestade eines Meeres, das nach

der Zeit des geologischen „Altertums“ der Erde hier flutete, aus der Gegend der heutigen Grafschaft Glatz her, und ein Becken ausfüllte, das heut von den Geologen „die Mittelsudetische Mulde“ genannt wird. Es nahm etwa den Raum des heutigen Waldenburger Gebirges und der Grafschaft Glatz ein. Und weil seine Wogen die heutigen gewaltigen Kulmmassen anschwemmten (als Strandgebilde), benennen wir es meinethalben als „Kulmmeer“. Dies Meer brandete an dem vorhin gekennzeichneten Gestade uralter Gesteine und setzte hier seine gewaltigen Schlammassen und weither gerollte, darum auch so schön abgerundete Steine ab. Und als das Meer zurücktrat, aus Gründen die hier nicht erörtert werden sollen, da erstarrten diese gesteinführenden Schlammassen zu den Kulmbergen rundum, die sich in einem Dreiviertelbogen von Wartha und Silberberg aus in nordnordwestlicher Richtung bis zur „Thomasdorfer Verwerfung“ (im südlichen Teile des Kreises Bolkenhain) hinziehen und von da in wesentlich südlicher Richtung bis zu den „Wilden Löchern“ bei der Heuscheuer. Schüssel- oder besser gesagt muldenförmig hat der Kulm das ganze Nordende dieses Meerbusens ausgelegt. Was wir heut zutage treten sehen, ist nur der Rand dieser Mulde oder Schüssel; denn in sie legte sich, ebenfalls eine Wasserschöpfung, als zweite und kleinere Mulde der Kohlend Sandstein und in sie als dritte und abermals kleinere die Mulde des Rotliegenden. Die schmalen Bänder von Kohlend Sandstein und Rotliegendem aber, die wir überschritten haben, sind die Ränder dieser Schüsseln.

Zur Zeit des Rotliegenden brach dann der Melaphyr des Mummelberges in feurig-flüssigem Zustande durch das Rotliegende hindurch und mit ihm der benachbart liegende rote Porphy.

Wir stehen hier am Mummelberge am Scheitelpunkte eines spitzwinkligen, ungeheuer ausgedehnten Vorkommens dieser beiden mittel-eruptiven Gesteinsarten. Der eine Schenkel dieses spitzen Winkels erstreckt sich von unserm Standpunkte bis gegen Neurode in der Grafschaft Glatz (in südsüdöstlicher Richtung), der andere aber in etwa südlicher bis Berthelsdorf bei Liebau. Und wenn wir unsere Wanderung noch ein kleines Stück, bis zur Göbelbaude, fortsetzen, können wir beide Schenkel dieses „Porphyrbogens“ auf eine weite Strecke hin überschauen. Auf seinem östlichen Schenkel unterscheiden wir die Forstberge und weiter gegen das Tal von Grüssau hin den Habichtsberg, auf dem westlichen Schenkel aber gerade vor uns nach Süden zu den Raben- und in dessen Fortsetzung jenseits des Ziedertales den Laugen Berg, auf den dann weiterhin nach Süden der Angenelli-, der Schwarze, der Einsiedel-, der Kahl- und der Heilige Berg bei Liebau als echte Porphykegel folgen.

Diese Schenkel des Porphyrbogens umschließen das Tal von Grüssau, in das wir von der Göbelbaude aus so ungehindert hineinblicken können, daß wir von hier aus sogar einen Überblick über seinen geologischen Bau zu gewinnen vermögen, wenigstens über den seines nördlichen Abschnittes. Der Boden am Fuße der Porphyberge rechts und links des Tales zeigt deutlich die braunrote Farbe des Rotliegenden; ja beinahe die ganze östliche Seite, von den Porphybergen bis zum Zieder hin, ist so gefärbt. Und in der Tat ist dieses Gebiet auch fast ganz von

Rotliegendem überdeckt. Dagegen begleitet den Zieder auf seiner linken (westlichen) Seite ein breiter Streifen helleren Bodens: das ist Diluvium, also einer der jüngsten Erdperioden angehörig, zum Teil sehr fruchtbarer Geschiebelehm, den das Nordlandeis durch die enge Pforte am Ziederdurchbruch bei der Strauchmühle hindurchgepreßt hat. Den Beweis dafür erbringen Funde von nördlichem Feuerstein, die man bis zum Stauweiher bei Grüssau gemacht hat. Und solchen Geschiebelehm sehen wir auch westlich von unserm Standorte in dem Wiesentale an der Südseite des Kirchberges in dicken Lagen aufgestaut, woraus es sich erklärt, daß hier mehrere große Ziegeleien nebeneinander entstehen konnten.

Im südlichen Teile des Grüssauer Tales nehmen die Erhebungen einen ganz anderen Charakter an, wie wir ebenfalls von der Göbelbaude herab sehen können: sie sind tischplattenartig. Der Kundige erkennt schon aus der Ferne, daß sie der Kreideformation angehören und aus Pläner- und Quadersandstein geformt sind. Haben wir vorhin das Rotliegende als die oberste der ineinandergestellten Schüsseln bezeichnet, dann könnten wir, um im Bilde zu bleiben, die Berge des Porphyrbogens als bunte Reliefmalereien auf diesem Schüsselrande, die Erscheinungen der Kreideformation südlich von Grüssau aber als eine vertrocknete Pfannensemmel bezeichnen, die auf diese Schüssel gelegt wurde.

Wer von der Göbelbaude steil hinunter steigt in das Dorf Zieder, der überschreitet rasch hintereinander noch einmal alle drei Schüsselränder: erst das Rotliegende, dann den Steinkohlensandstein und zuletzt den Kulm. Ich rate, seine schönen Aufschlüsse am Kirchberge und im Bahndurchstich bei der Haltestelle Klein-Zieder, von denen ich oben schon sprach, aufzusuchen und dann im Bobertale aufwärts bis zur Abts-Mühle zu gehen, weil bis zu ihr die Bobertalzung des Nordlandgletschers vorgedrungen ist. Er hat eine schmale Zone von Geschiebelehm zurückgelassen, über die heute die Bahnlinie westlich von Ober-Leppersdorf hinführt. Mit der Besichtigung von Bergbauversuchen nördlich dieser Bahnlinie und im „Albinus-Schacht“ am Bahnhof Landeshut beschließen wir unsern Streifzug im Kulmgebiet, wie wir ihn auch im Kulmgebiet begannen.



‘s Täubla

Skizze von Fedor Sommer

Hundertmal habe ich ihn verwünscht, diesen Bahnhof der Gebirgsbahn, wenn ich auf meinen Fahrten nach Hirschberg hier umsteigen und auf den Anschlußzug lange warten mußte; denn es gibt keinen Fleck im schlesischen Gebirgslande, wo es giftiger zieht, als auf dem Bahnsteige dieses Kreuzungspunktes. Und wenn man aus irgend einem Grunde nicht in den Wartesaal dieses Bahnhofes gehen kann, der von den Gleisen so weit entfernt liegt, daß eine Anschlußstrecke not täte, dann bleibt einem keine Wahl, als auf dem zugigen Bahnsteige auf und ab zu stürmen, immer in der Gefahr, daß einem der Wind nicht nur den Hut, sondern auch die Haare vom Kopfe reißt, oder in den gläsernen Marterkasten zu kriechen, der als gedeckter Warteraum dort zur Qual der Reisenden aufgestellt ist.

Aus mannigfachen Gründen nenne ich ihn einen „Marterkasten“.

Erstens ist dieses Gebäudlein viel zu klein, so daß man immer in qualvoll fürchterlicher Enge dort sitzt und steht.

Und zweitens schleudert in ihm ein kleines Ungeheuer von eisernem Kano-nenofen gänzlich ungehemmt eine solche Hitze um sich, daß man in seiner Nähe geröstet wird, wie der heilige Laurentius auf seinem Rost, was allerdings nicht hindert, daß die am weitesten entfernt sitzenden Reisenden auf den Bänken an-frieren, wenn mal so ein richtiger Gebirgsblasius durch die schlecht verkitteten Scheiben pustet.

Kurz: es gibt lustsamere Dinge, als hier dreiviertel Stunden und länger auf einen Zug zu warten.

Aber jüngst habe ich dort einen Aufenthalt gehabt, der mir die Unbilden von wenigstens einem Dutzend seiner Vorgänger vergessen machte. Und davon möchte ich ein Weilchen plaudern.

Wir saßen und standen also – es war einer der kältesten Tage dieses Winters – in der gewohnten Enge in diesem Räumchen Eine bunte Gesellschaft: wenige Städter, meist Landleute, die nach Hirschberg einkaufen fuhren oder zum „Cunnersdorfer Augendoktor“ (worunter nicht etwa ein Augenarzt zu verstehen ist, sondern ein Wundermann, der Fixie) Diagnose stellt, indem er den Kranken in die Augen sieht.

Was ich da so wartend versammelt fand, waren mir alles vertraute Typen unserer Landbevölkerung. Sie kommen einem so oft vor die Augen, daß man sich förmlich eine Art Kartothek für sie anlegen könnte, d. h. was ihre äußere Erscheinung und die Art ihres äußerlichen Gebarens betrifft.

Da war der alte, verwetternete Gutsauszügler, abgemagert aber sehnig, die Pergamenthaut des Gesichtes in Falten geschrumpft, die so fest liegen, als seien sie gemeißelt, mit glattrasiertem Kinn und struppigem Schnurrbart, in langen Stiefeln, Lodenjoppe und Schildmütze, die hart gearbeiteten Hände um die Krücke eines Knotenstockes gekrampft. So betrachtete er forschend seine Umgebung mit kritischen Blicken, in denen seit der Inflationszeit eine ständige und wohl begreifliche Wut auf alles lauert, was mit der „Regierung“ zusammenhängt. – Nennen wir ihn „Vater Püschel“.



Ludwig Danziger †

Ölgemälde

Bauer aus dem Riesengebirge.

Neben ihm stand, ähnlich wie er gekleidet, nur viel proper, mit einem Rucksack auf dem Buckel, sein Schwiegersohn. In einer gewissen trutzigen Herausforderung trug er die graue Mütze der Stahlhelmlleute, deren schwarz-weiß-rotes Bändchen in schöner Gesinnungstüchtigkeit leuchtete, als halte es wachsamen Ausschau nach dem schwarz-rot-goldenen Litzchen an der Mütze eines verhassten Reichsbannermannes. Der Schwiegersohn betrachtete sich mit langsamem Drehen des Kopfes die Umstehenden und -sitzenden in der sicheren Gelassenheit des wohlversorgten Grundbesitzers, einen nach dem andern auf seine Morgenzahl einschätzend, und rauchte dabei eine Zigarette nach der andern, was allerdings einen modernen und entstellenden Zug in diesen Typ unseres Landvolkes brachte.

Ganz unverwischt aber zeigte den Typ ihrer Klasse die kleine Frau am Fenster. Von Alter, Arbeit und Wetter ganz krumm gezogen, hockte sie auf ihrem Stuhle, über den Kopf ein dickes, dreizipfliges Tuch gebunden, mit einer schwarzen, zeitlosen, dicken „Tüffeljacke“ bekleidet, unter deren Ärmeln dicke, wollene „Stützel“ hervorschauten, die verkrümmten Finger beider Hände krampfhaft um den Henkel eines Deckelkörbchens geschlungen. So saß sie und musterte unter der Stirn hervor mit kindlicher Neugierde ihre Umgebung. Und weil sie stark asthmatisch war, behielt sie beim Atmen den Mund offen, in dem ein einziger, gewaltiger Stockzahn als trauriger Überrest eines einstmals prachtvoll starken Gebisses schier drohend trotzte. Nennen wir diesen Typ „Mutter Mehwalde“.

Ihre Blicke schweiften manchmal zu dem Hausiererpaar an der andern Fensterseite hinüber, und dann war ihr Ausdruck nicht gerade sehr freundschaftlich; denn die Mutter Mehwalde meinte, sie sei von der dicken Hausiererin jüngst mit einer Blaudruckschürze angeschmiert worden.

Auch dieses Paar erschien mir als Typ: der hagere Mann, wie ein Bauer in Langschäfter und Lodenjoppe gekleidet, die fast unförmlich dicke Frau mit der kurzen Pelzjacke, unter der eine zipflige, schwarze Schürze hervorschaut (man weiß nicht recht, zu welchem Behufe!), beide beschwert mit großen Rückenkraxen, auf denen ihre Webwaren hoch getürmt und durch Glanzleinwand gegen Regen und Sonne geschützt sind. Sie kannten offenbar die meisten der hier harenden Landleute, die ja wohl ziemlich alle aus den Dörfern der Umgegend stammten, in denen diese Hausierer in kurzen Abständen Haus für Haus „abklappern“, und die dicke Frau suchte durch Kopfnicken und freundliches Grinsen ihres feisten Gesichtes sich bei allen in gute Erinnerung zu bringen. Ich möchte wetten, daß bei diesem Anblick die Mutter Mehwalde dachte: „Ja, do koan se a su freindlich fluntschaln wie anne zerrissene Soamtmütze, doas tücksche Loaster! Ober's nächste Mol, do schmärt se en'm wieder's Tüchla no amol a su teuer oan.“

Und Typen waren auch die beiden „Spinnpudel“ aus der Spinnerei drüben hinter dem Bahndamme, die, talmihaft städtisch gekleidet, in ihren dünnen Florstrümpfen entsetzlich froren und immerwährend an ihrem liederlichen Haar- aufbau herumfingerten, den imitierte Schildpattkämme und Agraften mit geschmacklosem Metallbeschlage lose zusammenhielten. Typen waren endlich

auch die beiden Weichenstellerfrauen, die alle Wochen zweimal auf ihren Freifahrtschein nach Hirschberg zum Einkaufen reisen. Sie hechelten jetzt mit halblauter Stimme den gesamten Bahnklatsch der ganzen Strecke durch.

Ein Surren und Summen der allgemeinen Unterhaltung durchschwirrte den engen Raum, manchmal von einer lauterem Bemerkung einer in Eifer geratenen Sprecherin übertönt, bis ein unscheinbares Ereignis dem allgemeinen Interesse einen Zielpunkt gab.

Und das geschah, als draußen auf dem Bahnsteige ein robuster Mann in sehr schmutzigen Langschäftern und in einer stark abgenützten Joppe einen zugebundenen, kleinen Sack von der Schulter gleiten ließ, auf die Steinfliesen grade vor unsern Fenstern niederlegte und dann zu dem offenen Verkaufsstande der Erfrischungshalle ging, um sich vermutlich einen wärmenden Schnaps einzuverleiben.

Neugierig reckten die Nächstsitzenden die Hälse zu den Fenstern, das Bündelchen betrachtend, das der Mann mit unverkennbarer Vorsicht hatte zu Boden gleiten lassen, und auf allen Gesichtern stand die unausgesprochene Frage: „Was mag da wohl drin stecken?“

Plötzlich begann sich etwas in dem Sacke zu regen.

„Nu do, do ies ju woas Labendiges dinne!“ murmelte die Mutter Mehwalden und bohrte ihre Blicke auf das Zappelding.

„Nu, woas werd’s denn wetter sein?“ fragte mürrisch der alte Püschel. „Anne Goans werd ha drinne hoan fer die Harschbricher (Hirschberger) Grußschnauzer. Die Beoamta und doas andre Vulk wifsa ju ohnehin ni, wu se mit ’m Gelde hien sull’n.“

„Nee, anne Goans ies doas nee!“ widersprach ihm der Schwiegersohn. „A su groß ies doas nee. Ich denke ehnder uf an Karnickel.“

„Ach wuhar ock! Tummes Zeuke!“ knurrte der Alte, der Widerspruch offenbar im ganzen nicht vertragen konnte und am wenigsten vom Schwiegersohne.

„Woas Vierbeeniges ies doas nee. Doas grefft ju a Blinder mit der Krücke.“

„Nee, ihr Leute, satt ock, wie’s hopst!“ rief jetzt die Mehwalden und lachte über das ganze Runzelgesicht, wobei ihr einziger Zahn wie ein Pfahl im Munde stand. „Doas werd no da Saak ufreiða.“

„Ach, wuhar ock!“ widersprach der alte Püschelwieder. „Dar ies feste zugebunda.“

„Nu, verlechte beßt sich’s doch durch!“ mischte sich jetzt der hagre Hausierer ein, und da er samt seiner dicken Frau in der rücksichtslosen Art solcher Menschen, die Jahr aus, Jahr ein auf der Bahn herumliegen, nun zur Fensterwand hindrängte, zog das die andern nach, und bald standen fast sämtliche Insassen des Glaskastens noch enger als vorher aufeinander gedrängt, um alle nach dem zappelnden Sacke hinstarren zu können. Die Weichenstellerfrauen aber und die beiden Spinnpudel stiegen auf die Bänke und Stühle, um über die Köpfe der andern hinwegsehen zu können, und begleiteten mit Gekicher oder lautem Lachgekreische die weitere Unterhaltung über den vermutlichen Inhalt des wackelnden Sackes.

„Sattersch? 's beßt sich durch a Saak durch!“ wiederholte triumphierend der Hausierer, als eben etwas Spitzes von innen her gegen die Sackwand stieß.

„Do siehste's doch, doaß doas kee Karnickel neeies!“ wandte sich voll Genugtuung der Püschelbauer jetzt gegen seinen Schwiegersohn. „Doas Ding hoat ju an'n Schnoabel; 's werd ebenst a Entrich sein.“

„Nee, do hätt's schunt amol geschnottert!“ widersprach die Mutter Mehwalden. „Und au, wenn und's wär' anne Goans. Ich war'sch euch soin, ihr Leute, woas doas ies! Doas ies a Täubla!“

„Ju, ju, a Täubla!“ stimmten mehrere Sachkundige zu.

Das passe auch auf die Größe. Und Tauben, die man in einen Sack gesteckt habe, die verhielten sich aufs Haar so, wie das Ding da draußen,

Daß man nicht gleich auf diesen Gedanken gekommen sei!

Einer der beiden Spinnpudel aber seufzte elegisch: „Das arme Ding da! Was das nu heißen soll, das so in 'nen Sack zu sperr'n!“

„Nu soll's dar Moan etwan ei am Vogelgebauer zu Moarte troin, als wenn und's wär' a Kanarienvogel?“ mischte sich der knurrige Alte wieder ein und setzte, gegen den Schwiegersohn gewendet, ziemlich vernehmlich und sehr verächtlich hinzu: „Woas sich die tumme Gake wull a su denka mag?“

Die Gescholtene quittierte aber mit einem ebenso vernehmlichen: „So 'n Grobian! Komm' ock, Mariechen, mir gehen naus. Was geht uns der läppsche Sack an?“

Sie verschwanden durch die Tür auf der andern Seite, standen aber bald draußen in einiger Entfernung von dem Säckchen wieder aufgepflanzt und lauerten auf die weitere Entwicklung der Dinge.

„Jch gleebe doch, ihr Leute“, sagte die Mutter Mehwalden, ganz in den Anblick des wackelnden Säckchens vertieft, „doas Täubla macht sich no furt.“

„Ach, wuhar ock! Tummes Zeuke!“ widersprach Püschel wieder mürrisch und trotzig. „Anne Taube kriegt an sulcha Saak nee uf. Ober's wär'dam Moanne schunt gesund, woas läßt ha da Saak a su alleene liega! 's könn'd' 'n ju au enner stahl'n, wenn mir und mir poaßta nee olle zusoamma a su schien uf da Saak uf. 's ies ebenft jitze anne nischtnützige Menschheet! 's gibt kenner meh richtig uf seine Sache Obacht. Ober doas ies ju au wetter kee Wunder ni, wenn inse Regierung und gieht mit su am schlechta Beispiele vurneweg und tut een'm die sauer erschundna Gröschla ver der Noase wegstahl'n. Denn a su muß ma 's doch genenn'n, wenn und — — —.“

„Satter'sch? Satter'sch? 's macht sich furt! Jch hoa's ju glei gesoit!“ schrie plötzlich die Mutter Mehwalden und hätte fast die Scheibe durchgestoßen, so schnell beugte sie sich aufspringend vor, um ja nichts von dem Schauspiel Bauer aus dem Riese-Gebirge draußen zu verlieren, wo sich die Verschnürung des Säckchens sichtlich lockerte und voraussichtlich bald ausgehen mußte. „Doas Täubla fliegt no dervone, ihr Leute!“

„Js wahr? Is wahr?“ wirbelten jetzt die Stimmen durcheinander, und alle drängten erregt nach derselben Fensterseite, zu einem dichten Klumpen geballt.

„Ich gleeb's nee!“ trotzte der alte Püschel noch immer. „Anne Taube hoat keene fulche Gewalt. Die —.“

„Raus is se! Raus! Nee, ihr Leute, do muß wull lacha“ schrie nun die Mutter Mehwalden auf und lachte, daß ihr der Bauch wackelte, und ihr einziger Zahn ragte ihr dabei aus dem Munde wie eine Signalstange.

Ihre Heiterkeit steckte die andern an, und eine wahre Lachsalve des ganzen Menschenklumpens durchdröhnte den Glaskasten.

Mit ausgereckten Hälsen beobachteten die Gaffer, wie sich jetzt dem Säckchen wirklich ein weißes Täubchen entrang, erst einen Augenblick, wie vom Licht geblendet, in der Sacköffnung hocken blieb die, dann die Flügel entspannte und eilig über die Gleise nach dem Bahnhofgebäude zu fortflog.

„Su, nu koan sich dar Moan de Noase wischa no sen'm Täubla,“ sagte der alte Püschel mit offenkundiger Schadenfreude in die lautlose Stille hinein, die bei der gespannten Betrachtung der Taubenflucht entstanden war. „'s ies 'm ganz recht! Woas poaßt ha nee besser uf! Jch ginn's 'm!“

„Na, hören Se mal, Herr Püschel“ mischte sich jetzt die Hausiererin mit schriller Stimme ein, „das is nich hübsch von Sie! Das is häm'sch von Sie, daß Sie und Sie tun dem Manne den Verlust gönn'n! Jhr Pauern wißt eben nich, wie Verluste tun! Das wissen mir Geschäftsleute besser, und da hat ma auch Mitleed mit so 'nem Manne. Aber das Pauervolk — „Hier dämpfte sie die Stimme zu einem halblauten Ausfall, den sie bei den Weichenstellerfrauen anbrachte, die ihr gefällig Beifall nickten. Es geschah das sicher alles, weil sie jüngst wohl auf dem Püschelgute eine deutliche Abweisung für alle Zeiten erfahren hatte. Mir wenigstens wurde das aus der folgenden Bemerkung des alten Püschel klar.



Curt Rothe, Dresden

Holzschnitt

Stegenrücken u. Kronosch

„Verluste?“ wandte er sich verächtlich über die Schulter herum. „Bescheiß ock de Leute winger, do werd’ ter keene Verluste nee hoan!“

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, stapfte er zur Tür hinaus. Sein Schwiegersohn folgte ihm stumm, die Reste seiner Zigarette gegen die Hausiererin hinschleudernd, wobei er in nicht mißzuverstehender Weise auf die Diele spuckte.

„Dar Ahle hoat Recht,“ wandte sich die Mehwalden flüsternd zu ihrer Nachbarin, die bisher ganz stumm dagesessen hatte, einen etwa neunjährigen Jungen fest an der Hand haltend, der mit aufgerissenem Munde all den Geschehnissen zugeschaut hatte. „Doas ale Loaster hot mich au erschta eim verwichna Monde mit a poar Schärza oangeschmiert. Dar koan’s nichte nee schoada, wenn und ’s geigt ’r amol enner urndtlich die:Woahrheet. – Ober sahn’ S’ock, do kimmt ju dar Tauba-Moan!“

Diese Nachricht fesselte nun die allgemeine Aufmerksamkeit so, daß niemand mehr aus die Hausiererin achtete, die, böse knurrend, ihren Packen mit Hilfe ihres ebenfalls sehr mißvergnügten Mannes aufhockte und sich zum Gehen anschickte.

Ich selbst beobachtete nun mit größter Spannung, was der Besitzer des entschlüpften Täubchens draußen auf dem Bahnsteige anstellen werde.

Er kam in seinen schmutzigen, langen Stiefeln, die deutlich verrieten, daß er mit seinem Täubchen schon einen weiten Weg bis zur Bahnstation zurückgelegt haben mußte, langsam herangestapft, faßte nach dem Sacke, stutzte, als er ihn offen fand, besah ihn kopfschüttelnd und griff in ihn hinein. Dann drehte er den Kopf im Kreise, als müsse er erforschen, wo hin sich der Flüchtling gewendet habe, und dann kratzte er sich ratlos hinter den Ohren. Da brach beiden Lauschern hinter den Scheiben unsers Glaskastens, die bis zu diesem Augenblicke förmlich den Atem lauschend angehalten hatten, wieder ein schallendes Gelächter los, und der kleine Iunge neben der schweigsamen Frau sagte, als die Lachsälve plötzlich abriß: „Ju, ju, doas hoat sich furt gemacht!“

Wie durch dies Kinderwort zur Besinnung gebracht, sagte die Mutter Mehwalden bedrückt: „Nee, ihr Leute, wenn dar Moan weißte, doaß mir und mir lacha dohie a su über’n! Doas ies doch eegentlich an nee schiene vo ins.“

Aber schon starrte sie wieder mit den andern nach dem weiteren Gebaren des Ahnungslosen.

Der blickte sich eine Weile geistesabwesend um, wie einer, der sich plötzlich seiner Aufgabe beraubt sieht, zog mechanisch eine Fahrkarte vierter Klasse aus der Joppentasche, betrachtete sie versonnen, warf dann den leeren Sack resigniert über die rechte Schulter und ging, erst mit zögernden und dann immer mehr sich beschleunigenden Schritten, der Treppe der Bahnunterführung zu: er gab offenbar die Weiterreise als zwecklos auf.

Als er dem Gesichtskreise der Lauscher in der Wartehalle entschwunden war, sagte die Alte mit dem einzigen Zahne:

„War weeß, welcher Kranka dar Moan doas Täubla hientroin wullde! Nu werd se immer druf possa!“

„Ju, ju, doas werd sein!“ ließ sich jetzt ihre bis dahin ganz schweigsame Nachbarin vernehmen. „Und doas ies schoade! Denn moanchmol tut a bißla Taubabrühe reene Wunder. Meine Schwaster, ’s ies die Mutter vo dam Iüngerla dohie, die woar verwichens a su krank noch ’m sechsta Kinde, doas se und se kunnde goar nee zu Kräfta kumma, und do hoa ich vo insem Nupper anne Taube besurgt, — — —.“

„Der Zug kimmt!“ rief in diesem Augenblicke eine der Weichenstellerfrauen, die schon immer Ausguck gehalten hatte, und riß damit den Faden der Unterhaltung jäh durch.

Hastig griffen alle nach ihrem meist sehr umfänglichen Handgepäck und eilten auf den Bahnsteig hinaus, wo eben der Zug einfuhr.

Ich verließ als Letzter den Glaskasten, ihm und dem Täubchen dankbar, daß sie mir auf Minuten die Psyche so vieler Menschen entschleierte hatten.

Und saß es da nicht plötzlich drüben auf dem First des Bahnhofsgebäudes und wandte das Köpfchen kokett bald nach rechts und bald nach links, als wolle es sagen: „Ja, ja, da bin ich ! Kommt nur da herauf und hascht mich !“ — — —



Stadt und Land

Zwei historische Romane von hüten und drüben

Von Dr. Gruhn

Fedor Sommer, dessen Kunst aus dem Erleben der Heimat strömt, hat einen staunenswerten Schatz aus der Vergangenheit des Riesengebirges gehoben. Seine Romane „Das Waldgeschrei“ (1915), „Die Zillertaler“ (1926), „Die Fremden“ (1910), sind künstlerisch verlebendigte Kulturgeschichte, deren Gestaltungsprozeß, wie Entstehungszeit und Stoffwahl zeigen, ihren Weg von dem hohen Gebirge in das Tal nimmt, um mit dem jüngsten Werk „Zwischen Mauern und Türmen“¹ des Talmittelpunktes Hirschberg zu münden. In das Hirschberg des 18. Jahrhunderts, das sein fast den ganzen Weltmarkt beherrschender „Gebürgsleinen- und Schleyerhandel“ weltberühmt gemacht hat, zieht der Leser mit dem zum Diakonus an der Gnadenkirche berufenen Pastor Möller ein und erhält durch den Begleiter des Pastors, den Magister und Chronisten David Zeller, Einblick in die Geschichte der Stadt und ihrer religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Das Gemeinwesen ist das Kräftefeld absterbender und neu heraufkommender Ideen, Strömungen und Mächte, die sich in der Lebenshaltung der Gestalten des Romans auswirken und durch klare Linienführung in der Fülle feinsten Charakterzeichnung betont sind. Die oberste Gesellschaftsschicht bilden die reichen Leinwandlaufherren, in dem Leben ihrer Stadt nach Einfluß und Ansehen „königliche Kaufleute“, deren Größe an Macht gemessen wirkungsvoll mit der Enge der durch die Stadt bedingten Lebensanschauung in Gesetz und Sitte kontrastiert. Neben der Geldaristokratie steht die des Geistes, verkörpert durch die

¹ Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. Halle: Buchhandlung des Waisenhauses 1928. VI, 563 Seiten, geb. 10 RM.

Geistlichkeit der Gnadenkirche und das Schulkollegium, in der Orthodoxie und Pietismus miteinander ringen. Der Faden der Handlung spinnt sich an dem von Liebeswirrniss zerrissenen Schicksal des Arztes Dr. Caspar Gottlieb Lindner ab, der als Zugewanderter eine besondere Stellung in der Bürgerschaft einnimmt. Er ist die problematische Natur einer gärenden Übergangszeit, der im galanten Leipzig geschmeidig gewordene mondäne Gesellschafter und Schöngeist, dessen Ideen- und Gefühlswelt sich auflehnt gegen die Erstarrung der ehrenhaften Kreise, in die sein Dasein eingespannt ist. Als Dichter und Gelehrter sich über den Durchschnitt seiner Umwelt erhebend, erscheint er ihr mit seiner Liebe zu den Bergen ganz absonderlich, was nicht hindert, daß er durch feine Gewandtheit und Tüchtigkeit zum Ratsherrn aufsteigt. Als solcher kann er der Stadt in der stürmischen Zeit ihres Überganges von dem bequemen habsburgischen Regiment in die straffe preußische Zucht Dienste von entscheidender Bedeutung leisten. Mit seinen Kräften und mannigfachen Talenten dem allgemeinen Wohl seiner Mitbürger dienend, wird er trotzdem als Opfer ihrer zum ungeschriebenen Gesetz gewordenen sittlichen Anschauung wie ein Fremdkörper aus der Gemeinschaft ausgeschieden.. Geist, Atem, Pulsschlag der Zeit von 1720 – 1750 weht und vibriert bezwingend in dem Werk, dessen Milieu sich in ungemein packenden, historisch echten Szenen zusammenballt wie etwa im Streit um die von dem angesehensten und mächtigsten Kaufherrn Christian Mentzel, der anderen Hauptfigur des Romans, der Geistlichkeit der Gnadenkirche angebotene Orgel. Wie hier die Größe des Schenkenden auf die Kleinlichkeit der Beschenkten trifft, ist mit dramatischer Wucht gestaltet. Ferner der Einsturz des Rathausturmes, die unseren Lesern aus dem Februarheft bekannte Riesengebirgsreise im Winter, Ankunft und Aufenthalt der ans Leipzig nach Hirschberg gekommenen Frau Christiane Marianne von Ziegler, die als verwöhnte Salonfürstin das behäbige Hirschberger Patriziat mit dem Raffinement lockerer Lebensauffassung infiziert, die mit eindrucksvollen Farben gemalten Kriegsbilder und das Erscheinen Friedrichs des Großen. Das meteorhafte Auftreten des großen Königs ist durch die Kürze und Prägnanz der Szene besonders wirkungsvoll. Durch die magische Kraft des Dichters ist Hirschbergs glänzendste Epoche mit dem Gepräge ihrer Menschen aus dem Staub der Urkunden und Chroniken heraufgezaubert. Anpassungs- und Einfühlungsvermögen, ein feiner Takt dem Material gegenüber lassen die Mühe um die Grundlegung des historischen Fundaments kaum ahnen. Eine längst verklungene Zeit erhebt lebendig ihre Stimme zum Ruhm der Stadt Hirschberg, der das Werk gewidmet ist.

Hundert Jahre später als „Zwischen Mauern und Türmen“ setzt der Roman „Sturm überm Acker“² des in Troppau lebenden Schriftstellers Bruno Hanns Wittel ein. In Lobenstein unweit Jägerndorf in Österreich-Schlesien wächst der Bauernsohn Haus Kudlich heran, dessen Jugend überschattet ist von Plage und Qual der Fronpflicht seines Vaters, seines Dorfes. In das empfängliche Gemüt des Kna-

² Breslau Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927, 410 Seiten, geb. 7 RM.

ben prägt sich die Mühsal der mit ihrem Schweiß fremden Boden düngenden Bauern unverlöschlich ein. Das Leid, das er den Bauern um seiner eigenen Scholle willen ertragen sieht, bindet den jungen Kudlich nur fester an den Heimatboden. Dieses Band kann auch nicht gelockert werden, als er nach dem Willen des Vaters zum Beruf des Advokaten gedrängt wird. Als Student in Wien in den Taumel des Jahres 1848 hineingerissen, Blutzeuge der Freiheit, von der Bauernschaft seiner Heimat zum Mitglied des konstituierenden Reichsrats gewählt, erkämpft er die Aufhebung der Fronpflicht. Ihm, der der Schalle erwachsen, die Welt mit Bauernaugen sieht, danken die Bauern aus allen Kronländern der Monarchie für die Lösung der Fronfessel durch einen Fackelzug. Das ist der Höhepunkt seines Lebens, das von der erstarrenden Reaktion bedroht wird. Zum Tode verurteilt, flieht er und findet nach mancher Irrfahrt erst in der neuen Welt eine bleibende Statt.

Mit Wucht ist dieses Schicksal auf dem Hintergrund der Weite des Bauern gestaltet, umbrandet von den Wogen des tollen Jahres 1848, die in Wien am stärksten zusammenschlagen. Das Leben der Bauern ist umweht von der derben Lust ihres Ackers. Eine kluge Verwendung der Mundart erhöht den Reiz des Landschaftseigentümlichen. Die erhitzte Atmosphäre des Jahres 1848 lodert in den Wiener Szenen.

Dieser historisch-biographische Roman, in dessen Mittelpunkt der populärste Mann Österreich-Schlesiens steht, ist ein Geschenk an die Heimat, das als künstlerische Leistung dem Dichter den Weg zur literarischen Geltung bahnt.

Dr. Gruhn.



Die erste Riesengebirgsreise im Winter

Ans: „Zwischen Mauern und Türmen“

Roman aus dem alten Hirschberg
Von Fedor Sommer

Zur Einführung: Dieser Roman hat zum Hintergrunde die Zeit der großen Schleierleinen-Kaufleute Hirschbergs in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die die Gnadenkirche erbauten und ausschmückten und die Stadt mit ihren stattlichen Ringhäusern zierten. Eine der Hauptgestalten des Werkes ist der Arzt Dr. Lindner, ein gebotener Liegnitzer, der 1732 nach Hirschberg kam und später in der Stadtverwaltung eine große Rolle gespielt hat. (Über den historischen Lindner vgl. den Artikel Caspar Gottlieb Lindner im zweiten Bande der jüngst erschienenen „Schlesischen Lebensbilder“ von Dr. Herbert Gruhn.) Der bedeutendste unter diesen Schleierherren war Christian Mentziel, die andere Hauptgestalt des Romanes.

Dem hier abgedruckten Kapitel ist die Schilderung von Einsturze des Rathhausturmes vorangegangen.

Der Föhn, der den Rathhausturm niederlegte, brachte Tauwetter. Dann aber folgte bald wieder neue Kälte mit starkem Schneefall.

Der wetterkundige Dr. Lindner sah es den Wolkengebilden, die den Kamm tagelang einhüllten, an, daß jetzt da droben grausige Stürme hausen müßten, und er malte sich das in seiner Phantasie aus, mit starkem Bedauern, daß er das nicht mit durchkämpfen könne.

Dann aber trat von neuem Tauwetter ein, so daß die Straßen im Tale und in den Dörfern am Fuß des Gebirges fast schon wieder schneefrei waren.

Und da erzählte dem Doktor ein Mann aus Krummhübel, der wegen seiner Atemnot sich bei ihm Rat holte, es sei beim Beginn des letzten Tauwetters eine allmächtig große Schneemächte, die der vorangegangene Sturm am oberen Rande des kleinen Teiches zusammengefeigt hatte, plötzlich abgebrochen und viele hundert Fuß herabgestürzt auf das Eis des Teiches und habe das durchschlagen. Da sehe es nun auf und an dem Teiche gar grausig aus. Ein böhmischer Mann, der für die Koppenbaude in Krummhübel Mehl holte, habe ihm das erzählt.

Diese Nachricht rumorte stark in Dr. Lindner.

Mußte man dieses Naturschauspiel nicht doch mal in der Nähe betrachten?

Aber jetzt, mitten im Winter, sich da hinauf wagen? Hieß das nicht Gott versuchen?

Die Leute ans den Banden droben trauten sich ja auch herab ins Tal und mußten dann doch auch wieder zurück! Wie der Böhmake da mit dem Mehl für die Koppen-Baude!

Und war das nicht eine prächtige Gelegenheit, sich die dummen Gedanken an die Barbara gründlich aus dem Kopfe blasen zu lassen?

Aber allein durfte man das doch nicht wagen!

Er machte sich in Gedanken sogleich auf die Suche nach Reisegenossen und fand sie in zwei jungen Leuten, mit denen er gemeinsamen Mittagstisch in „Knoblichs Kaffeehalle“ am Boberberge hatte.

Georg Friedrich Smith hieß der eine und Wolfgang Thomann der andere. Smith leitete seit kurzem das Handelshaus Gottfried, dessen Begründer, den Christian Mentzel einstmals nur widerwillig als Schwiegersohn annahm, in jungen Jahren gestorben war. Der erst zweiundzwanzigjährige Wolfgang Thomann war soeben in die Johann Hartmannsche Handlung unter den Tuchlauben als Buchhalter eingetreten.

Auch er war kein geborener Hirschberger, sondern stammte aus Kempten in Bayern und hatte zuletzt jahrelang in einem Triester Leinenhanse gearbeitet. Hier lernte er manchen Hirschberger Kaufmann kennen, der seine Schleier zu Markte brachte, und bekam auf diese Weise Lust, es einmal ein paar Jahre in dieser kleinen, aber doch so bedeutsamen nordländischen Handelsstadt zu versuchen. Wie hätte er ahnen sollen, daß sie ihn für sein ganzes erfolgreiches Leben festhalten, daß er in ihr die Gattin finden – Christian Mentzels Tochter Theodora – und so, mit dem angesehensten Hause der Stadt verschwägert, sein Leben auch in ihr als hochgeachteter Kommerzienrat beschließen werde!

Dr. Lindner unterhielt sich beim Mittagstisch gern mit dem geweckten Menschen, der als ein früh Verwaister eine Selbständigkeit gewonnen hatte, wie sie sonst junge Leute seines Alters nicht besitzen. An Smith aber nahm ihn die ernsthafte Zielsicherheit ein, mit der dieser Sohn der roten Erde sein Leben zuschnitt.

Zu Dreien also wanderten die unternehmungslustigen Bergsteiger gegen Ende des Februarmonats lange vor der Sonne von Hermsdorf ab, wo sie im gastlichen Neumannschen Hause zur Abkürzung ihres Weges übernachtet hatten.

Aus den winterlichen Nebeln, die ihnen noch den Anblick der Kynast-Ruinen verhüllten, schälte sich ein leuchtender Tag voll blitzender und blinkender Herrlichkeit, wie sie nur die winterliche Bergwelt ausstrahlen kann. Und als die drei Wanderer hinter Giersdorf im engen Tale eines nur halb eingefrorenen Bächleins zu den Baberhäusern ausstiegen, begann bereits ein so feenhaftes Funkeln und Glitzern, Strahlen und Buntfeuerwerken auf den Wegen, Felsen, Sträuchern und Bäumen um sie her, daß sie manchmal die Augen zukneifen mußten.

„Wie wenige Menschen erfreuen sich an diesen Wundern!“ sagte Dr. Lindner, mit begeistert funkelnden Blicken das alles umspannend.

„Nicht Wunder, nein Schrecken erblicken die Hirschberger in allem, was jenseits ihrer Mauern im Gebirge zu erblicken ist, zumal jetzt im Winter!“ behauptete Smith, der sich im ganzen schwer in die Art dieser Menschen im Osten finden konnte.

„Das trifft nicht bloß die Hirschberger,“ wandte der Doktor ein. „Das trifft so ziemlich alle Städter, und das trifft auch die Bauern. Und diese erst recht! Ja, mir will fast dünken, je näher die Menschen den Bergen wohnen, desto größere Scheu scheinen sie vor ihnen zu hegen. Noch immer, wie in den Zeiten des finstersten Heidentumes, erblicken sie in den Bergen die Wohnungen böser Geister, so jeder sorglich meidet, der nicht ganz von Sinnen ist.“

„Ganz recht, Herr Doktor!“ rief Georg Smith lachend. „Daß Sie z. B. alle Jahre einmal auf die Schneekoppe steigen und manches Jahr sogar zweimal, das will manchem da unten verdächtig erscheinen, der sechzig und siebzig Jahr alt wurde, ohne daß ihn ein einzig Mal die Lust hierzu angewandelt hätte.“

Dr. Lindner lachte aus vollem Halse.

„Mögen sie mich doch ein wenig für verrückt halten!“ sagte er dann. „Was ich für diesen Verdacht an Genuß und Gewinn eintausche, ist das schon wert. Wie hält man’s denn bei euch im Süden in diesem Betracht?“ wandte er sich dann an den jungen Thomann, der bis jetzt bescheiden zur Unterhaltung der beiden anderen geschwiegen hatte.

„Nöt anders als hierzuland!“ antwortete der nun in seiner bajuvarisch gefärbten Sprache. „Und mir scheint, daß die Nachbarn der Alpenberg’ erft recht so an’ Schei vor ihre Eiseipter haben. Am End’ ist’s gar so: je höher die Berg’, desto größer die Schei!!“

„Ganz recht bemerkt!“ stimmte der Doktor zu. „Und dazu reimet sich ja auch trefflich, daß unsere Altvorderen ihren Göttern auf den Höhen geopfert haben, und daß die Griechen den Sitz ihrer Götter auf den einzigen Berg verlegten, den sie immer vereist sahen: den Olymp. Aber die Scheu vor den Bergen wird sich legen! Und ich bin gewiß, es wird einmal eine Zeit kommen, und sie ist uns vielleicht nicht gar so fern, da werden die Menschen in diese Berge fliehen, weil sie hier den rechten Jungbrunnen für ihre verbrauchten Kräfte entdeckt haben werden. In Scharen sehe ich sie hierher pilgern, erst im Sommer, dann aber auch im Winter, wie wir drei Gesellen es nun tun, so man freilich zu wählender Zeit in unserer guten Stadt mit Kopfschütteln betrachtet ob solcher Narrheit.“

Die prophetischen Gesichte des Doktors entfesselten nun eine angeregte Unterhaltung, in der sich seine beiden Begleiter mit viel Vergnügen immer neue Bilder ausmalten, welche Einrichtungen im Gebirge notwendig sein würden, wenn sich diese Prophezeiungen erfüllen sollten und das Gebirge sich mit Fremden bevölkerte.

Der Doktor aber sagte nachdenklich, als sei ihm dieser Gedanke erst jetzt in der frischen Winterluft und unter dem Einflusse ihres Gespräches angefliegen: „Das alles kann freilich erst geschehen, wenn die Menschen an sich einen neuen Sinn entdecken, den der Schöpfer zwar in sie gelegt hat, der aber noch nicht in ihnen erwacht ist.“

„Welchen Sinn meinen Sie?“ fragte Georg Smith gefesselt.

„Ich möchte ihn den ‚Naturesinn‘ benamen,“ antwortete der Doktor grübelnd. „Naturesinn oder Naturgefühl, ich meine ein Gefühl, so den Menschen die Natur zum Labsal und zur gütigen Trösterin macht und ihn auch in ihren Schrecknissen Größe und Schönheit erblicken läßt.“

Die beiden andern dachten still über diese Worte nach: sie dünkten ihnen dunkel und wunderlich; aber es lebte in ihnen eine Ahnung auf, als habe der kluge Doktor mit diesen Andeutungen auf ein Labegeschenk für die Menschheit ferner Zeiten hingedeutet.

Eine Weile stiegen sie nun stumm aufwärts: das Stapfen durch den Schnee, der immer höher die Wege bedeckte, je weiter sie hinaus kamen, strengte auch in gesteigertem Maße an, und so blieben sie denn, als der Weg in eine breite Talrinne einbog, aufatmend stehen.

„Das sind die Baberhäuser!“ erklärte der wegekundige Doktor und wies auf eine Handvoll armseliger Hütten hin, die weit verstreut über die ganze Wanne mit ihren schwarzen Dächern das schimmernde Weiß ihrer Schneefläche betupften. „Böhmische Bekenner des reinen Evangeliums haben sich einst vor der Verfolgung ihres Glaubens hier herauf geflüchtet. Nun klappert in ihren Hütten auch der Schleierwebstuhl, und sie helfen in ihrer Weltecke Euren Reichtum mehren, Jhr Schleierherren.“

„Noch sind wir keine !“ wehrte Georg Smith den scherzhaften Angriff ab. „Aber wir hoffen, solche zu werden! Nicht wahr, Wolfgänglichchen?“

„Gewiß! Auf irgendeine Weise !“ bestätigte der.

„Und die scheint mir bei Euch beiden sehr nahe zu liegen und bequem zu sein,“ spöttelte der Doktor.

„Wieso?“ forschte Smith aufhorchend.

„Nun, ich denke, man kann Euch des Weges weisen, auf dem unser Erzhaus so mächtig geworden ist. Jhr braucht nur denselben Rat zu befolgen wie dieses: ‚Tu, felix Austria, nube!¹ !‘“

Da lachten die beiden andern aus vollem Halse, Smith freilich ein wenig betroffen: er sah sich auf seinen geheimsten Wünschen ertappt. Denn er war nahe

¹ Du, glückliches Österreich, heirate !“

daran, um die nachgelassene einzige Tochter Johann Martin Gottfrieds zu werben, um als Kompagnon in das Gottfriedsche Handelshaus einzutreten.

Bei weiterem Anstieg über die Wanne der Baberhäuser hinaus bemerkte der Doktor: „Auf dem weichen Schnee, auch wenn man manchmal tief einsinkt, geht sich's doch zehnmal besser als im Sommer auf dem harten Wege, wenn man über unzählige Steine, Wurzeln, Sträucher und sumpfige Stellen hinweg muß.“

Und wenn nun der leichte Wind, der sich erhoben hatte, den lockeren Schnee von den Zweigen der Fichten herabwehte, dann freute er sich wie ein Kind über das Demantglitzern, das die Sonne in diesem Schneestaube aufflimmern ließ.

So kamen die Wanderer unter allerhand Kurzweil gegen Mittag in Krebses Bande an, die ans dem Sattel zwischen dem Tal der Baberhäuser und dem von Krummhübel lag.

In schimmerndes Weiß gehüllt, leuchteten ihnen diese Täler zu Füßen, und weiß und strahlend erhob sich über dem Krummhübler Tal die Schneekoppe samt ihren Trabanten, nur in ihrem obersten Teile von einem ganz feinen, zarten Nebel umwogt.

„Mir will dünken,“ sagte der Doktor vergnügt vor der Tür der Baude, „daß unsere Spazierreise einen sehr vergnügten Fortgang nehmen wird. Dennoch schlage ich vor, daß wir uns bei dem biedereren Krebs erst einmal gründlich stärken.“

Sie traten durch die niedrige Tür der Bande in deren großen Gastraum ein, dessen Decke so niedrig herabhing, daß der Doktor ihre Balken mit den Fingerspitzen erreichen konnte. Sie und die Holzwände des Raumes sowie die rohen Tische und Bänke, die unter den zahlreichen kleinen Fenstern entlang standen, waren von Alter und Rauch fast schwarz gebeizt. Ein Ungeheuer von Kachelofen spendete dem Raume, in dem es überwältigend nach Butter und Käse roch, eine behagliche Wärme.

Der Doktor, der bei seinen Koppenbesteigungen schon mehrfach hier eingekehrt war, wurde von dem Wirte, einem baumlangen, sehnigen Manne mit einem struppigen, grauen Barte, vertraulich begrüßt:

„Na nu, Herr Dukter! Woas wnl't'r denn itze bei ins do duba? Mitta eim Winter? Do koanma doch nee uf de Kuppe klattarn!“

„Das nicht, Krebs!“ gab der Doktor lachend Bescheid. „Aber bis zur Koppenbande wird man wohl kommen können und an den kleinen Teich! Wir wollen uns die Schneemächte ansehen, die sein Eis durchschlagen hat.“

„Su, su!“ sagte der Wirt kopfschüttelnd und rückte ein paar Holzschemel an den Tisch heran, der dem Ofen am nächsten stand. „Nu, ja, mer hoan's kracha gehiert bis dohar, verwichna Dornstig. Mier dnchta, de Fanster werda springa, a su hoats geklärrt. Ober iech meene, Jhr lnßt's bleiba und dreht wieder im dohie!“

„Weshalb denn Krebs ? 's ist ja herrliches Wetter !“

„Ju, ju, bei ins do ies ju itze no schienes Water. Ober wie lange ock no? Wetter duba ies iße schunt der Teisel lus. Wenn's an's flimmert a su im de Knppe rim, wie hinte, do tut ma gutt an ma bleit dnnda.“

Trotz dieser Warnung beschlossen die Wanderer doch, weiterzugehen; die Sonne lachte gar zu verführerisch durch die kleinen Fenster herein, und das trefflich mündende Mahl aus Baudenerzeugnissen, das ihnen Krebs aufgetragen hatte, erhöhte ihre Unternehmungslust noch. Und so ließen sie sich auch durch eine abermalige Warnung des Wirtes nicht abhalten, weiter zu stapfen.

Bis zu dem großen Wiesenplane, auf dem nahe beieinander Hases und Schlingels Banden lagen, ging die Sache noch ganz leidlich, und der Doktor spöttelte über Krebsens Warnungen.

Aber sowie sie auf diesen Wiesenplan aus dem Hochwalde heraustraten, pffiff ihnen vom Kamm her aus den schroffen Felsennischen der beiden Teiche, die nun grade vor ihnen lagen, ein eisiger Wind entgegen, so daß das Vorwärtstapfen sich bald zu einer gewaltigen Anstrengung gestaltete. Dichte Wolken eines weißen Pulverschnees, der den Wanderern das Gesicht peitschte, trieb der Sturm vor sich her über die Wiese.

Jenseit Schlingels Baude, als die Drei wieder in den Wald einbogen, empfanden sie die Gewalt des Sturmes zwar weniger; aber auf dem schmalen Wege, der durch den Forst gebahnt war, lag der Schnee mehrere Fuß hoch, so daß sie bei jedem Schritte bis zu den Knien einsanken.

Dr. Lindner segnete jetzt seinen Entschluß, auf diese Wanderung solche langschäftigen Stiefel anzuziehen, wie er sie bei den Baudenbewohnern gesehen hatte. Wenn nur seine und seiner Begleiter Kleidung auch sonst noch mehr der der Gebirgler entsprochen hätte! Denn die breitrempigen Filzhüte, die sie, die Städter, trugen, waren in ständiger Gefahr, von dem Sturme über die Wipfel der Fichten entführt zu werden. Und mit den langen Schößen ihrer Röcke trieb der Wind auch allerhand Unfug, der sie nur unnütz Kraft kostete. Ein Glück nur, daß sie dicke Wollshawls mitgenommen hatten! Die konnten sie nun über die Hüte binden und so zugleich das Gesicht gegen die Eisnadeln schützen, mit denen plötzlich die Luft erfüllt war und ihnen die Wangen wie mit tausend kleinen Klingen zu zerfleischen drohte.

Mit vornübergebeugtem Kopfe drangen die Drei nun schrittweise gegen das Gebirgungestüm vor, das sie sich so arg freilich nicht vorgestellt hatten.

Der Sturm pffiff grell und gellend in den Fichten, die sich unter seinem Ungestüm so tief bogen, daß die Wanderer mehr als einmal erschreckt zur Seite sprangen, weil sie meinten, es müsse ihnen die eine oder die andere auf den Hals stürzen. Der feine Schnee- und Eisnadelstaub verdichtete sich immer mehr und machte es schier unmöglich, noch ans den Augen zu sehen.

Die unerhörte körperliche Anstrengung, die die Bergsteiger nun zu leisten hatten, ließ keinen anderen Gedanken aufkommen als den: „Nur vorwärts ! Nur bald die bergende Bande erreichen !“

Aber manchmal da erfaßte die beiden Jüngeren doch ein maßloses Verwundern über die Lage, in die sie sich da gebracht sahen, über dieses plötzliche Entrücktsein aus aller Menschenverbundenheit. Und ein schreckhaftes Staunen ergriff sie, daß sie da so plötzlich den Naturgewalten ins unverhüllte Antlitz sehen konnten und mußten. Und leise schlich manchmal ein Grauen über

ihr Herz, welchen Ausgang wohl dieses Ringen mit der gespenstischen weißen Wintermacht nehmen könnte.

Würde sie sie schließlich nicht doch bis zum Tode ermatten ?

Und dann im Handumdrehen mit ihrer erstickenden weißen Flockendecke begraben?

Bei Dr. Lindner aber löste dieser Sturm Lauf gegen den Winterbraus geradezu Jubel aus, hellen Jubel über ein entdecktes Neuland: die grausige Winterschönheit des Gebirges.

Und es kam auch ein wenig Eitelkeit hinzu, daß man wohl der allererste Mensch sei, der in diesem Riesengebirge für diese Schönheit ein Verständnis aufbrachte. – –

Keuchend und in Schweiß gebadet, stapften die drei Wanderer so in recht verschiedener Seelenverfassung die steile Anhöhe hinaus, die der Doktor den andern zum Troste als den ‚Baudengarten‘ der Koppenbande bezeichnete.

Wo aber blieb die Bande selbst?

Lag sie gänzlich unter dem Schnee begraben?

Eine Reihe hoher Stangen leitete vom Ausgange des Waldweges zu einem Schneeberge hin, aus dessen Gipfel, wie die Wanderer beim mühseligen Anklimmen mit maßlosem Staunen bemerkten, lichter Rauch quoll, der vom Sturme sofort auf den Schneewall niedergedrückt wurde.

Und nun – nun gähnte ihnen zu Füßen des Schneewalls eine schwarze Öffnung entgegen: der Ausgang eines langen Schachtes der zur Tür der gänzlich verschneiten Bande hinleitete.

Größer noch als die Verwunderung Krebsens, war die Breiters, des Wirtes der ‚Koppenbande‘, über diese ersten Wintergäste aus Städterkreisen, die jemals seine Baudenschwelle überschritten hatten.

Am gewaltigen Kachelofen der Gaststube tauten die sprachlos bestaunten Städter ab und auf, und nun bekamen die seelischen Strömungen in ihnen auch mehr Gewalt als draußen im Wettersturm.

Dr. Lindner begann eine muntere Unterhaltung mit Breiter und ein paar böhmischen Männern, die um einen Tisch herum hockten. Sie halfen bei leidlichem Wetter dem Wirte, das Holz für den Baudenbedarf ‚heranrücken‘. Durch ein paar Schnäpse, die er ihnen einschenken ließ, machte sie der Doktor gesprächig.

Seine erste Frage galt natürlich dem Naturschauspiel am Teiche, und wie man am besten zu ihm hinunterkommen könne.

Das sei heute ganz unmöglich, war die einmütige Meinung der Männer, und es war auch keiner von ihnen zu verlocken, gegen gute Bezahlung als Führer oder Begleiter zu dienen.

Dr. Lindners bemächtigte sich langsam eine gelinde Wut.

Da sollte man nun diesem unerhörten Naturphänomen dessen Vorhandensein die Männer auch wieder bestätigt hatten so nahe sein, in der Luftlinie kaum eine Viertelstunde von ihm entfernt, und nicht hinkommen können?

Es war zum Rasen!

Er bot eine leichtsinnig hohe Entlohnung, wenn sich einer entschlosse, sie zu führen.

Aber die Männer lehnten ab: das hieße, in den sicheren Tod gehen.

Dr. Lindner sah verzweifelt zu einem der Fenster auf der Südseite der Stube hinaus, wo zwischen der Bande und dem sie umgebenden Schneewalle ein schmaler Spalt frei geblieben war, durch den das Tageslicht eindringen konnte, und stellte fest, daß es schon langsam abendlich zu dämmern begann.

Schon wollte er sich mit Gewalt zwingen, bis morgen zu warten. Vielleicht war dann der Abstieg zum Teiche möglich ! Da tat sich die Stubentür auf, und es trat ein sehr robustes, bäurisches Mädchen ein, das etwa zwanzig Jahre alt sein mochte. Sie trug unter hochgeschürzten Röcken langschäftige Stiefeln wie ein Mann und über den Kopf ein dickes Dreizipfeltuch gebunden, von dem umrahmt, ihr rundes Gesicht wie eine Päonie glühte, von den Schneenadeln zerpeitscht.

Breiter begrüßte sie mit verwundertem Hallo und erklärte dem Doktor, das sei die Tochter des Wärters aus der Baude am Teiche drunten und komme nach Brot, weil es ihnen ausgegangen sei.

Das Mädchen, das unterdessen das vereiste Kopftuch abgenommen und an den Ofen gehängt hatte, bemerkte auf die sofortige Frage des Doktors, ob's denn überhaupt menschenmöglich sei, an den Teich hinunter zu gelangen, das sei schon möglich, sonst hätte sie ja auch nicht heraufgekonnt. Beschwerlich sei die Sache wohl, und man brauche Kraft und Mut dazu.

„Traut Jhr Euch die zu, meine jungen Freunde?“ fragte der Doktor seine Begleiter, und als sie beherzt zustimmten, wurde beschlossen, unter Führung der Teichwärtertochter hinabzusteigen.

Die böhmischen Männer aber zuckten weiter bedenklich mit den Schultern.

Daß die Kathinka herausgekommen sei, bewiese nichts: der tue das Wetter weniger als einem Manne, und wenn's auch der stärkste sei; denn die wäre an so was vom ersten Jahre ihres Lebens an gewöhnt und habe außerdem Kräfte für zwei Männer.

Fast schien es Smith und Thomann, als sollten die Böhmaken mit ihren Bedenken recht behalten: denn als sie nun mit dem Doktor und ihrem weiblichen Führer aus dem Schneegewölbe vor der Baudentür heranstraten, da schnitt ihnen der Sturm den Atem ab und drohte, sie zu Boden zu werfen. Zwar verlor er etwas von seiner Gewalt, als sie nach etwa zweihundert Schritten Durchkämpfens über den Baudenplan in den Teichkessel hinabstiegen. Dafür war nun aber auch der Weg derartig uneben und die Schneelage so tief, daß sie oft bis an die Lenden einsanken. Dann wieder rutschten sie wegen des steilen Gehänges mit einer Schneemächte abwärts und kamen so in die Gefahr, sich an einem der Riesenblöcke, zwischen denen das Mädchen ohne jegliches Zaudern den Weg fand, den Kopf zu zertrümmern.

Die Aussicht auf den Teich und die ihn umstarrenden Felswände aber verhüllten die Schneewolken vollkommen. Erst tief drunten, als die Abenteurer in den Windschutz dieser Felswände gekommen waren, die mehr als zehn

Kirchtürme hoch sich über seinen Spiegel emporreckten, bekamen sie dessen vereiste Fläche zu sehen.

Durch die winzigen Fenster der kleinen Baude, die einige Meter über dem Teichspiegel stand, konnten sie dann die Wirkungen des Naturereignisses bestaunen, das sie in diese unwirtlichen Regionen herausgelockt hatte.

Zwar blieb nur die untere Hälfte der Süduniwallung des Teiches frei – es war die, von der die Lawine herabsauste; aber schon das gab dem Auge einen Anhalt über die gewaltige Höhe des Sturzes.

Von seiner Wiicht berichtete der verwitterte Teichwärter in drastischer Weise: „’s goab us emol an sulchta Knoll do dessa, doab di Bande an wackelte wie a Hundeschwanz. Ei da Fanstern uf der Teichseite zerploatzta die Scheiba, an iech duchte nee anderscher, als de Welt ging under. Doas muß ma wull denka. Denn hier’n S’ock! Mit enn’m mole koam an doas Teichwoasser die Lahne durte rufsgeguull’n underm Eise afier! An doas woar dozumol gutt seine zwee Ellen dicke. Ober die allmächtige Schniewoampe, die de und woar vo ganz do duba runder kumma, die hoatte an doas dicke Eis durchgeschloin an drückte nu’s Woasser ollänga aus’m Teiche raus. An iech gleebs nee anderscher: dar Teich ies itzunder ganz leer under dam Eise, ’s ies ju au eim ganza ganz krumm an nunder gedrickt, wie Se sahn kinn’n, guder Herr!“

Der Doktor nickte zustimmend; denn tatsächlich machte die Eisfläche den Eindruck eines konkaven Spiegels.

Der Wärter aber fuhr eifrig in seinem Berichte fort: „’s ies ock jommerschoade im die schiena Forellen, die de an woarn ei dam Teiche! A su grüße an schwarze hoat’s ju eim ganza Geberge ni mehl Die sein doch olle mitsoamma zerquetscht, sein se!“

Während dieser Klagen des guten Mannes hatte sich der Sturm draußen ein wenig gemäßigt, und so wurde die Lust auf Augenblicke auch freier von Schneewolken, und der gesamte Teichrand enthüllte sich bis zu seinem obersten Saume, wohl tausend Fuß hoch, in seiner vollen starren, gigantischen Trutzigkeit.

Da duldete es den Doktor nicht länger in dem geschlossenen Baudenraume hinter den winzigen Fenstern: er stürmte hinaus und seine Begleiter hinter ihm her. Bedächtiger und kopfschüttelnd folgte der Teichwärter.

Über den bereisten Uferrand glitten die drei Städter nun hinab auf die Eisfläche und beschritten sie kreuz und quer. Und da erschloß sich ihnen erst ganz das Verständnis für die ungeheure Gewalt des Sturzes, mit dem die Schneemassen niedergesaut waren.

Die ganze Eisfläche glich einem Sturzacker, den ein Gigantenpflug mannestief ausgerissen hat. Eisschollen, so groß wie ein Dach, hatte die Lawine in wüstem Gewirr übereinander geschoben, und zwischen ihnen lag ihre Schneemasse, zu Bergen aufgetürmt, von mitgerissenen Steinen und vom Erdreich schmutzig grau gefärbt.

Dr. Lindner und seine Genossen durchschauerte es mit einer Art Andacht: sie ahnten die Größe der Gewalten, die hier am Werke gewesen waren, und sie erahnten aus diesem Wüste auch die Allmacht des Schöpfers dieser Gewalten. –

Neu einsetzender Sturm trieb sie in die Bande zurück, wo ihnen ihre rüstige Führerin schon einen Imbiß zurechtgestellt hatte, den sie in stummen Nachgenießen des großen Erlebnisses draußen einnahmen.

Als sie sich zur Rückkehr in die Koppenbande aufmachten, dunkelte es schon stark. Der Teichwärter führte sie, und obwohl es nun steil bergan ging, fiel ihnen der Weg doch weniger schwer als der Abstieg vorhin: der Sturm, den sie nun im Rücken hatten, half ihnen voran. –

Zum Abendbrot, das den Dreien wieder vortrefflich mundete, ließ der Doktor vom besten böhmischen Landwein austragen, den der Wirt im Keller verwahrte, und dann rief er: „Nun, Breiter, das Koppenbuch herzu!“

Schmunzelnd brachte der Wirt einen dickleibigen Folianten herzu, und beim Schein von Kienspähen, die in eine leuchterartige Metallklammer gesteckt waren, las der Doktor ans dem Fremdenbuche vor, in das sich wohl jeder eingetragen haben mochte, der es bis zu dieser Stunde gewagt hatte, der Bergwelt zu trotzen und die Schneekoppe zu besteigen.

Seine eignen Eintragungen in das Buch wollte der Doktor überschlagen: aber die Wandergenossen bestanden darauf, daß er alles lesen müsse, was er bei seinen verschiedenen Koppenbesteigungen eingeschrieben habe.

So las er denn:

„Den 13. August 1734.“

Das war meine erste Besteigung!“ schaltete er ein.

Wohin, berufner Rübezahl, du Pickelhering alter Zeiten? Gelüstet dich nicht noch einmal nach deinen alten Herrlichkeiten?

Du warst der Berge Herr, du warst der Talverwalter.

Der Zeiten Aberwitz hat dich als Prinz bekränzt.

Wo bist du aber nun? Du Herr, du Prinz, du Alter?

Du hast als Riesenschwanz die Zeit, sie dich geschwänzt!“

Die beiden Zuhörer lachten vergnügt zu dieser Verhöhnung des Berggeistes. Der Doktor aber verlor sich in eingehenden Erörterungen über die verwunderliche Tatsache, daß man sich wohl draußen im Reiche vom Rübezahl, als von dem Geiste des Riesengebirges viel zu erzählen wisse, daß aber die Bewohner des Gebirges selbst nichts von ihm zu berichten vermöchten.

Zum Beweise rief er dem Wirte zu: „Breiter, was weiß Er vom Rübezahl?“

„Nischte ni, Herr Dukter!“ antwortete der, und auch die böhmischen Männer, die mit ihm am hintersten Tische saßen und sich's bei der Flasche Wein gut sein ließen, die ihnen die Hirschberger Herren gespendet hatten (trotzdem sie sie am Nachmittage nicht hatten führen mögen!), wußten nichts von diesem angeblichen Herren der Berge. Wohl aber konnten sie viel von den Graumännlein erzählen, die in der Heidentilke unter der Annakapelle und sonst an vielen Orten des Gebirges von vielen Leuten gesehen worden seien. So hätten einmal den Schuhwolf ans den Baberhäusern drei Männlein, welche die Hüte schief aus den Ohren sitzen hatten und sämtlich Tornister trugen, hinter sich hergelockt, so daß er keine Ruhe mehr fand und sich an den Dreisteinen das Genick gebrochen hätte, wenn ihm nicht die Nachbarn nachgegangen wären.

Auch von den ‚Puschweibeln‘ wußten die Männer zu erzählen, Gutes und Übles.

Am hübschesten hörte sich an, was der Alte ans Oberwittig berichtete. Dort hatten die Puschweibel den Kindern armer Leute, die Holz sammelten, Laub hingestreut. Und als das die Kinder nach Hause brachten, da hatte es sich in Gold verwandelt. Und zu einer armen Familie in Oberwittig, da sei eines Tages ein graues Weiblein gekommen und habe um Nachtquartier gebeten. Und am anderen Morgen sei es zwar spurlos verschwunden gewesen, aber im Bett, da habe eine Rolle Dukaten gelegen.

„Solche Geschichten werden auch vom Rübezahl erzählt,“ sagte der Doktor zu seinen Gefährten. „Es scheint doch, als wenn manche von den abgeschmackten Geschichten, wie sie Prätorius auftischet, ihre Wurzeln im Glauben unseres Gebirgsvolkes hätten.“

Und als habe das der ‚Schwarze Joseph‘ gehört und verstanden, der bis jetzt stumm an seiner Tabakspfeife gekaut hatte, mischte sich der nun mit seiner knarrenden Stimme in die Unterhaltung: „Mit dam Riebezahl is eben doch nee ganz geheuer dohie. Ob ha groade a su heeßa tut, doas weeiß ich ju nee. Ober an Berggeist hoat’s, Jhr Leite! Doas ies gewieß! Jch hoa’ a mit men’n eegna Aga gesahn, mehr wie eemol, do iech an iech woar no ei der Wiesabaude duba. Do gieht dar hichtne Geist als Mönch im und hoat schunt inoancha gesuppt, daranduchte, ha hätt’s mit am frununa Moanne zu tun. En’n Tag eim Julimonda, do iech hieb’s Groas zwischer dar Wiesabaude an der Kuppe, nähnder oan der Kappe, wie oan der Baude, – ’s woar a roasnig heeßer Tag, woar’s, zum Jmfoallen heeß, do toat iech uf eemol duba uf dar Kuppe da Mönch sitza sahn, ober ha mußte scher wie a Kerchturm a su groß sein; denn ha soag nee viel klenner aus als wie die Kapelle uf der Kuppe. Und do rackte ha beede Beene über a Aupagrund und stroampelte mit a Beene wie verrückt, an klatschte immer ei de Hände, daß iech’s an iech’s kund’s bis zu mir minder hier’n. Nee, Jhr Leute, do wurde mir doch entersch zu Mutte. Jech ließ oalles stiehn an liega an rannte immer uf de Baude zu, woas nu’s knnde is Zeuke hal’n. An do ivoar mersch, als lachte dar Mönch wie dar leibhoaftige Teifel hinger mer har.“

Breiter war unterdessen hinausgegangen, um nach dem Wetter zu schauen. Als er zurück kam, berichtete er, es werde immer schlimmer mit dem Sturme und dem Schneetreiben. Morgen werde die Bande noch über den Schornstein hinaus eingeschneit sein.

„Und wie kommen wir dann hinunter?“ fragte Smith nicht ohne Besorgnis.

Der Doktor aber winkte ihm beruhigend zu: er saß eben beim Koppenbuch und schrieb etwas hinein.

„Er dichtet!“ flüsterte der jüngere Thomann dem älteren Smith zu, und das klang fast ehrfürchtig. War es doch das erste Mal in seinem nüchternen Kaufmannsleben, daß er jemanden Verse schmieden sah.

Stockstille saßen die beiden, um ihren Führer nicht zu stören, dem sie das wunderliche Erlebnis verdankten, daß sie nun 3000 Fuß über dem Meere in einem Hause saßen, über dem der Sturm einen Schneeberg anhäufte. Saßen da mit dem Bewußtsein, daß es nicht viele Menschen auf Gottes weiter Welt gäbe, die ein solches Erlebnis mit ihnen teilen konnten. Und dies beglückende Gefühl des Außerordentlichen ließ ihre jugendliche Brust höher schwellen.

Endlich legte der Doktor mit einem tiefen Aufatmen die Feder hin. Sein Gesicht trug ein viel ernsteres Gepräge als sonst und ließ ihn um Jahre älter erscheinen.

Er stand auf und bat Breiter, ihnen nun die Lagerstatt zu rüsten.

Auf dessen Wink leerten die böhmischen Männer ihre Gläser und stapften in die Küche, aus der sie bald darauf im Verein mit Breiter ein paar dicke Gebund Heu hereinschleppten und mitten in der großen Stube ausbreiteten. Mehrere starke Woldecken wurden über das Heu gebreitet, und der Wirt brachte noch zwei große Schafspelze zum Zudecken herbei.

„So, da werden wir wohl nicht erfrieren!“ sagte lachend der Doktor, der diesen Zurichtungen amüsiert zugesehen hatte und sich der Stiefeln und seines Flausrockes entledigte, während die Bandenleute mit einem Gutenachtgruß verschwanden. Unterdessen hatten sich Smith und Thomann über das Koppenbuch gebeugt und lasen, was der Doktor eingetragen hatte.

Es war eine poetische Schilderung des mühevollen Aufstieges und Kampfes mit Sturm und Schneetreiben und schloß mit den Versen

Dieser Berge Wunderwesen steckt auch itzt, zur Winterszeit,
Voller ungemeiner Sachen, voller Unvergleichlichkeit
Gottes Weisheit, Gottes Macht, ach, itzt fehlt es mir an Worten,
Zeigt sich hier gar sonderlich, gar vortrefflich aller Orten.
Sieht man auf die steilen Höhen, sieht man auf das platte Feld,
So vergleicht sich unser Erdkreis einer diamantnen Welt
Großer Gott, Dein Erdgeschöpfe läßt, auch wenn die Winde gehn,
Wenn der Winter tobt und wütet, wirklich unaussprechlich schön.
Zweifelst du, verzagter Sinn? Füan mit uns auf diese Berge!
Schau, wie groß ist hier dein Gott! Kunst und Nachtun sind nur Zwerge.

Am andern Morgen war die Bande tatsächlich vollkommen eingeschneit, und die böhmischen Männer machten sich daran, den Tunnel vor der Haustür zu verlängern. Aber als der Doktor und seine Begleiter durch ihn ins Freie traten, fauchte ihnen ein so furchtbarer Schneesturm ins Gesicht, daß sie erschreckt zurückfuhren. Und blitzartig leuchtete ihnen die Erkenntnis auf, es sei unmöglich, in solchem Wetter zu Tale zu steigen.

„Wie, kommen wir nun hinunter, Breiter?“ fragte der Doktor, als er in die Stube zurückkam, wo sie der Wirt mit einem verschmitzten Lächeln begrüßte, innerlich vergnügt über die Ratlosigkeit dieser neunmal klugen Stadtleute.

„Na, doas war'n mer schunde schoaffa!“ sagte er dann aber beruhigend, als er es dem Doktor ansah, daß dieser verdrießlich wurde. „Mir hul'n inse Hörnerschlieta naus an foahr'n Se halt'g driiffe minder wie inse Hulzscheite.“

Und so geschah's.

Jeder der Stadtherren wurde auf einen der Hörnerschlitten gepackt, die die Leute sonst zum ‚Rücken‘ des Holzes verwendeten, warm in einen Pelz gehüllt und die Beine in Decken eingewickelt. Zwischen die Hörner des Schlittens stellte sich einer der böhmischen Männer. Den des Doktors lenkte als erster Breiter selbst, und nun gings' – heidi ! – den steilen Hang des Baudengartens hinunter.

Wohl wirbelte der Schneestaub den Fahrern so dicht ums Gesicht, daß sie zunächst gar nicht aus den Augen sehen konnten, und die sausende Fahrt raubte ihnen fast den Atem. Aber als die Schlitten erst in den Bereich des Hochwaldes gekommen waren, mäßigte sich die Sturmgewalt, und nun gewannen sie langsam ein Gefühl für den ganz absonderlichen Reiz dieser Fahrt, von dem sie sich bis jetzt nichts hatten träumen lassen.

Das war ja so ungestüm und zu gleicher Zeit so sanft, so hinreißend und doch auch so einlullend, so atemberaubend und doch erquickend, so unbeschreiblich lustig und verjüngend, daß der Doktor nicht anders konnte: er mußte laut aufjauchzen und mit den Armen in der Luft herumfuchteln. Und ganz ähnlich wirkte dieser Abrutsch auf die beiden jungen Genossen.

Als Breiter und seine Gehilfen ihre Fahrgäste in Seidorf absetzten, waren die einmütig in dem Bedauern: „Schade, daß diese Lust schon zu Ende ist !“

Im letzten Teile der Fahrt war schon kaum noch etwas von dem Sturme zu spüren gewesen, der droben so lebensgefährlich hauste, und als die drei Wanderer auf der nahezu schneefreien Straße dem ‚Warmen Bade‘ zustrebten, erschien es ihnen kaum glaublich, daß zwischen drunten und droben solche Gegensätze herrschen könnten. Denn wie gestern beim Aufstiege spielte der Wintersonnenglanz um die Gipfel und den Kamm des Gebirges, und nur der feine, silbrige Dunstschleier verriet den nun Kundigen, welch Ungestüm sich noch immer da droben austobte.

Der Doktor aber sagte zu seinen Genossen, als sie durchs Langgassentor in die wohlbehütete Stadt einbogen: „Noch niemals bin ich in meinem Gemüte reicher beschenkt von einer Wanderung heimgekehrt, denn von dieser!“ –

Die Hirschberger aber schüttelten wieder einmal die Köpfe über den Sonderling, der da unter ihnen lebte und sich mit Herumstrolchen in den unwirtlichen Bergen gar nicht genug tun konnte. Und als sie hörten, wer sich an diesem halsgefährlichen Winterausfluge beteiligt habe, sagten sie triumphierend: „Da seht ihr's ja! Wer macht solche Unvernünftigkeiten mit? Nur die Fremden! Einem gebotenen Hirschberger kommt so was gar nicht in den Sinn!“ – – –



Geheimrat Dr. Oswald Baer

Zum 80. Geburtstage am 2. April

Von Fedor Sommer

Der „Riesengebirgs-Bär“!

Wer kennt ihn nicht unter diesem Namen im gesamten R. G. V.?

Schon daß dieser Scherzname an ihm hängen blieb, beweist, daß Geheimrat Baer und das Riesengebirge und damit auch der R. G. V. aufs engste mit einander verknüpft sind. Und deshalb geziemt es sich auch, daß der „Wanderer“ nicht unter den Glückwünschenden fehlt, wenn Geheimrat Baer nun am 2. April d. J. seinen 80. Geburtstag feiert.

Wer ihn so aufrecht und kerzengrade durch die Straßen Hirschbergs gehen sieht, oder ihm im Gebirge als rüstigem Wanderer begegnet, oder ihm im angeregten Gespräche gegenüber sitzt und erleben darf, wie er mit blitzenden Augen temperamentvoll gegen die Art eines hypermodernen Schriftstellers oder Malers loszieht, die ihm nicht liegt, oder wie er sich mit leuchtenden Augen jugendlich für die großen Meister der Vergangenheit, für unsere Klassiker, einen Humboldt oder Gustav Freytag, begeistert und doch auch Verständnis zeigt für moderne Kunst, so weit sie besonnen ihren Weg zur Schönheit sucht, wer ihn in solchen Augenblicken sieht oder gar erst neu kennen lernt, der ruft sicher ans: „Jhr wollt mir wohl mit diesem Baer einen Bären aufbinden? Denn nimmermehr kann dieser körperlich und geistig noch so elastische Mann 80 Jahre alt sein!“

So würde wohl mancher ausrufen trotz des weißen Patriarchenbartes und des furchenreichen Gesichtes des Jubilars dessen charaktervollen Kopf Professor del' Antonios Meisterhand im Auftrage des Hauptvorstandes zur Feier des 80. Geburtstages in einer künstlerisch vollendeten Plakette festgehalten hat, die ihren

Platz in den Riesengebirgs-Museen zu Hirschberg und Hohenelbe finden soll zum dauernden Andenken eines Mannes, dem beide Gruppen des R. G. V. unendlich viel verdanken.

Dr. Baer hat dem Verein seit seiner Gründung angehört und war mit seinem Schöpfer Donat eng befreundet. Seit Jahrzehnten ist er ununterbrochen Mitglied des Hauptvorstandes. Welchen Aufwand von Zeit und Mühe bedeutet das allein schon durch die Teilnahme an den ungezählten Sitzungen! An allen ausschlaggebenden Unternehmungen des Vereins hat er an verantwortlicher Stelle mitgewirkt. Ich hebe da nur die Schaffung der Prinz-Heinrich-Baude und den Bau des Museums hervor. Das größte Verdienst aber erwarb er sich um die Zeitschrift des Vereins, den „Wanderer“.



Geheimer Sanitätsrat Dr. Baer

Man ist erstaunt, wenn man einmal die Jahrgänge des „Wanderer“ mit dem Blicke auf die Verfasser der einzelnen Artikel durchgeht, welche Anzahl von ihnen aus der Feder Dr. Baers stammt, und wie mannigfaltig die Gebiete sind, die er in ihnen beackert, oft als Erster und Bahnbrechender auf manchem dieser Gebiete im Rahmen der Zeitschrift. Es ist unmöglich, hier auch nur die bloßen Titel aller Artikel aufzuzählen. In dem Jahrzehnt 1880 bis 1890 waren es ihrer 36, in den Jahren 1916 bis 1923 sind es 29, also in den 17 Jahren, für die mir die Zusammenstellungen gerade zur Hand sind, 65 Artikel!

Und welchen Horizont umspannen sie! (Ich beschränke mich wieder auf diese 65!) Da rückt er den Lesern Personen nahe, die in irgendwelcher Beziehung zum Riesengebirge oder zum R. G. V. gestanden haben, wie Graf und Gräfin Reden, Ernst Häckel, Adolph Dreßler (der Maler des Riesengebirges), Fontane, Max Heinzel, Kaspar Schwenckfeld (der Hirschberger Stadtchirurg), Baurat Grosser (der Erbauer des R. G. V.-Museums), Baensch-Schmidtlein, Richard Geisler u.v.a. Da öffnet er den Lesern die Augen für die Schönheiten und Absonderlichkeiten des Riesengebirges, indem er „Vom Auge des Touristen“, vom „Kleinen Teich“, vom Prudelberge, vom Vorlande Des Riesengebirges, vom Mittelrücken des Hirschberger Tales, vom Wittigtal, von der Quelle der Elbe, vom Alpenglühen im Gebirge usw. plaudert. Und es springt bei dieser beengten Aufzählung schon ins Auge, daß er in verdienstlicher Weise bestrebt gewesen ist, die Wanderer von der großen Tonrsten-Heerstraße ab und in die stillen Winkel des Gebirges und zu ihren leiseren Schönheiten hinzulenken. Um für die Reize des Gebirges den Blick zu schärfen, machte er in seinen Abhandlungen auf künstlerische Darstellungen des Gebirges aufmerksam, wie er auch zu mehreren Mappenwerken die Einleitungen verfaßt hat. Von Wanderer-Artikeln dieser Art seien hier nur die genannt über die Wislicenius'schen Riesengebirgsbilder im Museum, über das Malerische bei Morgenstern, über Künstlerpostkarten (von Morgenstern, Dr. Aust u. a.), über Neue Radierungen aus dem Riesengebirge und über gravierte Gläser. Auch die Geschichte des Gebirges und des Bergsportes rückte er den Lesern nahe, wenn er schrieb über Hirschberger Kunstgeschichte, vom Engel von Ruhberg (ihn hat er sozusagen neu entdeckt – die Prinzessin Elisa von Radziwill – und zwei verdienstvolle Bücher über sie geschrieben) von R.G.V.-Festen und -versammlungen, von neuen Banden und Wegen. Er hat mit geholfen, Naturdenkmäler zu retten, so den Niederkretschamstein, und für viele Naturerscheinungen hat er sogar den Eingeborenen des Gebirges erst die Augen und das volle Verständnis geöffnet, so für den Föhn (den er für das Riesengebirge erst entdeckte). Zahlreich sind seine Besprechungen von Dichtungen, die das Gebirge zum Hintergrunde haben, und noch zahlreicher seine eigenen Gedichte über das Riesengebirge und alles, was mit ihm zusammenhängt. Eine Auslese dieser mehr als tausend Gedichte, die im Laufe der Zeit entstanden waren, liegt seit vorigem Jahre nun in dem ansprechenden Bändchen „Mein Schlesien“ vor. Endlich muß noch besonders hervorgehoben werden, daß er bis in die jüngste Vergangenheit eine Reihe von Jahren hindurch den Sammelbericht des „Wanderer“ unter der Rubrik „Vom Gebirge“ verfaßt hat, in dem er sich das große Verdienst erwarb, auch aus der Vergangenheit des Gebirges und

des R.G.V. über die zu berichten, die nur ihm und wenigen anderen in solcher reue bekannt geblieben waren.

Aus dieser knappen Übersicht seines Schrifttums aber ergibt sich, dass wir in Dr. Baer eine Persönlichkeit vor uns gaben die eine seltene Verbindung darstellt von Natur- und Kunstfreund und -Kenner, von wissenschaftlich geschultem Beobachter und einem Schriftsteller, dem die Gabe künstlerischer Gestaltung in reichem Maße verliehen ist.

Und sein langes Leben verlief gottlob so. daß das alles, was im Keime in ihm lag, auch zu reicher Entfaltung kommen konnte.

Lüben, sein von ihm schwärmerisch geliebtes Heimatstädtchen, machte durch seine idyllische Umgebung und durch seine alten Bauten den Natursinn und das historische Gefühl in ihm rege. Ersteres besonders, wenn er vor der Stadt am Kalten Bach die Kühe seines Vaters hütete, eines kenntnisreichen Lazarettgehilfen im I. Kürassier-Regiment, der später auch als Pensionär in Lüben wohnen blieb. Die Gymnasialjahre in Liegnitz bereicherten nicht nur das Wissen des sehr strebsamen Schülers, sondern auch seine Menschenkenntnis, besonders auch durch die Beobachtungen an seinen sehr tüchtigen, aber doch auch recht sonderbaren Lehrern, unter denen sich schnurrige Käuze befanden. Während der Zeit seiner medizinischen Studien in Breslau wohnte er bei seinem Oheim Seiler, dem Begründer der Breslauer Glasmalerei, zusammen mit dem genialen Maler-Radierer Bernhard Mannfeld, und beiden verdankt er die tiefste Einwirkung auf sein Kunstverstehen und -empfinden. Eine Fülle Mannfeldscher Radierungen schmückt heut die Räume der traulichen Wohnung Geheimrats Baers, in der sich der Besucher auch sonst noch an manchem edlen Kunstwerk von Dreßler, Morgenstern, Ulbrich u.v.a. erfreuen kann. Die Jahre, in denen sich Dr. Baer beim „Augen-Cohn“ und bei den Professoren Förster und Fischer als Assistent zum weitgeschätzten Augenärzte heranarbeitete, haben ihm auch mit zu seiner vielseitigen Bildung verholfen. Und in der Zeit seit 1888, in der er ununterbrochen ein Hirschberger Bürger gewesen ist, wurde er immer mehr zu dem Verkünder der Riesengebirgsreize, den wir nun in ihm leimen und lieben und am 80. Geburtstage feiern wollen.

Dr. Baer hat es verstanden, sich ein harmonisch Leben zu zimmern. Und wenn auch die Jahre der Inflation den Mann, der immer sparsam gelebt und für die Zeiten des Alters gesorgt hatte, hart an den Rand des Mangels brachten, so muß er doch im Rückblick auf sein langes Leben zugestehen, dass es ihm viel Glück gebracht hat.

Das größte Glück aber – und das gibt er selbst freudig zu – wurde Oswald Baer beschert in dem Besitz seiner Gattin, einer Schwester seines ehemaligen Chefs, Professor Fischer. Es gibt wohl nicht viele solche Glückspilze unter den deutschen Männern, denen durch eine mehr als 40jährige Ehe ein so guter, treuer, fürsorglicher Kamerad zur Seite ging, der körperlich und geistig so ganz mit ihm Schritt halten konnte, wie ihn Oswald Baer in dieser Frau neben sich gehabt hat und noch hat, Hand in Hand mit ihr über die strahlenden Höhen und durch die blumigen Taler eines reich geschmückten Lebens, aber auch durch die Düsternis grauer Sorgenschluchten wandernd. Philemon und Baucis, in dem Baerschen

Greisenpaare verkörpern sie sich uns, den Freunden dieses gastfreien, trauten Hauses auf der Schönaustraße, bei jedem Besuche aufs neue. Möchten sie noch recht lange in diesem Hause, wo sich bezeichnender Weise im Studierzimmer, richtiger gesagt: Studiersaal des Hausherrn der Blick durch drei große Fenster auf die ganze Front des von ihm so geliebten Gebirges erschließt, möchten sie noch recht, recht lange so band in Hand durch den mild besonnten Abend ihres reichen Lebens pilgern, vereint bleibend, bis sie gemeinsam zu Füßen des künstlerisch geformten Grabsteines ruhen werden, den sich Dr. Baer schon vor Jahren auf dem Lübener Kirchhofe errichten ließ. Unter all den vielen Zügen, die sich als Beweise seiner Heimattreue aufführen ließen, ist mir dieser kleine der hervorstechendste und rührendste. Und wenn je aus einen Schlesier Fontanes Wort anwendbar war, so trifft es haarscharf auf Oswald Baer zu, auf diesen Ehrenmann durch und durch, das schöne Wort:

Der ist in tiefster Seele treu, Wer die Heimat liebt, wie Du!

Achtzig Jahre

Achtzig Jahre – lange Zeit –
Wenn sie dunkel vor uns liegen
Und sich dann mit manchem Leid
Füllen, und mit Kampf und Siegen!

Achtzig Jahre – kurze Zeit –
Worin wir stehn an ihrem Ende
Und nun nach vollbrachtem Streit
Heben himmelwärts die Hände!

Achtzig Jahre – schöne Zeit –
Wenn die Götter mir beschließen,
Das ich mit der Frau zu zweit
Darf das Lebens Rest genießen!

Oswald Baer



Ein aufrechter Mann

Kulturbild aus dem 18. Jahrhundert

Von Fedor Sommer

Die gewaltige Bewegung der großen französischen Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts schlug ihre Wellen auch über Frankreichs Grenzen tief nach Deutschland hinein, und wie ein letzter, schwächster Spritzer dieses tosenden Meeres mutet es uns an, wenn wir hören, daß damals auch in den schlesischen Gebirgsdörfern die „Untertanen“ sich in manchen Dingen gegen ihre Gutsherrschaften erhoben.

So auch in Lomnitz bei Hirschberg, das der große Christian Mentzel¹ noch unter habsburgischer Herrschaft für seine Familie erworben hatte. Jetzt – im Jahre 1798 – saß hier ein Sohn aus Christian Mentzels dritter Ehe, Christian Gottfried Mentzel als Erb- und Grundherr schon vier Jahrzehnte und betrieb zugleich den Handel mit Schleierleinen von Hirschberg aus.

Er hatte bis jetzt mit seinen „Untertanen“ im besten Einvernehmen gelebt, wenn sie auch immer dem stattlichen Herrn gegenüber eine nicht geringe Scheu erfüllte. Denn er trug, wenn er über den Gutshof oder durch die Dorfstraße schritt, sein Haupt mit der schlichten Zopfperücke über der sehr hohen Stirn, mit den vollen, roten Lippen, dem starken Mentzelkinn und der graden Nase recht hoch und verriet in seiner Haltung für einen Sechziger noch viel herrische Kraft.

¹ Er ist eine Hauptperson in meinem eben erschienenen Werke: „Zwischen Mauern und Türmen.“ Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. (Halle [Saale], Buchhandlung des Waisenhauses.) Vergl. die Besprechung in der vorigen Nummer des „Wanderer“. Die geschichtlichen Grundlagen dieses Artikels sind entnommen der großen und verdienstvollen Chronik der Familien Mentzel-Glafey-Hasenklever-Gottmann von Hugo Gerstmann.

Aber weiß der Himmel, wie das zunging: bei den Lomnitzer Bauern, Häuslern und Schleierwebern war mit einem Male diese Scheu und Hochachtung vor dem Erb- und Grundherren wie weggeblasen, wie auch bei den Untertanen der andern Hirschberger Schleierherren auf den Dörfern rundum, und immer lauter und unverblümt wurden allerhand Klagen über die Grundherrschaften laut. Was man bisher seit Menschengedenken als Herrschaftslasten still und ohne Murren getragen hatte, als gesetzlich geboten, das machte nun die Menschen unzufrieden und reizte die Gemüter zum Widerstande aus.

Recht schlimm aber wurde in Lomnitz die Sache erst, als sich der bucklige Seliger einmischte.

Er hatte viele Jahre bei einem Notar in der Stadt Schreiberdienste geleistet und sich so ein gewisses Maß juristischer Kenntnisse angeeignet. Für einen Hungerlohn tat er seinen Dienst, ganz willig, bis auch ihm die französischen Freiheitsideen den Kopf warm machten. Mit heißem Eifer verfolgte er die Ereignisse in Paris, soweit er sie aus geliehenen Zeitungen erhaschen konnte, und seit dem Tage, an dem er von der Hinrichtung Ludwigs XVI. gelesen hatte, rumorte der revolutionäre Geist derartig in ihm, daß er bei jeder sich nur irgendwie bietenden Gelegenheit unter seinen Schreiberkollegen und bei sonstigen Bekannten aufrührerische Reden führte, bis eines Tages sein Chef hinter diese Schliche kam und ihn an die Lust setzte.

Die Not, in die das Schreiberlein auf diese Weise geriet, sachte seinen Grimm aus die „Aristokraten und Bourgeois“ natürlich noch mehr an. Teils zu dessen Befriedigung, teils auch, um sich vor dem Erhungern zu schützen, drängte er sich den Bauern auf den Dörfern rundum als eine Art Rechtsbeistand auf in ihren mannigfachen Prozeßhändeln und streute dabei den Samen der Unzufriedenheit mit wahrer Wollust aus.

Sein Wert war es auch, daß sich am Nachmittage eines kalten Novembersonntages 1798 viele Lomnitzer im Kretscham zusammenfanden, um ein gemeinsames Vorgehen gegen die Grundherrschaft zu beraten.

Der Schreiber hatte allerhand „Material“ gesammelt, auf Grund dessen man sich beim Oberamt in Breslau über die Grundherrschaft beschweren wollte. Leider war die Ausbeute nicht sehr groß gewesen. Eigentlich gleich Null, wenn man die geltenden Rechte des Grundherren auch wirklich als zu recht bestehend anerkennen wollte. Sie zu verwerfen, dazu werde er (das erkannte der schlaue Schreiber ganz gut!) die Lomnitzer nicht mit einem Schlage bringen können. Aber er verzagte nicht, sondern rechnete klug damit, daß die nun einmal erweckte und aufgerührte Unzufriedenheit die Bauern und Weber blind machen werde gegen die Fadenscheinigkeit der Anschuldigungen, die er sich zurechtgelegt hatte. Und außerdem gab's manches in der Vergangenheit des Herrn Christian Gottfried Mentzel was sich – wenn man's Eint geschickt zurecht rückte – als recht aufreizend erweisen konnte.

Und damit gedachte er zu beginnen.

Als darum so ziemlich alle, zu denen er vorher heimlich geschlichen war, um sie zum Besuche dieser Versammlung zu bewegen, sich nun in der niedrigen, großen Kretschamstube eingefunden hatten, deren verräucherte Balkendecke zwei dicke Holzsäulen stützten, die man aber in der düstern Beleuchtung des Raumes durch einige dünne Talglichte kaum wahrnehmen konnte, begann der Schreiber von diesen verflossenen „Leutschindereien“ des Grundherren zu erzählen.

Er hockte dabei hinter einem der Talglichter an dem mittelsten Tische der Fensterwand wie ein böser Kobold.

Zuerst rührte er die Geschichte vom Müller Rottmann wieder auf, an die sich die Ältesten unter seinen Zuhörern gut erinnern konnten, und die überhaupt niemals ganz aus dem Gedächtnisse des Dorfes geschwunden war.

Dieser Rottmann hatte sich – noch zu Zeiten des großen Christian Mentzel des Vaters des jetzigen Grundherren in Lomnitz angekauft. In dem Kaufbrief war ausbedungen worden, daß, wenn er Sinnes werden solle, wieder von Lomnitz wegzuziehen, er, sein Weib und seine Kinder aus der Hörigkeit losgelassen werden müßten gegen Erlegung von je einem Dukaten Loskaufgeld für jede Person. Das war aber nicht eingetreten; denn der Müller hatte die Mühle vor seinem Tode an seinen Sohn verkauft und war als Untertan Mentzels in Lomnitz gestorben, dergleichen auch seine Witwe. Aber die jüngeren Kinder dieses Paares und die Enkel lebten zu dieser Zeit in benachbarten Dörfern unter fremder Gerechtsame. Und so forderte Christian Gottfried Mentzel von ihnen das gesetzmäßige „Lytrum“ von den ihnen zufallenden Erbgeldern.

Der Schreiber legte nun die Gründe dar, die die Grundherrschaft damals für ihre Forderung ins Feld geführt hatte, und suchte sie mit viel juristischer Gelehrsamkeit und beißendem Spotte zu entkräften. Daß aber der Grundherr gar 60 Taler schweren Kurantes zwangsweise für sich vom Erbe der Rottmännin eingezogen habe, beleuchtete er als arge Gewalttat.

„Sie ist ihm aber gar übel bekommen, Jhr lieben Leute!“ rief er dann höhnisch. „Denn hört nur! Das Ende aller Klagen und Beschwerden Mentzels bis zum Oberamt hinauf war folgender Entscheid des Königs, den ich mir klüglich aufgeschrieben habe, dieweil ich noch Schreiber beim Advokaten Gottschling war, der diese Sache für die Rottmannschen Enkel bei Gericht vertrat. Sotaner Bescheid aber lautete, unter dem 18. Mai 1770: Beklagter (das ist eben euer Grundherr!) ist nicht befugt, einen Abzug aus der Hinterlassenschaft der Marie Elisabeth Rottmännin zu fordern. Solchemnach hat er die bereits erhaltenen 60 Taler schweren Kurantes *oum usuris a 5 pro 100* vom Tage des Empfanges an binnen 14 Tagen zu restituieren, auch gegenwärtige Prozeßkosten allein zu tragen. Und die waren gesalzen, Jhr Leute! Der Advokat Gottschling erhielt daraus 6 Reichstaler und 6 gute Groschen, der Advokat Wölle 3 Reichstaler und 10 gute Groschen und der Hof-Fiskal Über 3 Reichstaler und 14 Groschen. Seht, Jhr Leute, so hat Euer Grundherr schon vor 30 Jahren hier versucht, wie er sich an seinen Untertanen bereichern könnte!“

Wohlweislich verschwieg der Schreiber, was ihm auch recht ut bekannt war, daß sich Christian Gottfried Mentzel damals schon vor dem Erlaß des königlichen

Bescheides bereit erklärte hatte, die 60 Taler zurückzuzahlen, nachdem er vom Oberamt eine Rechtsbelehrung erhalten hatte.

Seligers Zuhörer aber riefen ihm lauten Beifall zu, mehr noch als bisher entschlossen, allerhand durchzusetzen, was sie als ungerechte Forderungen ihres Grundherren ansahen, und brachten nun ein: Fülle solcher Forderungen vor, wild durcheinander schreiend.

Und Seliger schürte die Glut durch immer neue Geschichten, mit denen er besonders die Weber aufzubringen suchte.

Er erinnerte daran, daß der Grundherr einen jahrzehntelangen Streit mit der Hirschberger Kaufmanns-Sozietät und mit dem Magistrate geführt habe wegen seiner Wassermangel in Lomnitz.

Die hatte schon sein Vater Christian Mentzel errichtet und von allen Beteiligten die Erlaubnis erhalten, sie für die Appretur der Leinwand zu benützen, die er in seiner eigenen Handlung zurichtete und verkaufte. Ausdrücklich aber sei in der Konzession bestimmt gewesen (hob der Schreiber hervor), daß kein anderer Hirschberger Kaufherr diese Mangel benützen dürfe, damit die Mangler in der Stadt nicht durch sie eine Einbuße erlitten.

„’s sind zwar schon 30 und mehr Jahre her, seitdem das geschehen ist,“ fuhr der Schreiber fort. „Aber es wird sich noch mancher von euch Webern erinnern können, daß Christian Gottfried Mentzel mit einem Male auch andere Kaufherren ihre Ware auf seiner Mangel appretieren ließ.“

Ja, sie könnten sich dessen erinnern, schrien einige von den alten Webern. Das müsse kurz vorm Ende des letzten großen Krieges gewesen sein (des Siebenjährigen).

„Da gab’s natürlich Krach mit der Sozietät und mit dem Magistrat, der Mentzel sotane Manglelei verbot. Aber der bombardierte die Domänenkammer in Glogau und das Oberamt in Breslau mit seinen Suppliken, so er meist mit eigener Hand schreibt. Denn im Schreiben ist er Meister und hat nicht bloß das Porträt seines Vaters, sondern auch noch manches andere Bild in allerfeinstem Schreibwerk dargestellt, wie es die Maler ansonsten mit Linien und Strichen vollbringen. Sotane Kunst muß man an ihm loben. Aber seine Suppliken halfen ihm nichts: er mußte den fremden Kaufherren seine Mangel versagen.“

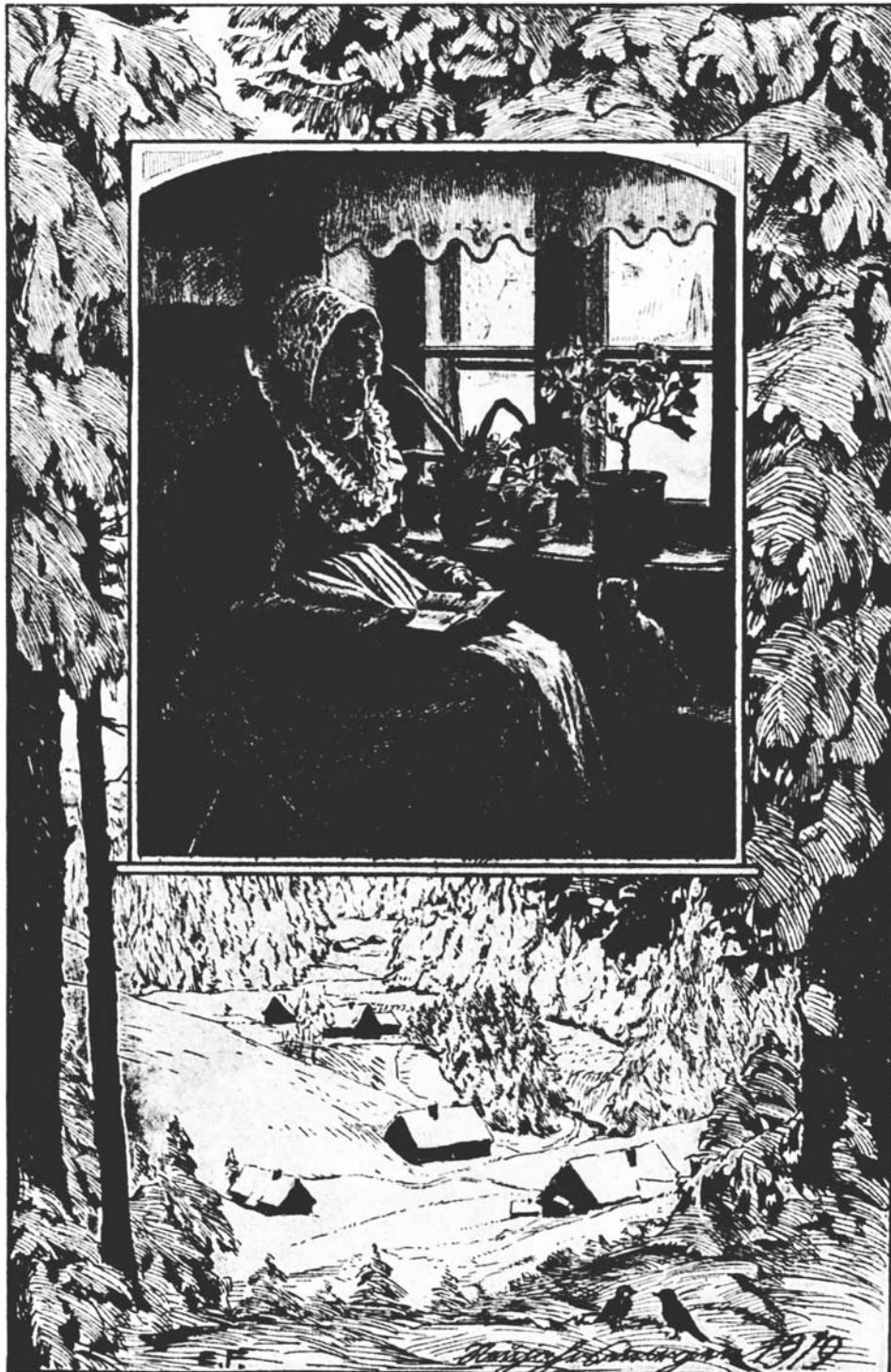
Laut gaben die Zuhörer des Schreibers ihre Freude über diese Niederlage ihres Grundherren zu erkennen.

„Jhr freut euch zu zeitig!“ rief da der Schreiber in den Jubel hinein. „Jhr kennt eben Christian Mentzels Starrsinn nicht. Der hält zäh wie Schuhleder aus, wenn es seinen Vorteil gilt. Und seht, seinem unablässigen Bohren bei den Behörden bis zum Könige hinaus – es war noch zu alten Fritzens Zeiten! – hat er’s zu verdanken, daß ihm der doch am Ende eine Konzession für die Mangel gab, so daß er sie nun auch fremde Kaufleute darf benützen lassen.“

Der gewissenlose Hetzer verschwieg hierbei, daß der Magistrat Christian Gottfried Mentzel diese Konzession freiwillig verschafft hatte, weil die Stadtman-
geln wegen Vermehrung der Leinenfirmen die Arbeit nicht mehr leisten konnten

und die Schleierherren damals über 3000 Schock Leinewand unappretiert liegen lassen mußten.

So erschien den Zuhörern des Schreibers dieser Sieg ihres Grundherren wieder nur als ein Erfolg seines Starrsinns und seiner Gewinnsucht, und laut lärmten sie sich gegenseitig die Entrüstung darüber zu, und der Schreiber erachtete, daß sie nun genügend aufgerührt seien.



Erich Fuchs

Neujahrsmorgen

Radierung

So schrie er denn in den Trubel hinein: „Worüber wollt Ihr Euch denn nun eigentlich beschweren?“

Ein wüstes Durcheinander war die Antwort auf diese Frage. Der Schreiber aber fing mit seinen scharfen, listigen Ohren doch ein paar Stichwörter heraus, die seinen Absichten sehr entgegenkamen.

Mit einem triumphierenden Lächeln auf seinen Koboldmienen ließ er dem Sturme um sich her Zeit zum Austoben, weil er hoffte, die immer mehr sich erhitzenden Gemüter dann um so leichter zu allerhand Torheiten drängen zu können.

Mit lauter Stimme verschaffte er sich endlich Ruhe. Dann gab er geschickt eine Art Übersicht über die Beschwerden und Klagen, die sie wohl gegen die Grundherrschaft haben könnten, und empfahl, zunächst einmal drei davon herauszunehmen und sie dem Oberamt vorzutragen. Das notwendige Schreiben wolle er gern verfassen.

Die erregten Leute stimmten schnell zu. Einige wenige, die ermahnten, man solle doch die Sache erst einmal ruhig und nach allen Seiten durchsprechen, weil sich wohl herausstellen könne, daß der Grundherr in diesem oder jenem Falle das Recht auf seiner Seite habe, wurden überschrien, und die Mehrzahl stimmte jubelnd einer gepfefferten Beschwerde zu, die der Schreiber schon fix und fertig aus der Tasche zog.

Etwa vierzehn Tage waren seitdem vergangen, da stellte sich eines Vormittags Herr Christian Gottfried Mentzel im „Museum“ des Lomnitzer Pastors ein.

Der Pastor, ein Mann mit schlohweißem, natürlichem Haar, körperlich schwach und gebrechlich, aber noch sehr regen und starken Geistes, erkannte sogleich, daß sein Patron in arger Erregung sei, als der ihm ein amtliches Schreiben reichte und weiter nichts sagte, als: „Da, Hochehrwürden, lesen Sie gunstwilligst, was Ihre Schäflein wider mich zu klagen haben!“

Der Pastor setzte sich etwas umständlich seine große Hornbrille aus, ließ sich an seinem Studiertische nieder und las dann bedachtsam das Schreiben.

Es lautete:

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen usw.
Unsern gnädigen Gruß zuvor! Lieber Getreuer!

Aus den bei Unserer Oberamt-Regierung zu Brelau eingelaufenen Beschwerden der Gemeinde Lomnitz müssen wir mit größtem Mißfallen ersehen, daß Ihr Euch zum Teil ganz widerrechtliche Anmaßungen gegenüber der Gemeinde erlaubt und dadurch zu Excessen gereizet habt.

1) habt Ihr nach Anzeige der Gemeinde denenjenigen Untertanen, welche ihre Kinder zum Betriebe ihrer eigenen Wirtschaft gebrauchen, diese Kinder weg und in den Hofedienst genommen. Nach dem Gesetze müssen aber jedem Untertanen diejenigen Kinder frei gelassen werden, die er für seine eigene Wirtschaft braucht. Ihr habt Euch daher fürs Künftige genau nach dieser Vorschrift zu richten.

Besonders befremdet aber hat uns,

2) daß Ihr Euch nach Angabe der Gemeinde unterfangen habt, die sich verheiratenden Untertanen zu dem Sogenannten „Bierzuge“ zu nötigen. Es muß aber jedem Untertanen frei stehen, seine Hochzeit nach seinem Gutbefinden, mit oder ohne Nachhochzeit zu halten. Der Bierzug muß demnach dem freien Willen der Untertanen überlassen werden und wird Euch hierdurch ernstlich untersagt, dieselben hierzu, es sei auf welche Art es wolle, zu nötigen.

3) haben Wir aus der Beschwerde ersehen, daß Ihr den Bauern bei Leistung der weiten Fuhren die baren Auslagen an Wege-, Brücken- und Stallgeld nicht vergütet, wiewohl Ihr hierzu nach den Gesetzen verbunden seid. Wir gewärtigen daher, daß Ihr Euch in Zukunft dieser Vergütung nicht entziehen werdet.

Sind Euch in Gnaden gewogen.

Gegeben Breslau, den 4. Dezember 1798.

Unterschriften der Ober-Amts-Räte.

Als der Pastor zu Ende gelesen hatte, nahm er die große Brille wieder bedächtig ab, legte sie auf das Schreiben und sah den Patron, der unterdessen ruhelos in dem großen Zimmer zwischen den hohen Bücherregalen hin und hergeschritten war, betreten an.

„Ein hochbedauerliches Dokumentum unserer Zeit und ihrer unheilvollen Verhetzung!“ sagte er dann mit seiner milden Stimme, aus der viel mehr Gram als Entrüstung tönte.

„Ein Dokumentum der Schande ist, wie es anitzt bei uns zugehet!“ brauste der Grundherr auf, seine Wanderung durch das Zimmer einstellend. „Zu Zeiten des großen Königs wäre so etwas nicht möglich gewesen. Ich bitte Sie, Hohehrwürden, was ist das für eine Justiz?! Da bringen Leute gegen mich eine Klage vor. Wer sind sie? Wieviele? Wo sind ihre Namen? Sprechen sie nur in ihrem Namen, oder hat sie die Gemeinde beauftragt? Und aus solch anonyme Beschwerde hin ergeht dieses Reskript an mich, in einem Tone, so mich ohne weiteres zum Verbrecher stempelt. Ohne mich zuvor auch nur zu einem Worte der Verteidigung kommen zu lassen! Ja, gilt denn in Preußen nicht mehr wie zu des hochseligen Königs Zeiten als oberster Rechtsgrundsatz: ‚Audiatur et altera pars!‘? Und eilfertig läßt man auch noch eine Abschrift dieser meiner Abrüfflung an die Gemeinde ergehen! Hohehrwürden, das ist der Gipfel! Hat man denn im Oberamte gar kein Gefühl dafür, wie kränkend und schmerzhaft eine solche Behandlung für einen Mann sein muß, der seine Befugnisse bezüglich seiner Untertanen niemals verletzt hat? Sie werden mir das mit gutem Gewissen bestätigen können, Hohehrwürden!“

Der Pastor nickte, wehmütig zustimmend.

„Und überlegt man denn da oben gar nicht, welche Nachteile einem Grundherren heutigen Tages aus einer solchen Behandlung bei den ohnehin zu wählender Zeit so ansässigen Untertanen erwachsen müssen?“ grollte der Patron weiter.

„Ja, es stehet zurzeit gar schlimm um unsre Gemeinwesen!“ stimmte der Pastor zu. „Schlimm im ganzen Staat und schlimm auch in der kleinsten Gemeinde!“

Der Geist der Unbotmäßigkeit erhebet erschreckend sein Haupt, aufgestachelt durch das schlechte Beispiel der Königsmörder drüben überm Rhein. Und unserer Regierung, Gott sei's geklagt, der – der – „

„– der fällt das Herz in die Hosen, sobald der vulgus nur zu rumoren anhebet!“ unterbrach ihn der Grundherr, und zu seiner ganzen Größe sich ansteckend, fuhr er fort: „Aber bei mir soll sie mit diesem Wische kein Glück haben !“

„Was wollen Euer Hochwohledlen tun?“ fragte der Pastor schüchtern.

„Beschweren werde ich mich! Zunächst eine gerechte Untersuchung dieser Anzeige verlangen. Nicht ruhen werde ich, bis sie als unbegründet erwiesen ist und so dieses Reskript als erschlichen gelten muß. Und sollte ich's bis zum Könige treiben, wie damalen in der Sache des Kirchen- und Schulpatronates. Und dieses Mal werde ich nicht schweigen, wenn mir wieder Unrecht widerfahren sollte. Denn dieses Mal stehet meine Ehre auf dem Spiel.“

Der Pastor nickte wieder ermutigend, und als der Patron gegangen war, saß er noch lange in tiefem Nachdenken.

O ja, Christian Gottfried Mentzel war der Mann, diese Sache nach seinem Willen durchzudrücken !

Denn dieser Wille war ein starker. In einem jahrzehntelangen Zusammenwirken mit dem Patron hatte der Pastor diese Erkenntnis gewonnen, die er auch mit seinem Vorgänger im Amte, mit dem seligen Pastor Liebig, teilte. Und Liebig mußte den Patron kennen; denn er war sein Präzeptor gewesen.

Wie oft. hatte er ihm, seinem Nachfolger, gegenüber die Willensstärke seines ehemaligen Schülers gepriesen!

So früh hatte die sich gezeigt, daß Liebig gar kein Bedenken trug, als nach dem Tode des großen Christian Mentzel dessen Witwe den Wunsch aussprach, dieser ihr jüngster Sohn aus der Mentzel-Ehe möchte mit ihrem Sohne aus ihrer ersten Ehe mit dem Pastor Sturm zusammen schon in seinem siebzehnten Jahre die Leitung des väterlichen Weltgeschäftes übernehmen, und gern hatte er mitgeholfen, die „Venia aetatis“ vom Könige für seinen ehemaligen Schüler zu erlangen, auf Grund deren dann der Minderjährige die Berechtigung zur Leitung des väterlichen Riesenbetriebes erlangte.

Das größte Vergnügen am starken Willen seines ehemaligen discipuli aber hatte Pastor Liebig immer gezeigt, wenn er die oft erzählte Geschichte wieder vortrug, wie Christian Gottfried diesen Willen der Sozietät gegenüber durchgesetzt habe.

Sie, die sich ebenfalls um die Venja aetatis für den jungen Mentzel stark ins Zeug gelegt hatte, mußte nun mit Befremden wahrnehmen, daß er immer und immer zögerte, ihr Mitglied zu werden. Und als man ihm das nahelegte, damals, als der Streit um die Lomnitzer Mangel anhub, da erklärte der erst Zweiundzwanzigjährige, er wolle schon Mitglied der Sozietät werden, aber man müsse ihm gestatten, in den Sitzungen der Sozietät am Ältestentische Platz zu nehmen und nicht – wie das sonst die geheiligte Sitte des Gebirgshandelsstandes gebot – erst eine Reihe von Jahren am Jüngstentische sitzen zu müssen. Er berief sich hierbei auf

den Umstand, daß er als Grund- und Erbherr von Lomnitz unter die „Honoratioren“ gehöre, denen die „Distinction des Ältestentischen“ ohne weiteres zugestanden werde.

Dieser Anspruch des noch so jugendlichen Kaufherrn erregte nun aber bei der Ältestenschaft der Sozietät einen nicht geringen Sturm, und in einer schriftlichen Abstimmung über ihn wurde er abgelehnt, hauptsächlich deshalb, weil auch andere Mitglieder aus Honoratioren-Familien, wie z. B. solche aus den Häusern Glafey, von Höslin, von Buchs u. a., genötigt worden seien, zunächst am Junioresentische zu sitzen.

Aber Christian Gottfried gab sich damit nicht zufrieden, sondern fragte beim Oberamte an, wie es mit ihm zu halten sei. Und so mußte es die Sozietät erleben, daß ihr der Minister Graf Schlabrendorf nahelegte, dem jungen Mentzel sogleich einen Platz am Ältestentische einzuräumen „da derselbe bekanntermaßen eine ansehnliche Handlung betreibe, zu deren Besten große Reisen getan und aus einer der blühendsten Familien der dortigen löblichen Kaufmannschaft entsprossen und außerdem als ein Stand possessionieret sei, mithin wohl eine Distinction meritieren könne“.

Da konnten die Herren Ältesten der Sozietät kaum anders handeln, als dem jungen „Dickkopfe“ den Willen zu tun.

Freilich, das gelang dem Dickkopfe doch nicht, Friedrich dem Großen seinen Willen aufzuzwingen!

Als er bei der Wahl des zweiten Lomnitzer Pastors einen Geistlichen ganz allein nach seinem Belieben einsetzen wollte, widersprach dem das Breslauer Konsistorium, und als er sich darüber beim Könige beschwerte, darauf hinweisend, daß sein Vater Kirche und Schule errichtet und die Fonds zur Besoldung des Pastors und Kantors gestiftet habe, erhielt er den Bescheid, daß ihm trotzdem keine anderen Befugnisse zugestanden werden könnten, als sie andere Grundherrschaften über die auf ihren Gütern erbauten Bethäuser ausübten.

Der grübelnde Pastor meinte, Christian Gottfried, der diesen Bescheid immer als eine Ungerechtigkeit betrachtete, werde trotz dieser Erfahrung dieses Mal – in dem anhebenden Streite mit seinen Untertanen – gewißlich nicht stilleschweigen.

Und er irrte sich da auch nicht in seinem Patron!

Der forderte zunächst vom Oberamt eine Untersuchung an Ort und Stelle. Und als er darauf keine Antwort erhielt, wiederholte er sein Gesuch in dringenderer Form.

Darauf erging der Bescheid an ihn, die geforderte Untersuchung solle gelegentlich der Aufstellung eines neuen Urbars für Lomnitz erledigt werden.

Aber Christian Gottfried Mentzel widersprach dem energisch mit der Begründung, daß die Rettung seiner Ehre und seines Ansehens keinen solchen Aufschub vertrage, und daß die Urbarien-Kommission zu solcher Untersuchung auch gar nicht qualifiziert sei.

Er erreichte damit, daß die Oberamtsregierung vom Könige – es war nun schon Friedrich Wilhelm III. – einen gehörigen Wischer bekam dafür, daß sie den Verweis an Mentzel am 4. Dezember 1798 erteilt habe, ohne ihn vorher in der

Sache anzuhören, und Mentzel erhielt eine Abschrift dieses Erlasses an die Regierung mit dem Schlußsatze: „Seine Majestät erwarte nun von dem p. Mentzel, daß er sich hiermit beruhigen werde.“

Aber Christian Gottfried beruhigte sich nicht damit, und konnte sich nicht damit beruhigen!

Denn der so voreilig erteilte Tadel des Oberamtes hatte seinen Untertanen den Nacken derartig gesteift, daß sie sich ihm gegenüber ein Verhalten erlaubten, wie es sich ein Mann seiner Art nicht bieten lassen konnte, wenn er nicht daran ersticken sollte.

Und so richtete er denn unter dem 14. Juni 1799 ein Schreiben an den König, das als ein Dokument für einen rechten „Mannesmut vor Königsthronen“ wohl verdient, im Wortlaut der Nachwelt überliefert zu werden.

Christian Gottfried Mentzel schrieb an seinen Herrn und König:

„Eure Königliche Majestät haben die allerhöchste Gnade gehabt, mir bekannt machen zu lassen, was auf meine Beschwerde der Oberamtsregierung in Breslau eröffnet wurde. Ich verehere als ein treuer Untertan alles, was Ew. Kgl. Maj. zu verfügen geruhen, und bin gewiß gern bereit, mich Allerhöchstdero Befehlen mit herzlichster Ehrfurcht zu unterwerfen. Es ist also weder Starrsinn, noch Leidenschaft, noch Ungehorsam, wenn ich es wage, Ew. Kgl. Maj. meine Bitte nochmals zu Füßen zu legen.

Die Sache hat auf meine zeitliche Wohlfahrt und ganze Ruhe meines Lebens den größten Einfluß; denn wenn ein Grundherr durch eine obrigkeitliche Verfügung um die Achtung seiner Untertanen gekommen ist, so kann es diesen an Gelegenheit nicht fehlen, sich hinter derselben zu verstecken und ihm täglich Schaden und Chagrin zu verursachen. Das Landvolk ist größtenteils zu boshaft, um sich zu erinnern, daß unverdiente Kränkung, sie komme, von wem sie wolle, niemanden berechtigen kann, solche durch eigene Chikanen zu vermehren. Es benutzt alles, was ihm das Wort zu reden scheint, besonders die Äußerungen der höchsten Autorität. Daher kommt es, daß meine Untertanen hier sich für berechtigt halten (durch die Verfügung vom 4. Dezember v. J.), mich gleichsam als einen notierten Mann zu betrachten und mir bei jeder Gelegenheit Trotz zu bieten. Vorwürfen widerrechtlicher Anmaßung bin ich täglich ausgesetzt, und ich darf meine Empfindlichkeit darüber nicht einmal äußern, weil nach der Meinung meiner Untertanen das Oberamtliche Reskript nicht irren Faun. Ich bin aber von meinen Untertanen verleumdet worden und verlange deshalb Untersuchung, und ich bitte, daß die Justiz mir diejenige Hilfe zuteil werden lasset, worauf ich als ein Bürger des Staates Anspruch habe. Ich bitte aber, daß das bald geschehe, weil jede Verzögerung mir Nachteil und neue Kränkung verursacht. Der Erfolg sei, welcher er wolle. Ich muß mich dabei beruhigen.

Für die Gewährung dieser Bitte werde ich lebenslang verbleiben Ew. Kgl. Majestät alleruntertänigster, treueregebener Diener

Christian Gottfried Mentzel.“

Und die Wirkung dieses Schreibens?

Zunächst schon nach zehn Tagen ein Erlaß aus dem Zivilkabinett an die Oberamtsregierung in Breslau, dessen Ton schier eingeschüchtert zu nennen ist.

Es lautete in seinem Hauptteil: „Da der Gutsbesitzer Mentzel auf Lomnitz sich bei dem ihm bekannt gemachten Inhalte des unterm 14. v. M. aus Unserem Justiz-Departement an Euch erlassenen Reskriptes nicht beruhigen zu können glaubt, sondern wiederholentlich auf eine Untersuchung der von seinen Untertanen gegen ihn vorgebrachten Beschwerden anträgt, so befehlen Wir Euch hierdurch in Gnaden, diese Untersuchung nunmehr sofort zu verfügen und dem Supplikanten davon Nachricht zu erteilen.“

Und dann folgte die Untersuchung.

Sie verlief ganz mit dem Ergebnis, wie es in solchen Fällen aufgepeitschter Volksleidenschaft die Regel zu sein pflegt: zum Teil Drohungen, zum Teil auch übereilte und darum wieder zurückgezogene Anordnungen von Angestellten und Beauftragten des Grundherren hatten sich zu den schweren Anschuldigungen der ersten Beschwerdeschrift an das Oberamt ausgewachsen. Das meiste aber erwies sich als gänzlich aus der Luft gegriffen.

Der Schreiber Seliger war schon vor Ankunft der Untersuchungskommission verduftet und ließ die von ihm verhetzten „Untertanen“ hilflos in den Verhören zurück. Und so endete das Ganze mit einer geharnischten Zurückweisung ihrer Anschuldigungen. Christian Gottfried Mentzel aber erhielt vom Provinzialminister das Zeugnis, er habe seine Verpflichtungen als Grundherr und Vasall nach keiner Richtung hin verletzt.



Der Wanderer
im Riesengebirge
Organ des Riesen- und R.G. Jser-Gebirgs-Vereins

Verlag: Wilt. Gottl. Korn-Zeitschriften-Abteilung-Breslau 1

Schriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 10, Vorderbleiche 7II

Nr. 10 Breslau, 1. Oktober 1928 48. Jahrgang

Bezugspreis im Abonnement monatlich 25 Pfg. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßigter Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wilt. Gottl. Korn, Breslau 1, Schubertstr. 83 (Fernsprecher Sammelnummer 52611, Postfachkonto Breslau 311 51) entgegen. — Anzeigen die sechsgepaltene Mittel- meterzeile oder deren Raum 0,20 Mk. Bei Wiederholung Rabatt. Anzeigen-Aannahme durch den Verlag und alle Annoncen-Expeditionen.

Der Magistrat der Stadt Hirschberg hat Herrn **Fedor Sommer**, dessen Werke sich einen großen Leierkreis erobert haben, in vorbildlicher Weise geehrt, indem er ihm ein Ölgemälde überreichen ließ. das einen der Schauplätze seines in Hirschberg spielenden Romans „Zwischen Mauern und Türmen“ (Halle, Saale, Buchhandlung des Waisenhauses) darstellt.



Der goldne Zahn

Ein Kapitel menschlicher Torheit
Von Fedor Sommer

Am 8. Juli anno Domini 1593 standen unter den hohen Linden vor der Tür des Pfarrhauses zu Lampersdorf am Eulengebirge der Pastor loei, Herr Johannes Schilling, und seine werten Gäste, Herr Martin Ameiß, Pastor zu Rossenbach, samt dessen rundlicher Gattin und freuten sich der warmen Sommersonne.

Da trat durchs Hoftor zögernd eine bäurische Frau, einen etwa siebenjährigen Jungen an der Hand.

Pastor Schilling erkannte sie sogleich als die nachgelassene Witwe des Müllers und Stellmachers Hans Müller zu Weigelsdorf, zu seinem Kirchspiel gehörig, und ging ihr ein paar Schritte entgegen, sie freundlich begrüßend.

„Ist das ihr Jüngster, Müllerin?“ fragte er, auch dem Knaben die Hand reichend.

„Ju, Herr Paster!“ antwortete sie. „Doas ies ha! Und Jhr hoat’n au geteest. Ha heeßt Christoph, und iech kumme seinthoalba.“

„So, so!“ sagte der Pastor. „Was ist denn mit ihm?“

„Nu, ha sol behext sein, soin de Leute!“ stieß die Frau heraus und begann zu weinen.

„Nicht doch, Müllerin!“ fuhr der Pastor erschreckt heraus. „Ein unschuldiges Kind! Und christlich von mir getaust! Und soll nun behext sein? Was ist denn mit ihm?“

„Ha—ha—ha— hoat anguldna Zoahn!“ schrie die Frau nun heraus, riß dein verängstet dreinblickenden Knaben den Mund weit auf, wobei sie ihm den Kopf tief in den Nacken drückte, und wies aus einen Backenzahn im linken Oberkiefer.

„Do satt’ ersch, wie ha finkelt!“ rief sie unter lautem Schluchzen.

Und in der Tat: der Zahn glänzte über und über wie Gold, ein Anblick, der im 16. Jahrhundert erheblichen Sturm in den Gemütern wecken konnte, wie sich hier bald zeigte.

„Pastor Schilling fuhr entsetzt einen Schritt zurück und winkte seinen Gästen, näher zu treten und sich dies wunderliche Naturspiel genauer zu betrachten.

Pastor Ameiß und seine Eheliebste taten das auch umgehend, während ihnen ihr Gastgeber nähere Auskunft über den Jungen und seine Mutter gab. Sie stellten dabei fest, daß die ganze Krone des Zahnes aus Gold sei und auf der Spitze einen kreuzförmigen Eindruck aufweise. Und wie ein breiter Ring legte sich das Gold auch über das rosige Zahnfleisch des Kindes. Die Julisonne schien dabei so hell auf den Zahn und ließ ihn so blitzend auffunkeln, daß jeder Irrtum ausgeschlossen erscheinen mußte.

An Händen und Füßen bebend, lud Pastor Schilling die Frau ins Haus und nötigte sie mit ihrem Jungen an den schon bereit stehenden Vespertisch.

Dort berichtete sie in ihrer umständlichen Art: sie habe an den Zähnen des Jungen niemals etwas Absonderliches bemerkt. Freilich habe sie dem Christoph auch nicht oft „eis Guschla“ gesehen, denn sie sei, wie der Herr Pastor ja wisse, eine arme Frau, die sich sehr buckeln müsse, um sich und ihre Kinder nach dem Tode des Mannes satt zu machen. Vor einigen Tagen aber sei der Junge heulend ans der Schule gekommen, von ein paar Jungen und Mädeln mit großem Halloh begleitet. Und da habe eines der Mädels herausgesprudelt, der Christoph habe ja einen goldenen Zahn im Munde. Henke Anna habe das zuerst gesehen.

„Und sie weiß nicht, wie der Knabe zu solcher Anomalie kommt, Müllerin?“ fragte der Pastor.

„Nee, Herr Paster!“ erwiderte die Frau, nicht wenig erstaunt, daß ein Zahn, und wenn’s auch ein goldner war, zu solch komischem Namen kommen könne.

„Und sie hat auch dem Jungen den Zahn nicht vergolden lassen?“ forschte der Pastor weiter, diese Annahme freilich sogleich vor sich selber als ungeheuerlich verwerfend, mehr aus Ratlosigkeit weiter inquirierend.

„Nee, ims Himmels Willen, wie könnt mer ocke a su woas eifoall n, Herr Paster!“ entrüstete sich die Frau. „Wu sellde ich ocke fer su woas ’s Geld harnahme? Jhr wißt doch, daoß iech und iech bien ock bloßig anne oarme Witbe!“

Sie brach erneut in Tränen aus, und Pastor Schilling samt seiner gutmütigen Frau hatten alle Mühe, sie zu beruhigen und zum Kuchenessen zu bringen.

Unterdessen war Pastor Ameiß in tiefes Nachdenken versunken und schüttelte ein über das andere Mal bedenklich den Kopf.

„Ein Wunder Gottes!“ murmelte er zwischen seinen schmalen Lippen hervor. „Ein Wunder Gottes!“ wiederholte er laut, an die Tischrunde gewendet. „Und mir deucht, der Allgütige bedient sich dieses unmündigen Jungen, um seiner Christenheit eine zwar stumme, aber sehr eindringliche Predigt zu halten. Denn wenn wir allhier mit unsern leiblichen Augen sehen in dieser klaren Julisonne, wie sich im Munde eines unschuldigen Kindes das lebendig gewachsene Zahnbein in totes, starres, wenn auch trügerisch gleißendes Gold verwandeln konnte,

so muß uns das zu einem ernsthaft mahnenden, prophetischen Symbolum für die nahe Zukunft werden.“

Er sprang von dem Vespertische aus, an dem die andern teils erschüttert, teils erstaunt kopfschüttelnd sitzen blieben, trat an eins der Fenster, die aus den Lindenhof hinausgingen, und starrte eine Weile grübelnd ins Leere. Dann bewegten sich seine Lippen murmelnd, und die knöchernen Finger seiner Rechten tippten skandierend aus dem Fensterbrette: Pastor Ameiß dichtete, um so in seiner Weise mit dem überwältigenden Erlebnis ins Reine zu kommen.

Nach einer Weile, während der er wie memorierend den Kopf im Takte zum unhörbaren Gemurmel seiner blutleeren Lippen bewegt hatte, fuhr er sich glättend über die niedrige Stirn, die eine sorgsam gekräuselte Besuchssperücke weiß gepudert umwogte, und trat wieder an den Tisch zu den andern.

„Ich habe, Herr Bruder,“ sagte er aufatmend, „das, was mich an diesem Mirakulo erschüttert, in schlichte Verse gebracht.“

„Laßt sie uns hören, Herr Bruder!“ bat Pastor Schilling artig, und die beiden Pastorenfrauen vereinten ihre Bitten mit den seinen. Der kuchenkauende Junge und seine Mutter aber starrten Pastor Ameiß mit offenem Munde an, als er nun mit starkem Pathos zu deklamieren begann:

„Des Knaben Christoph goldner Zahn
Groß Dürr' und Witt' rung zeigt an.
Die Mühl' und Mehl wird werden Gold.
Mit Mehl dein Haus versorgen sollt.
Dem Leib das Brot, der Seel' dein Wort
Gib, treuer Gott, an jedem Ort !“

Einen Augenblick war's mäuschenstill um den Tisch her.

Dann sagte die Witwe Müller: „Nee, ims Himmels Willen, Jhr Leute, soit ocke su woas nee. vo men'm Junga, doaß ha und sellde schuld sein mit sen'm guldna Zoahne, wenn und 's kimmt itzunder goar Därr und Mißwachs! Die Weigelsdurfer, die sein ju imstande und schloin ins oalle mitsoamma tut, miech und oalle meine Kinder, oder se verbrenna miech goar zuletzt no uf 'm Ringe ei Reichenboach als Hexe! Und da klenn'n Junga derzune!“

Sie brach aufs neue in lautes Schluchzen aus, und auch der kleine Christoph begann zu plärren, daß ihm die Kuchenbrösel wie ein Springbrunnen zum Halse herauspürdelten. Die beiden Pfarrfrauen aber stießen sich entsetzt mit den Ellenbogen an und deuteten auf den offenen Mund des Schreihalses: in seinem linken Oberkiefer blitzte der goldene Zahn wie ein tückisches Lächeln durch das Kuchengebrösel hindurch.

Nur mit vieler Mühe und gutem Zureden beschwichtigten die beiden Pastoren Mutter und Sohn. — —

Als Pastor Ameiß in seine Rossenbacher Gemeinde zurückgekehrt war, eilte er spornstreichs aufs Schloß zu seinem adligen Patron; denn er kannte dessen fa-

natische Begeisterung für solche miraculösen Geschichten wie die von dem goldnen Zahne im Munde des Weigelsdorfer Jungen. Auch lag ihm viel dran, seine prophetischen Reimereien vor die Ohren der Noblesse zu bringen.

Der Patron nahm denn auch seine Neuigkeit mit der erwarteten Begeisterung auf und brannte darauf, den Jungen und seinen Zahn selbst zu sehen. Er schickte sonder Verzug ein bequemes Wägelchen nach Weigelsdorf und ließ der Witwe Müller bestellen, sie solle ihren Christoph auf ein paar Tage zu ihm senden: der Junge solle in der Zeit trefflich gehalten und danach wohl zurückspedieret werden.

Förmlich betäubt durch diese Ehre und in der Hoffnung, sie und ihr Junge würden in dem adligen Patron einen guten Beschützer finden, falls sie etwa doch noch angefeindet würden, willigte die Witwe gern ein, und Christoph fuhr mit viel Belustigung gen Rossenbach.

Dort wartete seinerfreilich eine nicht geringe Verlegenheit; denn der Rossenbacher Patron hatte seine gesamte hochadlige Nachbarschaft und die hochwürdige Geistlichkeit in Meilenrunde zusammengetrommelt, um ihnen den goldnen Zahn samt seinem Träger vorzustellen- Und von denen allen wurde Christophchen nun in einer Weise besichtigt, die schon ans Hochnotpeinliche grenzte.

Wieder größtes Erstaunen über das Zahn-Mirakel, vermischt mit einigem Grausen, das durch die Verse des hageren Pastors Ameiß noch gesteigert wurde. Die einen stellten sich sonder Besinnen auf die Seite dieser Verse und erblickten in dem allen einen Fingerzeig Gottes auf künftige betrübliche, wenn nicht gar katastrophale Weltgeschehnisse. Und einer der Geistlichen, der das tückisch gleißende goldne Wunder im Munde des kleinen Christoph mit ähnlicher Vertiefung wie Pastor Ameiß angestaunt hatte, ließ bald darauf ein Gedicht in die Christenheit ergehen, in dein er sich an den Träger der Mirakels wendete, der leider in kindlichem Unverstande nach dem ersten Schrecke zu dem ganzen von ihm angefachten Aufruhr der Gemüter meist heiter zu grinsen pflegte. Das Poem aber lautete:

Erschröcklich ist dein goldner Zahn!
Sieh nicht Reichtum, sieh den nicht an!
Erfreuet doch der Taufnam' dein. –
Der Ring ist da. Nun siich' den Stein!
Die- Welt Christum verlieren will,
Den Eckstein, danach fragen viel.
Wenn du den Stein nicht 'funden han,
Hart beißen wird der goldne Zahn
Und Christum bringen in die Welt,
An den Ort, da 's ihm gefällt. –
Lies Schrift, bet', leid', hoff', trau' in Not!
Er will dir beistehn, der treue Gott.

Aber unter den Gästen des Rossenbacher Patrons waren auch solche, die dem aufregenden Begebnis mit dem goldnen Zahne noch skeptisch gegenüber standen und meinten, ehe man sich von der Sache so stark innerlich gefangen nehmen

lasse, solle man sie doch von Wissenschaftlern genau prüfen lassen. Und einer der adligen Herren erbot sich, den Knaben Christoph in seinem eigenen Reisewagen unter Aufbringung aller Kosten für ihn und einen nötigen Begleiter nach Helmstedt bringen zu lassen, wo ihm ein Anverwandter als großes Licht der Wissenschaft an der Universität wirke, Dr. Jakobus Horstius, der gewißlich gern den Fall unter Assistenz seiner gelehrten Kollegen untersuchen werde.

Unterdessen war natürlich in Weigelsdorf und in dessen Umgebung der goldne Zahn erst recht in die Sphäre des Wunderbaren hinaufphantiert worden. Die bisher ganz unbeachtete Familie der Müllerin stand mit einem Male im Mittelpunkt alles öffentlichen Interesses, und vor dem Glanze des goldenen Zahnes verblaßte jede andere Neuigkeit zu grauen Schatten. Und schon gesellten sich für die Witwe und ihre Kinder zum Aufsehen und Ruhme auch kleine, äußerliche Vorteile und mancher pekuniäre Gewinn. Die aber lockten die Verwandtschaft der bisher so Verlassenen herbei zu willfährigem Beistande mancherlei Art.

Die Müllerin aber stellte sich spröde zu solchem Liebeswerben, dessen Ursache sie leicht durchschaute. Nur ihrem Schwager Paul Müller gegenüber zeigte sie sich zugänglich: denn der hatte sich auch sonst um sie und ihre Kinder manchmal gekümmert, soweit er das imstande war, und außerdem konnte sie ihn gut leiden, weil er, wie sie sagte, ein „anschlägscher Kopf“ war und viel Vergnügen daran fand, sich an der Torheit der Mitmenschen in einer gutmütigen Weise zu ergötzen und sie, wo er das vermochte, durch allerhand kleine Streiche zu bestärken.

Sein Geschick hatte ihn früh in die benachbarte Stadt Reichenbach verschlagen, wo er zu wählender Zeit als Hausknecht im vornehmsten Gasthause diente.

Als solcher kam er mit vielen Leuten zusammen, auch mit weltgewandten: denn in diesem Gasthause spannte auch der hohe Adel der Gegend aus, wenn er zum Markte in die Stadt kam. Auch von den Gepflogenheiten der „herrschaftlichen Diener“ hatte Paul Müller manches wegbekommen, die sich in der Kutscherstube breit machten, während ihre Herren ihre Geschäfte in der Stadt besorgten oder sich im Herrenstübel bis in die tiefe Nacht festkneipten.

Paul Müller witterte schnell, daß sich aus dein goldnen Zahne des Neffen bare Münze schlagen ließ, und als er von dem Gereißte uin den kleinen Christoph hörte, murmelte er für sich, teils verschmitzt, teils überrascht: „War hätte doas denka sull’n, doas inse Schindluderei doch no amol meh, als wie bloßig anne Fupperei eibrega werde! Nu, mir sol’s schunt possa! Wenn ocke Koarle und hält’s Maul! Jch muß ’m glei a Briefla schreiba! Gut, daß mer und mer hoan beede ’s Schreiba gelernt!“

Er bot sich der Schwägerin als Reisebegleiter des kleinen Christoph an, und die war schnell einverstanden.

Denn es war nicht das erstemal, daß der Junge mit dem lustigen Onkel eine Fahrt machte. Vor gar nicht langer Zeit, kurz ehe der goldne Zahn im Munde des Kleinen entdeckt wurde, hatte der Onkel, den sie als einen rechten Kindernarren kannte, obwohl er nicht verheiratet war, den Christoph mit nach Breslau genommen, wohin er im Auftrage seines Herren manchmal mit dessen Gespann fahren

mußte, um allerhand Waren abzuholen. Erfüllt von tausend neuen und verwirrenden Eindrücken war der Junge damals zurückgekehrt und hatte auch allerhand zu erzählen gewußt. Aber ihr fehlte ja leider die Zeit, ihm lange zuzuhören, und manches, wovon der Junge schwatzte, klang gar zu verworren und unklar, so daß man nicht daraus klug werden konnte.

So erfuhr sie denn auch kaum etwas Genaueres davon, daß der Onkel den Kleinen am Nachmittag des Tages, der den Pferden zum Ausruhen gegönnt wurde – es war ein Sonntag – an die Hand genommen und mit ihm einen Schul- und Jugendfreund ausgesucht hatte, der als Gehilfe bei einem Goldschmiede arbeitete. Dieser Geselle stand wegen seiner ungewöhnlichen Kunstfertigkeit bei seinem Prinzipal in so hoher Gunst, daß es ihm erlaubt war, am Sonntage in der Werkstatt nach seinem Belieben zu basteln und an der Erfindung neuer Schmuckmuster zu arbeiten. Viele Stunden hatten Paul Müller und der Kleine an jenem Sonntag Nachmittag in der Werkstatt zugebracht. Und der Junge hatte nach der Heimkehr immer wieder angesetzt, gerade von diesem Besuche zu schwatzen, aber es schien, als seien ihm die Erinnerungen an diese Stunden viel unklarer als seine übrigen Breslauer Erlebnisse, die durch ihre Überfülle ohnehin das Kind stark verwirrten. Der Schwager aber hatte gar nicht von der Begegnung mit dem Schulfreunde Karl gesprochen.

Als er sich aber, nachdem das Gespräch über den goldenen Zahn zum Landgespräch geworden war, bei der Schwägerin einstellte, um mal – wie er sagte – „des Zahngetratsches Halber“ zum rechten zu sehen, war der Müllerin aufgefallen, daß er zu allem, was ihm darüber erzählt wurde, eine merkwürdig verschmitzte Miene machte. Aber sie legte dem keine besondere Bedeutung bei, denn sie wußte, daß er nichts lieber machte, als sich über die Gemütsbewegungen anderer Leute und über ihr Erstaunen an wunderlichen Begebenheiten zu vergnügen und dies Erstaunen anzustacheln. „Wenn ha an andern Menscha a Brinkel zum Noarrn hoan koan, doas ies Pauln lieber wie a großer Sunntigbrot!“ pflegte sie in solchen Fällen zu sagen.

Ganz richtig deutete sie sich auch sein Verhalten, wenn sie annahm, er habe bei dieser wunderlichen Geschichte mit dem Zahne sogleich daran gedacht, aus ihr ein Geschäftchen für sich zu machen. Das gönnte sie ihm gar nicht mal so sehr. Da sie aber sonst niemand wußte, der mit dem Jungen die weite Reise nach Helmstedt machen konnte, das nach ihrer Vorstellung nicht viel näher lag als Amerika, stimmte sie zu, daß der Schwager dies tue, und so ward dieser für den kleinen Christoph, was wir im heutigen Sprachgebrauch einen „Impresario“ nennen. Und zwar ein recht gerissener.

In Helmstedt brachte der goldene Zahn die gelehrten Perücken in nicht geringe Aufregung. Vor allem den Doktor Jakobus Horstius. Er traute sich gar nicht allein an die Lösung dieses Naturrätsels, sondern zog auch noch die hochgelahrten Herren Dr. Martinus Rulandus, Dr. Andreas Liberius und Dr. Johannes Ingolstädter mit ins Vertrauen und in die Untersuchung.

Das gelehrte Quartett von Medizinern und Naturwissenschaftlern ward sich einig, daß man sich vor allen Dingen davon überzeugen müsse, ob der Zahn auch

echtes Gold sei. Und so ließen sie denn einen Goldschmied herbeiholen, und dieser stellte – nicht ohne große Mühe, dieweil es schwer war, mit dem Gerät an den Zahn heranzukommen – durch den Probiertein fest, daß der Junge wirklich echtes Gold im Kiefer trage.

Sodann haben die Erwägungen unter den vierten über dies Spiel der Natur an und führten zu dem Schlusse, der goldne Zahn wäre nichts Natürliches, sondern gegen die Natur und sei eine höllische List und Vorspiegelung des Satans.

Dies genügte, um den goldenen Zahn des kleinen Christoph Müller aus Weigelsdorf im Schweidnitzischen Fürstentum zu einer Berühmtheit in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus zu machen. Und alle Gelehrten, mehr noch aber die Geistlichen und Laien waren sich darüber einig, daß dieser Zahn auf weltbewegende Ereignisse deute.

Wer es irgend ermöglichen konnte, verschaffte sich den Anblick dieses Mirakulums, und so begab sich's, daß Christoph Müller mit seinem Onkel Paul von einem Freiherren- und Grafenschlosse und von einem Fürsten- und Bischofshofe zum andern kutschte, überall sprachlos bestaunt und mit Ehrengaben schier furchtsam überhäuft wurde, die der schlaue Onkel Paul mit verschmitztem Schmunzeln wohl verwahrte.

Auch auf die Kanzeln des Landes drang die Wundermär von dem goldenen Zahn und fand dort eine mannigfache Auslegung. Alle Prediger stimmten darin überein, daß in dem Zahne ein Wink des Himmels zu erblicken sei. Nur darin gingen die Ansichten auseinander, ob der Zahn goldene Zeiten verheiße oder vor grausigen Geschehnissen warnen solle.

Erst nach Jahr und Tag kehrten Onkel und Neffe von ihrer Triumphfahrt nach Weigelsdorf zurück, und der kleine Christoph ward nun wieder zur Schule geschickt. Allmählich verlief sich auch das Aufsehen über die Sache ein wenig im Gleichfluß des Alltages, und nur die gute Wirkung blieb zurück, daß es der Witwe Müller nun viel leichter wurde, ihre Kinder durchs Leben zu bringen, und daß der Schwager Paul plötzlich die Mittel besaß, sich selbst ein kleines Wirtshaus in Reichenbach zu pachten. – –

Mehr als drei Jahre waren schon seit jenem Julitage vergangen, an dem die Witwe mit ihrem Jungen ratlos zu Pastor Schilling kam, das Zahnwunder vorweisend.

Da biß – es war an einem grauen Novembertage des Jahres 1596 – der vielbestaunte Christoph in einer Unterrichtspause zu herzhaft auf eine harte Brotkruste. Es gab einen Knack auf dem vielbesprochenen Zahne, und als der Junge, einen kleinen Schmerz im Zahnfleische spürend, die Brotkruste aus dem Munde nahm, steckte in ihr ein dünnes Goldblättchen, das die Form einer winzigen Fingerhutkappe hatte.

In dem dunklen Empfinden, daß er da etwas recht Wertvolles eingebüßt habe, begann Christophel laut zu plärren, was seine Kameraden herbeizog. Sie bestaunten das Goldkättchen in der Brotrinde und brachten die wunderliche Mär zum Schulmeister. Der sperrte mit bebenden Fingern dem heulenden Jungen den Mund weit auf und sah zu seinem maßlosen Entsetzen, daß der Wunderzahn nur noch

unmittelbar über dem Zahnfleische mit einem schmalen goldenen Ringe umgeben war, aus dem sich die knöcherne Spitze des Zahnes, frisch weiß glänzend, hervorstreckte, oben mit dem Eindrucke eines Kreuzleins verziert, den auch der goldene Zahn aufgewiesen hatte.

Fassungslos lief der Schulmeister mit dem Jungen zum Pastor Schilling, der nach gründlicher Betrachtung die Beobachtungen des Schulmeisters bestätigte. Desgleichen taten am nächsten Tage Pastor Ameiß aus Rossenbach, zu dem Pastor Schilling sogleich einen Eilboten entsandt hatte, und der Stadtschreiber von Silberberg, den Ameiß mitbrachte, damit man sich doch auch auf das Zeugnis einer Amtsperson stützen könne. Alle die Herren, sowie der Patron von Rossenbach waren der Meinung, der Fall müsse durch eine gelehrte Kommission in Breslau gründlich untersucht werden. Sie verhandelten mit dem Onkel Paul, damit er den Knaben nach Breslau begleite. Der aber lehnte schroff ab mit der Begründung, er sei in seinem Gasthöfchen nicht abkömmlich.

Da packte der Rossenbacher Patron den Jungen kurz entschlossen in seinen Reisewagen, fuhr mit ihm nach Breslau und brachte dort auch eine Kommission von Medizинern und Physikern zusammen, die sich nun die Köpfe kurz und klein über diese neue Wandlung des Zahnes zerbrachen.

Die einen schrien: „Betrug!“ Aber sie konnten den Betrug nicht aufdecken. Die andern zuckten vielsagend mit den Schultern und sahen in der Verwandlung des goldenen Zahnes in einen beinernen ein neues Satanswerk, wie man vorher das Gegenteil als solches verschrien hatte. Und ein Breslauer Geistlicher schloß seine Predigt über diese Rückwandlung mit den Worten:

„Was Gold war, ist nun in Knochen verwandelt.

Sündiges Fleisch und knöcherne Herzen, vernehmt es!“

Und da gerade damals die Türken die Festung Erlau in Ungarn einnahmen, ferner eine große Überschwemmung in Schlesien viele Mühlen, Dämme, Felder und Dörfer verwüstete und an die hundert Menschen umbrachte, und weil endlich sogar ein neuer Komet am Himmel erschien und seinen Schweif gegen Mittag kehrte, schworen Tausende Stein und Bein zusammen, das habe alles der goldene Zahn durch seine Verwandlung vorweg angezeigt. Und ein Unbekannter sprach allen aus dem Herzen, als er dichtete:

Die güldne Schal' fällt ab ohn' Macht
Vom beinern Zahn, daß niemand g'dacht.
Gott geb', daß nicht also verscheid'
Der güldne Fried', die güldne Zeitl – –

Wieder waren Jahr und Tag vergangen.

Christoph Müller lernte, von aller Welt vergessen, bei einem Schuhmacher dessen Handwerk.

Da kehrte eines Tages im Gasthäuschen des Onkel Paul, der es unterweilen schon recht hübsch vorwärts gebracht hatte, der Goldschmiedeselle Karl ein, der Jugend- und Schulfreund Pauls. Er sei auf der Walze, erklärte er. Der Meister

habe ihm den Laufpaß gegeben, als er ihn ertappte, wie er einige kunstvolle Sachen auf eigne Rechnung aus des Meisters Material gefertigt hatte.

„Aha!“ zischelte ihm Paul Müller lachend ins Ohr. „So was Ähnliches wohl, als was du damals zu unserm Spaße im Maule meines Neffen Christoph angestellt hast?“

Der Goldschmiedegeselle nickte zustimmend.

„Weeßte, Karle, du bist ’n verflucht fixer und geschickter Kerl!“ zischelte Paul Müller weiter. „Das hab ’ch damals gesehn! Verdammt ja! In so ’ner kurzen Zeit ’ne goldne Kappe auf ’nen Zahn machen! Das kann unter Tausenden kaum eener!“

„’s mußte wohl schnell gehn!“ sagte der Geselle nachdenklich. „Sonst wär’ uns der Junge dabei aufgewacht und hätte mordsmäßig geplält. Ich hab’ mich ohnehin gewundert, daß ihn die Essenz, an der ich ihn riechen ließ, so lange eingeschläfert hat. Hätt’ ich nur mehr Zeit gehabt, hätte ich die Kappe schon so fest auf den Zahn pressen wollen, daß sie heute noch drauf säß!“

„Schad’t nischt, Karle!“ tröstete Paul Müller. „Se hat lange genug gehalten! Und se hat uns nich bloß viel Spaß gemacht, indem se und se hat die halbe Welt an der Nase rumgeführt, nee, se hat auch mir und meiner Schwägern ’n schön paar Groschen eingebracht. Ohne die Kappe säß ich nich hier als Pächter. Und deshalb, Karle, sollst du auch nich leer ausgehn bei der Geschichte! Ich geb’ dir ’s Reise-geld, daß du und du kannst bis Prag walzen. Dort wirst du schon dein Glücke machen. Verpucht nochmal, das müßte doch mit ’m Teifel zugehn, wenn ’n Kerl wie du nicht zu viel Geld kommen könnte, der so vielen übergelehrten Herrn ’ne solche Nase gedreht hat, wie du mit dem goldnen Zahne!“

Unterweilen hatte Pastor Schilling schon längst im Lampersdorfer Kirchenbuche hinter der Eintragung der Taufe Christoph Müllers kurz die Geschichte des goldenen Zahnes berichtet. Sie schloß mit den Worten: „Was für Glück und Unglück der Welt und dem Knaben aus dieser Historie gedeutet worden sind, ist allein Gott bewußt.“

Ich kann diesen meinen novellistisch gefärbten Bericht, den ich aus den Aufzeichnungen der alten schlesischen Chronisten Henel, Schwenckfeld und Lucae (die übrigens in den Einzelheiten stark auseinander gehen) geschöpft, zusammengearbeitet und erweitert habe, nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß kein Geringerer als Friedrich der Große an dieser Zahngeschichte viel Ergötzung gefunden hat. Er entdeckte sie (wie Franz Wiedemann in Nr. 1 des Jahrgangs 1929 der „Schlesischen Geschichtsblätter“ nachweist) in Rousseaus „Lettre sur la musique francaise“ angedeutet, in die sie auf wunderlichen Umwegen geraten war, und hat sich mitten in den Vorbereitungen zum Bayrischen Erbfolgekriege (1778/79) bei den Breslauer Gelehrten nach ihren Einzelheiten erkundigt. Aber selbst den Alleswissern Chr. Garve und J. C. Arletius war sie in den Aufzeichnungen der oben genannten Chronisten entgangen.



Der Wanderer
im Riesengebirge
Organ des Riesen- und Iser-Gebirgs-Vereins
 Verlag: Wily. Gottl. Korn-Zeitschriften-Abteilung-Breslau 1

Schriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 10, Vorderbleiche 7II

Nr. 9 Breslau, 1. September 1929 49. Jahrgang

Zugpreis im Abonnement monatlich 25 Pfg. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßigter Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wily. Gottl. Korn, Breslau 1, Schuhbrücke 83 (Fernsprecher Sammelnummer 52611, Postcheckkonto Breslau 311 51) entgegen. — Anzeigen die sechsgehaltene Blattmeterzelle oder deren Raum 6,20 Mt. Bei Wiederholung Rabatt. — Anzeigen-Aannahme durch den Verlag und alle Annoncen-Expeditionen.

Kammwanderung

Es hat sich schon mancher den Kopf zerbrochen, worin ihr absonderlicher Reiz liegt. Man sucht ihn wohl am besten in dem Gefühl des Losgelöstseins, was dies Hinschreiten auf der breiten, aussichtsreichen Höhe, hoch über Tälern, Wäldern und Menschen erzeugt. Wo gibt's auch noch ein zweites Mal solch müheloses Wandern stundenlang, bei dem man immerwährend als ein Herrscher, kraft der Gewalt des weithinschweifenden Blickes, die ganze Welt sich zu Füßen liegen sieht?!

Fedor Sommer

Kammwanderung

Es hat sich schon mancher den Kopf zerbrochen, worin ihr absonerlicher Reiz liegt. Man sacht ihn wohl am besten in dem Gefühl des Losgelöstseins was dies Hinschreiten auf der breiten, aussichtsreichen Höhe, hoch über Tälern, Wäldern und Menschen erzeugt. Wo gibts auch noch ein zweites Mal solch müheloses Wandern stundenlang, bei sein man immerwährend als ein herrschen kraft der Gewalt des weithinschweifenden Blickes, die ganze Welt sich zu Füßen liegen steht?!

Fedor Hammer

Aus frühesten Jugendtagen

Von Fedor Sommer

Am 21. September vollendet Fedor Sommer sein 65. Lebensjahr. Des Dichters Werden und Wirken, Ringen und Gelten ist anlässlich seines 60. Geburtstages von Dr. Baer und Professor Dr. Max Koch im „Wanderer“ 1924, S. 277 ff. liebevoll und aufschlußreich gewürdigt worden. Wir dürfen also die menschliche und künstlerische Individualität des Dichters als bekannt voraussehen, zumal es an Proben aus seinem Schaffen in unserer Zeitschrift nicht gefehlt hat. Sein zu schöner Geschlossenheit entwickeltes Werk, das mit der sachlichen Treue des Epikers eine von religiösen Problemen durchwirkte Vergangenheit und zwar zumeist die des Riesengebirges entrollt, zeigt als Grundelement der künstlerischen Gestaltung die Landschaft und die Geschichte. Das ist kein Zufall, denn unter dem Eindruck dieser beiden Faktoren hat die Jugend des Dichters gestanden, in deren Frühzeit uns seine Erinnerung führt. Mit dem Abdruck dieser Erinnerung, die kennzeichnender ist als jede noch so tiefschürfende Analyse, sei der Glückwunsch verbunden: „Dein Alter sei wie Deine Jugend“.

Eine meiner Erinnerungen, die sich am weitesten in meine Kinderjahre zurücktastet, ist die an die große Bodenkammer unseres Hauses in Hohenfriedeberg.

Sie war fast leer; denn sie diente zugleich als Wäscheboden. Mit einem ziemlich großen, oben halbrunden Fenster öffnete sie sich nach der Haupt- und überhaupt einzigen Straße meines winzigen Heimatstädtchens, von dem im weiteren Deutschland keine Katze etwas wüßte, hätte nicht Friedrich der Große durch seinen Sieg am 4. Juni 1745 seinen Namen an die Sterne geknüpft.

Aus dem niedrigen Fensterbrett dieser Bodenluke zu sitzen, das barg für mich Dreikäsehoch einen unsagbaren Reiz; denn es kribbelte mir dann das Schwindelgefühl süß-schauerlich an den Beinen empor und den Rücken entlang. Und der Sitz war durchaus nicht ungefährlich, weil ich dabei mit dem halben Oberkörper über dem Straßenpflaster des Bürgersteiges schwebte, dessen einzelne halbrunden „Katzenköpfe“ ich von meiner lustigen Höhe herab kaum unterscheiden konnte.

Dieser „Bürgersteig“ begleitete als tiefgelegener Nebenweg an unserer Häuserflucht entlang die Hauptstraße, an deren anderer Seite auch ein Bürgersteig hinlief, wiederum ein wenig höher liegend als sie, so daß sich – von unserer Seite gesehen – diese dreiteilige Hauptverkehrsader des Städtchens in ebenso vielen Terrassen aufbaute, die mit einander an verschiedenen Stellen durch Treppchen verbunden waren. Das alles aber nur im Straßenzuge der Niederstadt: da, wo diese in den Ring einmündete, glich sich diese unterhaltsame Mannigfaltigkeit in das reizlosere Einerlei einer gleichmäßig ebenen, allmählich zur „Oberstadt“ ansteigenden Fläche aus.

Recht übersichtlich bot sich mir das alles in meiner Vogelschau von dem lustigen Kammerfenster aus dar, und ich konnte die längste Zeit damit zubringen,

meine Blicke die dreiteilige Straße hinauswandern zu lassen, wobei ich sie lustig quer hinüber und herüber über die Treppchen von einer Terrasse zur andern hüpfen ließ. An der Ecke des Ringes aber, den ich nur in einem schmalen Streifen übersehen konnte, nahmen meine Blicke eine gesittetere Art an, als wüßten sie sich nun von vier Seiten beobachtet. Sie entschwebten jedoch bald der langweilig ebenen Straßenfläche und hüpfen unversehens, der Ehrpusseligkeit müde, an der Häuserfront hinauf, die neue Abwechslung bot. Denn der ziemlich steile Anstieg der Straße nach der Oberstadt hin bedingte es, daß jedes Haus auf einen keilförmig gestalteten Kellergeschoß-Sockel gestellt war und sich darum mit seinem Dache treppenförmig über dem tiefergelegenen Nachbardache aufbaute. Wieviel hundertmal bin ich wohl mit meinen Blicken über diese Riesentreppe von Dächern das Städtchen hinaufgehüpft und in ein phantastisches Reich hinein, was sich mirhinter diesen Dächern in blauer Luft dehnte, wer weiß wie weit!

Und wenn ich dieses Ran und Runter müde geworden war, dann lud mich die Lücke, die gerade uns gegenüber zwischen dem „Steinberg“- und dem „Salut“-Hause sich auftat, zu geruhsamerem Verweilen in gleichsam frommer Scheu ein.

Diese Lücke selbst war mit einem wohlgepflegten Gemüsegarten ausgefüllt, in dem ich manchmal den kleinen zierlichen Herrn Kürschnermeister Steinberg mit seinem gestickten Sammetkäppchen auf den schneeweißen Haaren, gemächlich zwischen den Salat- und Krautköpfen wandelnd, seine Feierstunden genießen sah. Hinter dem Gemüsegarten beschatteten runde Wipfel alter Bäume den grünen Grasplan von Herrn Steinbergs Obstgarten, und dahinter erhob sich imposant die evangelische Kirche aus ihrem grünen Hügel, Schulhaus und Pfarrhaus überragend, die zwischen ihr und den Gärten fast bis zum Dache im Grün der Baumkronen versanken.

Ich weiß nicht mehr, wann mir ein Bewußtsein dafür aufgegangen ist, daß diese Bildungs- und Kultusstätten auch einmal für mich besondere Bedeutung erlangen mußten. Jedenfalls hat mir sehr lange vor dieser Erkenntnis ihr bloße Erscheinung viel bedeutet. Denn von dem niedrigen Schulhausdache konnte oft ein lustiges Blickhüpfen anheben auf das bedeutend höhere Walmdach des Pastorhauses und von diesem gar zur Galerie des vierkantigen Kirchturms hinauf, hinter deren Eisengeländer am Vorabend des Weihnachts-, des Oster- und des Pfingstfestes die Stadtzinkenisten fromme Choräle ins weite Land hinaus bliesen. Aus den Fensterluken zwischen dieser Galerie und dem grünen Spitzdach des Turmes aber schwangen sich alle Tage mittags und abends die Glockenklänge über die Stadtdächer hinweg. Und wenn sie an lauen Sommerabenden über die grünen Gärten auch zu mir in mein Bodenfenster drangen, dann begann in meinem Kinderherzen das Drängen und Rumoren nach einem Unbestimmten, Unbekannten, Fernen, dessen Wesen mir erst in den Mannesjahren bekannt geworden ist, und ein schwellendes Quellen wollte die kleine Kinderbrust zersprengen, daß es mich manchmal von meinem lichten Ausguck hinwegscheuchte in das trauliche Halbdämmer der großen Kammer hinein.

Da aber gab's freilich auch Dinge, die Unruhe schaffen konnten und schufen, wenn auch erst viel später, als schon das Kantorhaus seine Bildungspflichten an mir geübt hatte.

In der hintersten Ecke der Kammer lag nämlich unter dem schrägen Dache ein ganzer Himpel alter Bücher und Schriften. Sie stammten aus der Hinterlassenschaft eines Großonkels, der ein kunstfertiger Tischlermeister und zugleich Bürgermeister des Städtchens gewesen war.

Von seiner Witwe, der „Tante Thäsler“, hatte ich nur eine nebelhafte Vorstellung als von einer fremdartigen Erscheinung im Kreise meiner sonstigen Anverwandten. Es war sozusagen viel mehr Geistiges an ihr als an den andern, und dieser Eindruck hat sich in mir verschärft, eben durch jenen Stapel von Schriften, die aus ihrem Haushalt stammten. Eigentlich ist mir's ein wenig rätselhaft, daß meine ordnungsliebende, peinlich saubere Mutter diesen verstaubten Prast in der Ecke der Bodenkammer duldete. Es lag wohl daran, daß es an einer geeigneten Truhe oder an Schrankgelaß fehlte, dies Schriftenwerk unterzubringen. Es kurzerhand zu verbrennen, dagegen hat sich wohl mein Vater gesträubt, der an diesen Dingen hing, teils aus Familiensinn, teils, weil er alles Bedruckte und Beschriebene als schätzbares, Schutz verdienendes Gut achtete.

In diesem Papierhaufen lagen bunt durcheinander: Rechnungen, Kostenanschläge, Aufrisse aller Art, Briefe, Konto- und Ausgabebücher und dergleichen, was ein Handwerksbetrieb bedingt, aber auch einige gedruckte Bücher.

Als ich erst lesen gelernt hatte und imstande war, auch die etwas verschnörkelten Handschriften dieser Papiere zu entziffern, barg's für mich einen eigenartig geheimnisvollen Reiz, diesen Geisterspuren längst Verstorbener nachzugehen. Am meisten aber fesselte mich das „Tagebuch“, das der Onkel Thäsler gewissenhaft geführt hatte.

Es war ein Büchlein höchst schnurrigen Formats: schmal wie ein Oktavheft aber so hoch wie ein ganzer Schreibbogen, aus grobem, grauem Papier zusammengebunden mit standhaften Deckeln und Lederrücken, ganz in der Art der früher üblichen Konto-Geschäftsbücher.

Tag für Tag, durch lange Jahre und Jahrzehnte hindurch fand ich da jeden geschäftlichen und privaten Besuch des ehrbaren und würdigen Handwerks- und Bürgermeisters verzeichnet mit kurzer Inhaltsangabe der „gehabten“ Besprechung, auch jede Bestellung und ihre Erledigung (meist mit Preisangabe), kurz: den völligen Extrakt eines ganzen pflichtenreichen und pflichtbewußten Manneslebens. Und ich möchte glauben, daß ich diesem Tagebuche den ersten tiefergehenden Einfluß auf mein erwachendes Pflichtbewußtsein verdanke, wobei ich allerdings hervorheben muß, daß ich überhaupt zwischen Menschen aufwuchs, von denen jeder in diesem meinem engsten Lebenskreise getrost als „verkörpertes Pflichtbewußtsein“ aufgefaßt werden durfte. Was aber aus diesen grauen Blättern zu mir sprach, das wirkte doppelt aus mich, weil meine allzeit bereite Phantasie durch diese „Stimmen aus dem Grabe“ ihre besonders krausen Wege geführt wurde. In alle Winkel und Ecken der ehemaligen Bürgermeisterwohnung und

-werkstatt lockte sie mich hinter dem gewissenhaften Meister her, dem ich nachschauend bei all seinem längst abgetanen Pflichtenwerk neu- und lernbegierig aus die Finger sah.

Soviel ich mich zurückgrübelnd erinnere, fehlte jenen Tagebuchnotizen jeglicher Gemütsunterton. Jrgendwelche „Sentiments“ scheinen in diesem nüchternen Bericht über erledigte Tagespflichten nicht Raum gefunden zu haben. Aber ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich das in meinem kindlichen Gemüte als Mangel empfunden hätte. Es scheint mir als selbstverständlich gegolten zu haben, daß der ehrbare, angesehene, fleißige und pflichttreue Onkel Thäsler neben seiner zierlichen Häubchenfrau auch ein glücklich er Mann gewesen sein müsse. –

Es ist wohl ein großes Glück, daß die Jugend so wenig von dem versteht und behält, was sie hört und liest, sonst müßte schon längst aus der Kulturmenschheit durchweg eine Horde der schlimmsten Bösewichter geworden sein.

Auch an meiner unschuldigen Jugend ging diese Gefahr vorüber. Denn – man höre und staune! – unter dem Schriftwerk auf der Bodenkammer befand sich auch ein zweibändiger, ganz regelrechter Hintertreppenroman.



Ich weiß nicht mehr, wovon er handelte, habe auch keine Einzelheiten mehr in der Erinnerung, nur so viel ist in ihr hängen geblieben, daß es wohl eine grausam-schön spannende Geschichte war, daß sie zur Zeit Karls IV. auf der Kadolzburg spielte, und daß darin ein Scharfrichter gefährlich umging und eine junge, schöne Frau vielfach in Gefahren kam; deren Charakter mir natürlich in meinem kindlichen Sinne nicht klar werden konnte.

Aber die beiden dickleibigen Bände schlugen mich ganz in ihren Bann. Aus dem Fensterbrette hockend, schlang ich sie in mich hinein, so schnell, als das meine noch etwas stockende Buchstabierkunst zuließ. Ich glaube, wenigstens sie hat einen wirklichen Gewinn aus dieser ersten Quelle meiner literarischen Bildung gezogen. Verwunderlich nur, daß mein stundenlanges Sitzen auf der Bodenkammer nicht eher auffiel!

Eines Nachmittags aber nahte das Verhängnis.

Meine Mutter hatte allerhand Kolonialwaren bei dem Kaufmann Salut auf der anderen Straßenseite eingekauft, und als sie das Treppchen vom jenseitigen Bürgersteig, der entlang dem Salutschen Hause durch ein zierliches Eisengeländer vornehm vom Straßendamm abgegrenzt war, herabsteigen wollte, sah sie mich im offenen Bodenfenster lesend hocken, mit dem Oberkörper gefährlich weit in die Luft hinaushängend.

Erschreckt ließ sie fast die Tüten fallen, rief mich laut an und drohte in ihrer entschlossenen Weise mit der freien Faust zu mir herauf, um mich von dem gefährlichen Sitze am Fenster fortzuscheuchen.

Wohin nun aber, um nicht wieder in der schönsten Spannung gestört zu werden?

Ein ratloser Blick in der Kammer umher und dann eine schnelle Erleuchtung. Rasch zur seitlichen Luke hinaus, die in das Ziegeldach eingelassen war!

Mir kein unbekannter Ausschluß!

Er führte zu der Dachrinne hinaus, die zwischen unserm Hause und der benachbarten Apotheke das Regenwasser ableitete. Die Ziegeldächer beider Häuser stiegen also von der Rinne aus in breiter Fläche an, und wenn man in der Mitte der Rinne saß, dann konnte es einem scheinen, als hocke man in einem Engtal an einem schmalen Rinnsal. Gruselig schön erschien mir immer der Blick von den roten Dachflächen aufwärts zum blauen Himmel, gegen die sich die Dachreiter wie schroffe Felszacken abzeichneten. Wie manches der Märchen, die ich gehört oder gelesen hatte, ist mir in diesem Rinnenengpasse zwischen den roten Dächern lebendig geworden! Wie oft habe ich mit Gruseln erwartet, ob nicht im nächsten Augenblick einer der Märchendrachen um die Ecke biegen und an der Rinne entlang fauchen werde. Aber am wunderlichsten war doch immer die Stimmung, die mich in ihren Bann schlug, wenn ich mit dem Rücken platt das eine Dach hinauf gelehnt lag, während das andere in prall auffallender Abendsonne glühte. Da füllte mir immer jene schwellende Sehnsucht die Brust, für die ich nicht Namen und Erklärung wußte.

In dieser Rinne setzte ich an jenem Nachmittag die Lektüre meines spannenden Hintertreppenromans fort. Ungestört; denn die Mutter hatte wohl Dringenderes zu tun, als mir nachzuspüren: ihr genügte es, mich von dem gefährlichen Fensterplatze verscheucht zu haben.

„Aber als sich die Sonne zum Sinken neigte, verließ ich meinen „Drachenspaß“, verbarg den Roman in dem Schriftenstapel der Kammer, stieg die enge Bodentreppe hinab auf den geräumigen Flur des ersten Stockwerkes und schlängelte mich möglichst unhörbar in die „gute Stube“.

Eins ihrer Fenster benutzte ich als Austritt auf ein flaches Dach, das sich schmal und lang vom Wohnhause in den Garten hineinstreckte, zu einem Ausbau unseres Hauses gehörig. Hoch und wuchtig stieg am hinteren Teil seiner linken Seite die kahle, fensterlose Wand vom Brennofengebäude des Nachbargrundstückes auf, das einem Töpfer gehörte. Zwischen seinem Wohnhause und jenem Brenngebäude drängte ein mächtiger Birnbaum seine Krone zu Luft und Licht hinauf und beschattete unser flaches Dach gegen die Morgensonne. Unter seinem Geäst hinweg konnte ich zuweilen durch die offene Tür des Brennhauses lugen, wenn in ihm das Holzfeuer phantastisch lohte Mehr noch als dieser Anblick durchschauerte es mich, wenn an finstern Abenden aus dem hohen Schornstein des Brennofens der „Fuchs“ als mächtige Lohe funkensprühend emporflackerte und unsern Hof und Garten mit Purpurglut übergoß.

O, dieses flache Dach des Hofgebäudes war überhaupt ein abwechslungsreicher Ausguck, und dankbar gedenke ich der bescheidenen Freuden, die es meinem anspruchslosen Kleinstadt-Kindergemüt bot.

Zunächst konnte man von seiner erhöhten Fläche herab nicht nur unsern eignen Garten überschauen, der sich als mäßig großes Quadrat an den Hof anschloß, sondern auch in Hof und Garten der benachbarten Apotheke hinüberschielen, wo's oft etwas Ungewöhnliches zu belauschen gab. Die Grasplätze und Beete, die Beerengehege, und was sonst noch zu diesen schmucklosen Hausgärten gehörte, das alles nahm sich, von der Höhe aus gesehen, ganz anders aus, als wenn man drunten zwischen ihm herumstrich oder es durch den Zaun hindurch beäugte. Ungewöhnlicher stellte es sich dar, viel weniger alltäglich. Und wie viel besser konnte man das Blühen der Obstbäume, das Ansehen und Reisen der Kirschen, Birnen, Apfel auf den alten, knorrigen Bäumen beobachten, die die Rasenflächen und Beete überschatteten! Über ihrem grünen Wipfelgewirr und dem mehrerer anderer Gärten, die sich unserm und dem Apothekergarten anschlossen, umfaßte der Blick auch auf dieser Seite ein Kirchengebäude mit hohem Turme: die katholische Stadtkirche. Und dieser Kirchenbau inmitten seiner traulich umhegten Garten-Buschigkeit muß mit seiner Romantik schon auf mein Kindergemüt gewirkt haben; denn nirgends lieber erledigte ich meine Schularbeiten als auf dem flachen Dache, obwohl es da an bequemen Sitzgelegenheiten mangelte.

Ja, romantisch war's auf dem platten Dache, am meisten an lauen Sommerabenden beim Mond- und Sternenschein, wenn auch Vater und Mutter und manchmal auch Gäste mit draußen saßen, und wenn die Mutter mit ihrer schönen Altstimme ihre sentimentalen Volkslieder sang. Dann hockte ich auf der niedrigen

Feueresse, die in der hintersten Ecke das Dach durchbrach, und sah in die schwarzgrüne Dunkelheit des Gartens hinab, durch die das Mondlicht silberne Pfeile schoß und Glühwürmchen sich gaukelnd tummelten, und in meiner Kinderbrust hob's dann wieder an, jenes qualvoll-süße Schwellen und Schwingen, das meiner Kinder- und Jugendjahre wesentlichster Stimmungsgehalt gewesen sein muß. Denn fast nur dieses weh-wonnige Unrastempfinden ist mir von allen Seelenregungen dieser frühen Jahre ins Erinnerung geblieben.

Einmal aber geschah's, daß die Romantik dieses Dachlebens einen lautbunten, ja schmetternden Aufputz erhielt. Das war in jenen schönen, strahlenden Frühherbsttagen, als gelegentlich eines Manövers ein „Herr Stabstrompeter“ zwei Wochen lang in unserer guten Stube einquartiert war. Rückschauend kann ich in ihm nicht mehr als eine robust-stattliche Unteroffiziers-Schönheit entdecken, und ich glaube auch, sein Gitarrenspiel und seine machtvoll schallende Männerstimme boten kaum einen künstlerischen Genuß; aber meiner glücklicherweise von keinerlei Kritik angekränkelten Kinderfreude war er der Abgott dieser Wochen, und auch die Eltern und die Hausfreunde scharten sich gern um ihn, wenn er unermüdlich und unerschöpflich ein Lied nach dem andern sang und spielte. Und das geschah Abend für Abend draußen auf dem platten Dache, das sich in diesen Wochen also zu einem wahren Konzertpodium umwandelte; denn Häuser auf und ab lagen die Leute in den Fenstern ihrer Gartenfront und bildeten unser dankbares Konzertpublikum.

Aber diesem flachen Dache erstand mit der Zeit ein Rivale bei mir im flachen Dach unserer Laube im hintersten Winkel des Gartens. Der Reiz dieses Daches bestand vor allem darin, daß man nur kletternd hinauf gelangen konnte, so daß es mein ausschließliches Territorium blieb. Sodann war es gänzlich überwuchert vom Astwerk einer Linde, die im nachbarlichen Apothekergarten wurzelte, so daß man auf dem Bauche kriechen mußte, wenn man sich ihres Schattens erfreuen wollte. Lag man aber erst einmal auf dem Rücken unter diesem grünen Blätterdache, so gab das ein Lichterspiel durch die tiefgrünen Blätter nach dem blauen Himmel hin, wie sonst nirgends mehr in meinem Kinderlande, und eine Weltentrücktheit, als sei man Robinson selber aus seiner todeinsamen Insel, umwogt von grünen Meereswellen. Und wie reizvoll konnte man den Lauscher spielen zu allem, was sich in den Nachbargärten zutrug! Da kam die kleine Johanna des Apothekers mit ihrem Puppenwagen und mit ihren Büchern und setzte sich auf den kleinen Korbstuhl unter der Linde gerade neben die Laube. Und nun konnte man heimlich kichernd zuschauen, wie sie mütterlich die Puppen betreute, und die halblauten Koseworte hören, mit denen sie ihnen gut zuredete, und konnte belächeln, wie die eigensinnigen Löckchen über der unkindlich hohen Stirn im Lustzuge wippten, wenn das Mädchen dann eifrig in dem mitgebrachten Schmöcker aus der Schulbibliothek las.

Und dann kam's wohl mit besonderer Macht, jenes geheimnisvolle Schwellen und Drängen in Herz und Brust, als wollte etwas heraus und Gestalt gewinnen, was da tief drinnen sich ballte und formte, jenes Unerklärliche, das erst dem reifen

Manne verständlich werden sollte, als sich aus solchem Ringen seine erste Dichtung gestaltete.

Wie aber hätte ich damals ahnen sollen, als ich so lauschend unter der grünen Lindenhülle lag, daß ich dasselbe zierliche Menschenkind einstmals würde eigene Kinder so innig betreuen sehen, wie jetzt seine Puppen, und daß diese seine Kinder auch die meinen sein würden! –



Blick auf Hohenfriedeberg

Im Vordergrund Fedor Sommer

Lichtbild von Curt Schumm, Liegnitz



Das Wanderpäckstel

Aus Fedor Sommers erster Bekanntschaft mit dem Riesengebirge

In der köstlich-humorvollen Erzählung „Ein Altmodischer“¹ schildert Fedor Sommer aus eigenem Erleben, wie der aus biedereren Handwerkern bestehende Gesangsverein seiner Vaterstadt vor fünfzig Jahren einen zweitägigen Ausflug in das Riesengebirge wagt. Die Erregung über dieses Ereignis durchzittert die weitab vom Verkehr gelegene Kleinstadt, in der mancher die Eisenbahn nur vom Hörensagen kennt. Die Spannung eines großen Unternehmens vibriert in dem Schlossermeister Gustav Berger, einem schüchternen und verträumten Mann, denn ihn soll der Ausflug in die Ferne entführen, in die er aus der kleinbürgerlichen Enge bisher nur auf dem Papier und in der Phantasie sehnsüchtig geschweift ist. Der Entschluß zur Tat ist ihm schwer gefallen. Aber ganz abgesehen davon, daß er unter den Sangesbrüdern als der beste Tenor nicht fehlen darf, will er seinem vierzehnjährigen Sohn Maxel, dem die Mitnahme versprochen ist, die Freude nicht zerstören.

„Und so packte er denn heute zum morgigen Aufbruch. Mitten auf dem Fußboden des geräumigen Wohnzimmers lag ein großkarriertes, schottisches Tuch aus Großmutterzeiten und mitten daraus gehäuft ein kleiner Monblanc von allerhand Sachen: für Vater und Sohn ein Reserveanzug, zwei Paar Hausschuhe nicht zu leichten Kalibers, ein Salbenkasten und eine kleine Kollektion Tropfenfläschchen, Meister Gustavs „Reiseapotheke“ (er hatte viel von der Nützlichkeit eines solchen Institutes bei etwa eintretender Ruhr, Kolik oder gegen heimtückisch sich heranschleichende reißende Bestien aus der Gattung Lupus gelesen!), ferner ein halb Dutzend Taschentücher nebst zwei Paar Reservesocken für jeden, und noch

¹ Jn: Das Rokoko-Pult und Anderes. 3. Aufl. Halle 1926.

mancherlei, was sich bescheiden unter Kleidern und Wäsche verbarg. Unerwähnt aber darf keineswegs eine komplette Wichsgarnitur bleiben mit allen Sorten von Staub-, Auftrag-, Putz- und Glanzbürsten, samt einem wohlgefüllten Wichsekräusel. Meister Gustav legte es dem übrigen bei, weil er ganz richtig ahnte, er werde gewiß beim Masseneinfall des Gesangsvereins von dem Hausknecht zuletzt „bewichst“ werden, und tue darum gut, sich’s selber zu besorgen.

Über all dies achtsam Zusammengetragene schlug der Meister die vier Zipfel des schottischen Tuches und formte mit Zuhilfenahme einiger Riemen aus dem Ganzen ein wurstartig Gebilde, und wenn er unter den Tragriemen an die Außenseite des Packens etwa eine Kleiderbürste mit den Borsten nach außen gesteckt hätte, würde mancher den umfänglichen Ranzen wohl als den „Wiener“ eines fettgemästeten Handwerksgesellen angesprochen haben.

Die Meisterin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, daß ihr Gustav dies Ungeheuer von „Wanderpäckstel“ aus die himmelhohe Kappe hinaufschleppen wolle, und gab ernstlich zu erwägen, ob nicht dies und jenes füglich zurückgelassen werden könne. Weil aber Meister Gustav zu dem Entbehrlichen gleich von vornherein die Mehrzahl der Taschentücher und Strümpfe rechnete, kam man zu keiner Einigung, und so entschied sich der Meister, alles und jedes mitzunehmen, auf daß er samt seinem Söhnlein unterwegs nicht Notwendiges und Nützliches entbehren müsse.

Und dazu rechnete er auch noch ein Reisegerät, daß er sich heimlich von seinem Nachbar Lederhändler, einem weltbefahrenen Manne, entliehen hatte, den leider ein bei Gravelotte ins Bein erhaltener Flintenschuß hinderte, mit bei der Partie zu sein. Die Requisite war eine behäbige Literflasche, vierkantig und standhaftig in Leder eingenäht. Sie hing an einer dicken, grünen Schnur, die die Frau Lederhändlerin einst an langen Winterabenden sorgsam selbst über einem Korken geflochten und gekordelt hatte. In der Werkstätte zu ebener Erde ward diese Flasche versteckt aufbewahrt, um die Meisterin nicht durch ihren Anblick zu erschrecken und um ein angstvoll Zetern zu verhindern. Im Morgengrauen des Reisetauges gelang’s dann Meister Gustav, sich meuchlings die lederumspannte Ampulle um die Schultern zu werfen.“

So ausgerüstet schleppte sich der Meister mit seinem Reifeballen auf die Berge und über die Berge, aufrecht erhalten durch die Verantwortung dafür und das munter an der Spitze marschierende Söhnlein, das kein anderer als unser Dichter ist. Hin und wieder stärkt ihn ein Schluck aus der in Krummhübel mit feuriger „Laborantentinte“ gefüllten Literflasche. Als die Sangesbrüder leichtherzig durch die Schneeegruben absteigen, tastet er sich hinterher oder wird vielmehr von seinem schweren Bündel abwärts gezogen. Er kam hinab, er wußte nicht, wie.

Nie mehr ist Meister Gustav in das Gebirge gekommen, und daran war die gewaltige Wanderwurst nicht ganz unschuldig.



Den Dichter **Fedor Sommer** hat die
Stadt Breslau dadurch geehrt, daß sie eine
ihrer neuen Straßen nach ihm benannt hat.



Der Hirschberger Damastkrieg

Von Fedor Sommer

Die „Schleierherren“, jene umsichtigen und wagemutigen Hirschberger Kaufleute, die durch den Monopolhandel mit „Schleierleinen“ im 17. und 18. Jahrhundert zu einem fürstlichen Reichtum gelangten, von dem die Renaissance- und Barockpaläste um den Laubenring der Riesengebirgsstadt her noch heut steinerne Zeugen sind, waren nicht immer sehr bequeme Untertanen. Ja unter dem milden und oft schon fast schlaffen Habsburgischen Regiment nahm ihr Widerstand gegen die Gebote der Obrigkeit manchmal grader groteske Formen an, so z. B. in dem fünfzehn Jahre währenden Streite um die von der kaiserlichen Regierung geplante Handelsniederlassung in Triest.¹ Aber auch der weit strafferen preußischen Herrschaft setzten diese Handelsherren, in der „Hirschberger Kaufmanns-Sozietät“ eng zusammengeschlossen, nicht selten ihren festen Willen entgegen, so daß sie oft den Zorn Friedrichs II. erregten und seinen Provinzial-Minister schier zur Raserei brachten. Und auch ihnen gegenüber nahm der Streit manchmal humoristische, ja groteske Gestalt an.

So z. B. in dem sogenannten „Hirschberger Damastkriege“.

König Friedrich war in seiner unablässigen Sorge um den Bestand und die Weiterentwicklung der schlesischen Leinenindustrie auch auf den Gedanken gekommen, die in Sachsen blühende Damastweberei in Schlesien einzubürgern. Zu diesem Zwecke ließ er von 1745 an gelernte Damastweber unter Zusicherung vieler Vorrechte nach Schlesien locken und errichtete ein paar Damastwebereien und

¹ Vergl. meinen Hirschberg-Roman „Zwischen Mauern und Türmen“, S. 330ff. (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1928.)

-Niederlagen im Gebirge. Aber ihre Unternehmer wurden die Ware nicht los. Und so griff der König zum Zwange. Es wurde den Leinenkaufleuten Schlesiens geboten, den Unternehmern eine bestimmte Menge Damastwaren abzunehmen und weiter zu verschleißen. Die Kaufleute in Landeshut, Schmiedeberg und Greiffenberg taten das auch ohne wesentlichen Widerstand. Aber die Hirschberger weigerten sich, an ihrer Spitze die Schleierherren Johann Hartmann und Wolfgang Friedrich Thomann, zwei überaus umsichtige und fleißige Kaufleute, aber auch Männer mit einem ausgeprägten Eigenwillen.



Blick auf den Hirschberger Laubenring

Radierung von Friedrich Iwan

Als solche hatten sie sich schon in jungen Jahren erwiesen. Hartmann, ein Schlesier von Geburt, weigerte sich aus irgend einem Grunde, die auf ihn 1746 gefallene Wahl zum Ältesten der „Kaufmanns-Sozietät“ anzunehmen, und konnte nur durch die Androhung von 100 Dukaten Strafe dazu bewogen werden, Thomann aber, der kein nachgiebiger Schlesier, sondern ein bayrischer Dickschädel war (er stammte aus Kempten im Allgäu), hatte der Sozietät schon in jüngeren Jahren Schwierigkeiten gemacht, freilich auf einem Gebiete, das mit dem Handel nur mittelbar etwas zu tun hatte. Bis zur preußischen Zeit galt es nämlich als selbstverständliche Ehrenpflicht für jedes Mitglied der Sozietät, auch der Schützenbruderschaft anzugehören und sich an den feierlichen Umzügen beim Pfingstschießen entweder persönlich zu beteiligen oder einen Ersatzmann zu stellen.

Friedrich I. hatte aber durch eine Kabinetts-Ordre erklärt, daß diese Teilnahme nur aus Freiwilligkeit beruhen dürfe. Darauf gestützt, weigerte sich Thomann, im Festzuge mitzumarschieren, und als er deshalb angefeindet wurde, machte er über diese Sache eine Eingabe an den König, in der er hervorhob, es sei dem Staate kein wesentlicher Nutzen getan, wenn bei dem Schützenfeste der Schützenkönig mit Münzen und silbernen Platten behängt würde. „Im Gegenteil ist gewiß“, schrieb er, „daß dabei durch fast ganzer vierzehn Tage ein unordentliches und unwirtschaftliches Leben geführt wird, das manchen Bürger in seiner Nahrung ruiniert“. Einige, besonders auf dieses Schießereien und das Marschieren im Festzuge versessene Mitglieder der Sozietät hätten vom Magistrat eine Verfügung erlangt, daß jeder Kaufmann, der sich dessen weigere, acht Tage im Arrest sitzen solle, was auch bereits einem Mitgliede der Sozietät widerfahren sei. Nun habe aber er, Thomann, keine Neigung, mit solcher Lustbarkeit gegenwärtig seine Zeit zu vergeuden, dieweil er jetzt an die fünfzig Arbeiter beim Umbau seines Hauses beschäftigt habe, und gerade in den Tagen des Pfingstschießens an den Bleichen viel zu tun sei. Und weil er meine, daß Seiner Majestät Intentionen ein fleißiger und ordentlicher Kaufmann mehr entspreche denn ein divitierender Schützenbruder, so bitte er fußfällig, jene Verordnung des Magistrates aufzuheben und der Sozietät zu verbieten, die Teilnahme an den Schützenfesten zum Zwange zu machen.

Thomann erreichte mit seiner Eingabe zunächst nur, daß ihm persönlich die gewünschte Befreiung zugesprochen wurde. Aber er begnügte sich damit nicht, sondern gab nicht eher Nahe, bis der Zwang ganz allgemein abgeschafft ward. Seiner Beliebtheit bei den Sozietätsmitgliedern war das freilich nicht sehr förderlich.

Aber Thomann fragte danach nicht, ebenso wenig wie Hartmann, in dessen Handlung übrigens der zugewanderte Thomann zuerst tätig war, bis er in die des großen Christian Mentzel übertrat, dessen Tochter Christiane Theodora er dann(1754) heiratete.

Beide Schleierherren waren unterdessen zu Oberältesten der Sozietät aufgestiegen und vom Könige zu Kommerzienräten ernannt worden.

Wesentlich auf ihren Antrieb setzte die Hirschberger Kaufmannschaft den oben erwähnten Anmahnungen der Behörde, die Damastweber und die mit Staatszuschuß eingerichteten Damastfabriken und -Niederlagen zu unterstützen, die Erklärung entgegen, „das kaufmännische Geschäft könne nicht wie das Militär zu seinem Tun und Lassen kommandiert werden, sondern müsse sich nach dem eigenen besten Dafürhalten richten“. Und da der Provinzialminister, Graf Schlabbendorff, ganz richtig erkannte, welche Rolle in dem nun anhebenden Streite Hartmann und Thomann spielten, richteten sich seine Maßnahmen zuerst gegen diese.

Er wies den Kriegsrat Schneckener in Hirschberg an, „Maßregeln zur förderksamsten Besserung des Zustandes herbeizuführen“, und der tat das, indem er die vorhandenen Damastweber zur Beschäftigung an verschiedene Kaufleute überwies und diese anhielt, die für die Damastweberei aufgewendeten Vorschüsse der Regierung anteilweise zu erstatten.

Die Kommerzienräte Hartmann und Thomann weigerten sich, diesen Befehlen nachzukommen. Folge: Kriegsrat Schnecker legte Mitte Mai 1764 den Zollbereuter Haase zur Exekution abwechselnd in ihre Häuser-, wofür sie den ersten Tag 8 Gute Groschen Exekutionsgebühr, den zweiten Tag 16 Gute Groschen, den dritten 1 Thaler und sofort an jedem Tage 8 Gute Groschen mehr an den Zollbereuter abzuführen hätten.

Das taten sie auch, ohne nachzugehen, so daß im Juni der wütend gewordene Kriegsrat befahl, das Zollamt dürfe kein Stück Leinwand oder Schleier, das irgend ein Mitglied der Hirschberger Kaufmannschaft aufgebe, zur Ausfuhr expedieren. Und mit dieser Bestrafung der Allgemeinheit erklärte sich der Provinzialminister einverstanden. Er übersandte der Kaufmannschaft unter dem 11. Juni 1764 ein geradezu geharnischtes Reskript. In ihm wurden den Hirschbergern die Schmiedeberger und Greiffenberger Kaufleute als Muster vorgehalten und ihnen angedroht, daß die militärische Exekution bestehen bleiben und noch weiter ausgedehnt würde, bis die Widerspenstigen der königlichen Willensmeinung, die nur auf ihr eigenes und der gesamten Kommerzien Bestes abziele, sich bequemt hätten. „Bisher“ – hieß es in dem Reskript weiter – „habe ich alle gradus der Gelindigkeit gegen die Kaufmannschaft vorgenommen. Allein, da sie sich renitent erweist und sogar bei einer neulichen Konferenz zu erkennen gegeben, daß, solange es von ihr dependiere, die Damastfabrikation in Schlesien niemals in Aufnahme kommen werde, solle ihr gezeigt werden, daß sie Untertanen seien, welche die königlichen, zum Besten des Landes reichenden Befehle befolgen müssen. Es ist höchst unerlaubt, daß die Kaufmannschaft durch ihr Betragen nützliche Fabrikanten, welche Seine Majestät mit vielen Kosten ins Land gezogen, durch eine geflissentliche Art wieder vertreiben möchte. Die Herren Kaufmanns-Ältesten werden deshalb angehalten, diese verjagten Damastweber wieder ins Land zu schaffen, darinnen zu etablieren und mit Arbeit zu versehen. Sollte die Hirschberger Kaufmannschaft in ihrer Widerspenstigkeit beharren, so wird sich dieselbe auch ferner selbst zuzuschreiben haben, wenn weiterhin scharfe Maßnahmen gegen sie angewendet werden.“

Die Kaufmanns-Sozietät erwiderte hierauf, es sei unzutreffend, daß sie sich auf der letzten Konferenz des Gebirgs-Handelsstandes geäußert habe, sie werde die Damastweberei in Schlesien niemals aufkommen lassen. Die Waren aber, die das Zollamt zurzeit zurückhalte, gehörten gar nicht mehr ihnen allein, sondern auch der ausländischen Kundschaft, die bereits Vorschüsse auf sie bezahlt habe. Würden sie ihnen nun vorbehalten, so würden die Hirschberger Kaufleute ihren ausländischen Kredit einbüßen, was aber zum Schaden des ganzen Gebirgshandels und der Weber führen möchte.

Im Bescheid auf diese Eingabe erklärte Schlabrendorff, es würden nur die Waren der Kaufleute expediert werden, die ihren Anteil an den Vorschüssen der Regierung zurückzahlten. Denn er fordere von den Hirschbergern „platterdings“ Gehorsam und dulde keinen Widerspruch.



Rote Seidendamastdecke mit Ansicht von Hirschberg um 1765

In Privatbesitz
(heute im Museum in Jelenia Góra)

Diese Zahlungen wurden nun geleistet, und auch Hartmann und Thomann beteiligten sich daran. Aber die Sozietät beklagte sich bei der Regierung über zu schwachen Absatz der Damastwaren. Damit fanden die Kaufleute aber wenig Glauben bei dem Minister, weil die Berichte aus andern Leinenstädten viel günstiger lauteten. Auf Kommerzienrat Hartmann hatte Schlabrendorff offenbar seinen besondern Grimm geworfen; denn er verbot in einem Reskript vom 25. Juli 1764, daß Hartmann jemals wieder in eine Konferenz der Kaufmannschaft berufen werden dürfe. Und ein halbes Jahr später trug er der Sozietät auf, nun ihrerseits so viele Damastweber ins Land zu rufen und zu beschäftigen, daß ihre Zahl wieder auf den Bestand von 1757 gebracht werde.

Unterdessen kam er auch mehrfach zu persönlicher Behandlung der Sache nach Hirschberg. Die wichtigste dieser Verhandlungen wurde im Thomannschen Hause (heut Weinhandlung von Schuld-Völker, Ring 42) abgehalten und verlief sehr stürmisch.

Es nahmen an ihr viele Damastweber der Umgegend teil, und der Minister sagte unter anderm: „Meine Herren, ich habe Ihnen ein sehr schlechtes Kompliment zu machen, da Sie sich nach Ihrer Caprice der Damastfabrikation gar nicht annehmen wollen. Ist es nicht eine entsetzliche Schande für eine solche Stadt und eine so ansehnliche Kaufmannschaft, daß sechs Gedecke haben durch eine Lotterie ausgespielt werden müssen?“

Dazu äußerte Kommerzienrat Hartmann sehr freimütig, er habe Damastgedecke gekauft und werde auch wieder welche kaufen, wenn sein Vorrat von 800 Gedecken erst verbraucht sei. Die Regierung möge doch hierin dem Kaufmann die nötige Freiheit lassen! Die Handlung verlange diese Freiheit, und den Kaufleuten gebiete ihr Gewissen, Seiner Majestät selbst anzuzeigen, was der Handlung nützlich oder schädlich sei.

Sehr erzürnt antwortete Schlabrendorff darauf, der König habe Hartmann und Thomann nicht deshalb zu Kommerzienräten gemacht, damit sie den Damastwebern selbst die Pässe zum Davonlaufen unterschrieben. Und als sich Hartmann gegen diesen Vorwurf verteidigen wollte, verbot ihm der Graf das Reden.

Aber bei dem Gastmahl, das bald darauf in der Wohnung des Schleierherren Liebich dem Minister und seinem Gefolge gegeben wurde, zeigte sich der wieder beruhigt und brachte seinen Toast auf den Damasthandel aus. Hartmann und Thomann aber sahen einander sehr vielsagend an.

Noch mehrfach ist Graf Schlabrendorff in den folgenden Jahren nach Hirschberg gekommen, hat auch verschiedentlich bei Thomann getafelt und gewohnt, und immer wieder handelte sich's um das leidige Damastleinen. Aber es war deutlich zu merken, daß der Eifer der Regierung um die Förderung dieser Fabrikation allmählich nachließ: er erstarb an dem passiven Widerstande der Kaufmannschaft, hauptsächlich an dem der beiden Kommerzienräte, zu denen sich auf der Höhe des Kampfes auch noch die Schleierherren von Buchs und Schober gesellten.



Fedor Sommer †.

Schulrat a. D. Fedor Sommer, der bekannte schlesische Dichter, ist am 16. Juni in Hirschberg, 66 Jahre alt, gestorben. Was Fedor Sommer für Schlesien und besonders für das Riesengebirge bedeutet, wird der „Wanderer“, der einen seiner bedeutendsten Mitarbeiter verliert, später würdigen.



Fedor Sommer zum Gedächtnis

Dem schöpferischen Volkstum Schlesiens hat der Tod am 16. Juni mit Fedor Sommer einen bedeutenden Vertreter genommen. Lebensgang und Lebenswerk des Dichters ist durch manche Gabe an diese Zeitschrift, die ihm zum 60. Geburtstag zum 2. September 1924 mehrere Aufsätze gewidmet hat, bekannt.

Fedor Sommer zeigte in seinem Wesen und Schaffen alle typischen Züge des Schlesiers. Er hatte den liebenswürdigen Humor, den historischen Sinn, ein starkes religiöses Innenleben und das damit verbundene Sinnieren. Erziehung und Beruf eines Menschen, der vierzig Jahre hindurch als Lehrer und Lehrerbildner wirkte und diese Lebenserfahrungen in den Romanen „Ernst Reiland“ und „In der Waldmühle“ verwertet hat, gaben ihm ein festes unbeirrbares Pflichtgefühl und Härten Gemeinschaftssinn. Aus der Verflechtung aller dieser Wesenszüge erwachsen seine großen Romane, die sich auf einer ausgezeichneten Vertrautheit von schlesischem Land und dem Volk seiner Berge aufbauen. Fedor Sommer ist recht eigentlich der Dichter der von religiösen Kämpfen heimgesuchten Gebirgsbevölkerung. Seine unter dem Titel „Am Glaube und Heimat“ zusammengefaßte Romantrilogie ist von religiös protestantischen Motiven getragen, die auch in dem Hirschberger Stadtbild des 18. Jahrhunderts „Hinter Mauern und Türmen“ sichtbar werden. Lehensgemeinschaften von Menschen hat er mit Vorliebe gestaltet, wie sie das Dorf („Die Fremden“), die Stadt, oder religiöse Überzeugung und typische Wesensart kleinbürgerlicher Welt („Die Quecksilberkruke“) zusammenführt. So erklärt sich der häufige Plural als Titel seiner Romane, die Vorliebe für historische Stoffe aber gewiß daher, daß Fedor Sommer aus der alten, von der Gestalt des großen Königs überschatteten „Siegerstadt“ Hohenfriedeberg stammt. Friedrich dem Großen als dem Genius seiner Jugend hat er in dem Werk „Unser dem Selbstherrscher“ seinen Tribut gezollt.

Nichts gewaltsam Ergrübeltes ist in seinen Werken, schlicht ruhig, freundlich-liebenswert der Erzählton, oft humorvoll und von herzhafter Derbheit. Durch Wahl und Gestaltung des Stoffes weiß er immer zu fesseln. Er hat die Kulturgeschichte des Hirschberger Tales in ausgewählten Kapiteln dichterisch gefaßt und damit klärt sich und verklärt der ihm zugesprochene Ehrentitel des Heimatdichters, der für alle jene erdacht und gedichtet hat, »die eine Heimat in sich tragen«.

G. W.



Zeichnung von Georg Runge



Unter Krippenreutern und Wippern

Dem Sittenroman „Der Edelmann“ von Paul Winkler aus dem Jahre 1696 nach-
erzählt. Mit 2 Zeichnungen von Bodo Zimmermann

Von Fedor Sommer †

Der Sohn eines vermögenden Amsterdamer Kaufmanns, Florissohn mit Na-
men, der auf hohen Schulen studiert hatte, machte nach Beendigung des Dreißig-
jährigen Krieges ausgedehnte Reisen durch die europäischen Staaten und kam so
auch nach Schlesien.

In der Nähe Breslaus brach der Schloßnagel seiner Kalesche. Während er vor
der Schmiede des nächsten Dorfes auf die Ausbesserung des Wagens harrte, sah
er sechs Personen ins Dorf einreiten und vor dein Wirtshause absteigen, was ihn
bewog, ebenfalls dahin zu gehen. In Hofe des Kretschams fand er die Pferde, von
den vier Dienern bewacht, ihre beide Herren aber in der Gaststube in ernsthaftem
Gespräch, das sie auch laut weiter führten, weil Florissohn sie französisch begrüßt
hatte, so daß sie meinten, er sei des Deutschen nicht mächtig, das er aber gut be-
herrschte.

Aus der Unterhaltung der beiden städtisch gekleideten Herren entnahm Flo-
rissohn, daß sie auf das entlegene Dorf gekommen seien, um dort einen Ehren-
handel anzutragen, und daß sie nun auf ihre Gegenpartei warteten.

Der ältere der beiden Herren, seinem Aussehen nach ein Kavalier und – wie
der junge Holländer aus der Anrede durch den Jüngeren entnahm – Rittmeister in
einem der damals im Lande stehenden Regimenter, redete sehr eifrig auf seinen
jüngeren Genossen ein und ermahnte ihn zur Vorsicht und Beherrschung in dem
bevorstehenden Handel. Er sei noch jung und – so viel der Warner wisse – noch
niemals in einem ernsthaften Zweikampfe gewesen, sondern habe seine Fecht-
künste, bisher nur auf dem Fechtboden ausgeübt. Er könne nicht wissen, mit wel-
chen Finten sein ihm bisher unbekannter Gegner Bescheid wisse, der vielleicht

eine landverrufene Haderkatze sei, der die wohl abgemessenen Tertien, Quarten und Quinten seines Widerpartes mit unregelrechten Stößen zum Verstummen brächte. Offenbar gehöre er zur Sippe der jetzt im Lande mit Recht so verrufenen „Krippenreuter“, jenen durch den langen Krieg gänzlich heruntergekommenen Adligen, die nichts weiter besäßen als ihren Adelsbrief und ein verlottertes Gütchen schier ohne Wert. Derlei Leute zögen den Degen nicht bloß dann, wenn es unbedingt nötig sei, ihre Ehre zu verteidigen, sondern auch ans bloßer Rauflust und hätten es immer auf eine völlige Abfuhr des Gegners abgesehen. Ob sich denn der Waffengang mit dein Fremden nicht habe vermeiden lassen.

„Allerdings war diesmal der Austrag mit der Waffe nicht zu vermeiden, mein Herr!“ antwortete der junge, auffällig stattlich gekleidete Mann. „Der Kerl hat mich und mein ganzes hochadliges Haus mit seinen ehrenrührigen Worten aufs höchste angegriffen. Denn er hat bei einer zufälligen Begegnung, so ich mit ihm in einem Wirtshause der Stadt hatte, vor allen und vielen Gästen nicht nur den meinem Herren Vater und seinem ganzen Geschlechte allergnädigst verliehenen Adel in Zweifel gezogen, sondern auch laut vernehmen lassen, daß, wenn ich mich einen „von Voglenbach“ nennete, er mir eine solche Einbildung mit ein paar Dutzend Ohrfeigen von der Nasen abwischen wolle. Sollte ich solchen Schimpf auf mir sitzen lassen? Dann wäre ich gewiß ein schlechter Kavalier-. Zwar gestehe ich, daß mich die Rücksicht auf meine lieben Eltern hat große Zurückhaltung ausüben lassen; denn wenn mir aus diesem Handel ein Unglück erwachsen sollte, würden sie aufs tiefste betrübt sein; aber sie würden sich doch auch damit zu trösten wissen, daß sich ihr Sohn für die Ehre ihres adligen Hauses aufgeopfert habe. Stoße ich dagegen den Kerl nieder, so habe ich hundert Dukaten in der Tasche, ein paar gute Pferde und treue Diener bei mir, mit denen ich zeitig gering über die politische Grenze entweichen und so lange dort verbleiben kann, bis mein Herr Vater der Sache mit ein paar tausend Dukaten abgeholfen hat!“

In diesem Augenblicke sahen die beiden Herren durchs Fenster, daß ihre Duellgegner über das Feld angeritten kamen, worauf sie nach schneller Bezahlung der Zeche hinaus eilten und mit den Dienern zu dein hinter dein Dorfe bereits abgesteckten Kampfplatze ritten.

Florissohn bat den Wirt, ihn heimlich auch dahin zu führen, und beobachtete nun, was weiter geschehen würde, hinter einem Zaune, an dein bereits der Junker von Voglenbach lehnte und sich die hohen Reiterstiefeln ausziehen ließ, um sie mit ein Paar leichten Fechtschuhen zu vertauschen, wobei er sein langes Haar, damit es ihn nicht hindre, unter dein breitkrepfigen Hute barg.

Der Holländer musterte unterdessen die Gegner des Junkers. Es waren lauter recht alte, wilde Edelleute in gar schlechtem Aufzuge. Er bestand bei allen in einem alten, grauen Regenrocke, der weniger vor Nässe schützen, sondern mehr das zerschlissene Untergewand verstecken sollte und die zerrissenen Lederhosen. Nur der Duellgegner des Junkers war mit ein Paar richtigen Pistolen ausgerüstet. Seine Beistände aber trugen in den aus alten Stiefelschäften zurechtgeschnittenen Halftern nur hölzerne Nachahmungen von Schußwaffen.

Der Krippenreuter warf nun den Oberrock ab und schritt mit bloßer Klinge auf den Junker von Voglenbach zu, der schon mit dein Degen in der Faust zum Kampfe bereit stand. Es drang aber der wilde auf den zahmen Junker mit solchem Ungestüm ein, daß dieser sich der Warnungen seines Sekundanten, des Rittmeisters, erinnerte und immer nur Stoß auf Stoß setzte. Und weil sich der andere in seinem Eifer oft bloß legte, wäre es dem Junker leicht gewesen, den Rasenden mit einem Stoß über den Haufen zu werfen. Als aber der Krippenreuter solche Zurückhaltung als Zeichen der Niederlage auffaßte und ihn aufforderte, um sein Leben zu bitten, sagte er: „Nein, mein Kerl! Es ist nicht so gemeint! Bisher habe ich deine Künste gesehen; itzo will ich dir auch die meinen weisen!“ Und nun ging er dem andern mit einer Passade nahe auf den Leib, riß ihm, ehe sich der dessen versehen konnte, die Klinge aus der Hand und warf sie ihm zu Füßen und ihn selbst im gleichen Tempo über den Haufen, daß der arme Krippenreuter alle Viere gen Himmel reckte. Als ihm aber der Junker seine Klinge auf die Brust setzte und rief: »Nun bitte du ums Leben!«, verlangten die Beistände des Überwundenen, daß diesen der Junker freigebe, und daß nun mit dem dritten Gang begonnen werden solle.



Der Junker von Voglenbach willigte ein, war aber gesonnen, dem andern nun die letzte Abfertigung zu geben.

Da mischte sich der Rittmeister mit gedämpfter Klinge ein und forderte Aufklärung, ob denn die Ursache des Waffenganges so schwer sei, daß sich zwei so tapfre Kerls darüber durchaus die Hälse brechen müßten.

„Ja wohl!“ polterte der Krippenreuter. „Denn dieser Pfeffersack hat sich meines Adels und Wappens gerühmet, welches ich iii alle Ewigkeit nicht dulden werde, und wenn ich mich ein halbes Jahr mit ihm herumschmeißen muß!“

„Es ist nicht wahr, daß ich deinen Namen und Wappen führe!“ verteidigte sich der Junker. „Daß ich aber ein Edelmann bin und den Namen von Voglenbach mit Recht führe, werde ich dir mit meiner Klinge beweisen!“

„Was?“ rief der andre erstaunt. „Willst du nicht Vogelbach heißen und führst du nicht drei Zeisige im Wappen?“

„Ich heiße weder Vogelbach, noch führe ich drei Zeisige im Wappen, sondern drei Kanarienvögel und heiße von Voglenbach!“

„Also lieget hier ein Mißverstand vor!“ mischte sich da der Beistand des Krippenreiters, Junker Hans von der Flinte, in die Rede. „Und so ist nicht vonnöten, daß Ihr Euch weiter schlaget, da ja der Stadtjunker gar nicht dein Oheim sein will, Bruder Vogelbach!“

Dessen gab sich der Ermahnte zufrieden, zog seinen ritterlichen Regenrock mit den beinernen Knöpfen wieder an, gab seinem Widerpart die Hand und versicherte, daß er ihn für einen Edelmann halte.

Der Herr Hans von der Flinte aber erklärte: „Ihr Herren, es ist allemal unter Kavalieren der Gebrauch, daß nach solchem Ehrentanze einer mit dem andern herumsäufet und alsdann erst recht vertrauliche Freundschaft machet. Wären wir nur näher unsern Gütern, so wollten wir die Herren auf ein gut Glas Vier und eine Pfeife Tabak zu uns bitten!“

Der Junker von Voglenbach merkte wohl, was ihm da gepfiffen ward. Außerdem lag ihm etwas daran, sich dieser Leute Freundschaft zu erwerben, weil er wollte, daß sich sein Vater demnächst auf dem Lande ankaufen solle. Und so sagte er denn: „Ich weiß wohl, meine hochadligen Herren, was meine Schuldigkeit ist! Und ich bitte derohalben, die Herren wollten sich gegen zwölf Uhr in dem Wirtshaus „Zum blauen Jgel“ einfinden und mit dem, was man da finden möchte, verlieb nehmen!“

„Wir wollen schon zur rechten Zeit da sein!“ erklärte der von Vogelbach, dem seine Mittel sonst nicht die Einkehr in diesem vornehmen Gasthause gestatteten, erfreut und ritt mit seinen Kumpanen davon. Der Stadtjunker aber schlug mit dem Rittmeister einen andern Weg nach der Stadt ein, um jeden Verdacht dieser Händel zu vermeiden.

Der junge Herr Florissohn m sich in seinem unterdes wiederhergestellten Wagen ebenfalls nach Breslau auf und stieg im „Blauen Jgel“ ab, neugierig, was sich da noch weiter zutragen würde.

Der Wirt, der ein schlauer Patron zu sein schien, bat ihn, noch ein halbes Stündchen mit der Mahlzeit zu verziehen, dieweil sich noch andre erlauchte Gäste angesagt hätten, und bald erschien auch der von Vogelbach mit seinem Beistande, fragend, ob nicht ein guter Freund für sie ein Traktament bestellt habe.

„Jhr werdet schon finden, was ihr sucht!“ erwiderte der Wirt mit einem Gesicht, als wenn ihm an dergleichen Gästen nicht viel gelegen sei. Und bald traten auch der Junker von Voglenbach mit dem Rittmeister und noch ein anderer Edelmann, ein angesehener und berühmter Kavalier vom Lande, ein. Er wurde den Tischgästen als der alte Herr von Kronhof vorgestellt und schien ein hochgeschätzter Stammgast des Wirtshauses zu sein. Die beiden Krippenreuter aber sahen es mit Verdruß, daß sowohl er als auch der Herr Florissohn bei Tische über sie gesetzt wurden, verhielten sich jedoch, solange der Herr von Kronhof mit an der Tafel saß, still und manierlich.

Als jedoch der von Kronhof und einige andere fremde Gäste aufgestanden waren, mußte sich Florissohn sehr wundern, wie diese Matzrauer von Krippenreutern mit dem edlen Wein, den der Stadtjunker auffahren ließ, liederlich umgingen, daß fast mehr davon auf dem Tische umherschwamm, als sie in ihre überfüllten Konvent-Schläuche schütten konnten. Die feinsten Gläser flogen zum Fenster hinaus, und der Junker von Voglenbach mußte sich's zur sonderlichen Ehre anrechnen, daß die Krippenreuter auf den Knien Brüderschaft mit ihm sofften und aus Mutwillen, um ihn in recht hohe Unkosten zu stürzen, eine Flasche des kostbaren Weines nach der andern auf die Erde schmissen.

Der Rittmeister, der sich schon im Voraus solche Entwicklung der Sache versehen hatte, machte sich beizeiten still davon und gab dem jungen Voglenbach ein Zeichen, ihm zu folgen. Aber die Krippenreuter ließen den nicht aus dem Garn. Wein, Tabak und schließlich aufgetragener Branntwein stiegen ihnen derartig zu Gehirn, daß sie bereits schon wieder mit „Pfeffersäcken“, „Heringsnasen“ und ähnlichen Anzüglichkeiten um sich warfen, als der Wirt, neue Raufereien befürchtend, dazwischen trat und sagte: „Jhr Herren möget nun wohl mit dem Schwärmen ein Ende machen, und sonderlich Jhr, Vogelbach, Eure schmähstüchtige Gusche zäumen, wollet Jhr nicht, daß man Euch andrer Gestalt, zur Not mit ein paar Rotten Musketieren in Eure gewöhnliche Herberge (die ein viel mindres Gasthaus als der „Blaue Jgel“ war) spedierte.“

Da schrie der von Vogelbach den Wirt wütend an: „Was sagst du, Kretschmer-Knecht? Kannst du nicht leiden, daß man dir deinen geschmierten Wein aussäufet, den dir dieser Pfeffersack teuer genug bezahlen muß?“

Weiter kam er nicht; denn der Wirt warf ihm eine Flasche Wein so stark an den Kopf, daß ihm die Scherben in der Stirn stecken blieben. Der Hausknecht aber, als er sah, daß sich die beiden Krippenreuter über seinen Herrn her machten, lief hastig auf die Hauptwache, von der er eine Rotte Musketiere mitbrachte, die die beiden Stänkerer in das gemeine Gewahrsam abführten. Der junge Voglenbach aber drückte sich still zur Tür hinaus. — — —

Schon lange vorher hatte der Holländer das Gastzimmer verlassen und war ganz allein ausgegangen, um seine Wechselbriefe beim Bankhause Voglenbach abzugeben. Er wußte aber nicht, daß dessen Inhaber der Vater jenes Stadtjunkers sei; denn der benannte sich seinen ausländischen Kunden gegenüber noch nach seinem früheren Namen Georg Tran, den er trug, ehe er geadelt wurde.

Deshalb fragte der junge Florissohn auch einen Handelslehrling, den er vor der Schreibstube traf, ob der Herr Georg Tran zu sprechen sei, worauf ihm der schier beleidigt erwiderte: „Ich weiß nicht, was Jhr wollet, noch wer der Georg Tran ist.“

Als in diesem Augenblicke ein anderer Handelsbedienter aus der Schreibstube trat, wiederholte der Holländer seine Frage, auf die er nun die ehrerbietige Antwort erhielt: „Mein Herr ist gewiß ein Fremder und meint den Herrn von Voglenbach. Folgt mir, bitte, in seine separate Schreibkammer!“

Der Herr von Voglenbach begrüßte den Fremden sehr von oben herab. Als er aber seine Kredit- und Empfehlungsbriefe durchgelesen hatte, wurde er von erlebener Freundlichkeit und stellte in Aussicht, ihn demnächst zu Gaste zu bitten.

Und das geschah bereits am andern Morgen.

Florissohn hatte sich an diesem kaum aus den Federn gemacht, als sein Diener in das Zimmer trat, das der Holländer im „Blauen Jgel“ bewohnte, und meldete, daß ein Diener des Herrn von Voglenbach schon geraume Zeit draußen warte, um vorgelassen zu werden.

Als ihn Florissohn hereinrufen ließ, brachte er mit großem Wortgepränge vor, Seine hochadlige Gestrengigkeit, der Herr von Voglenbach, und dessen gestrenge Frau Gemahlin, wie auch der gestrenge junge Herr ließen allseits einen gehorsamsten Gruß bestellen und den hochwohlgeborenen jungen Herrn auf ein Stück Fleisch zum Mittagmahl einladen.

Florissohn sagte mit ebenso vielen artigen Worten zu und bestieg um zwölf Uhr den Voglenbachschen Wagen, der ihn vom „Blauen Jgel“ abholte.

Bereits an der Haustür des Voglenbachschen Hauses empfing ihn der junge und oberhalb der Stiegen der alte Herr von Voglenbach mit vielen Komplimenten und unterhielten ihn eifrig über seines Vaters Handelsbetrieb daheim in Amsterdam, bis die Tür des Zimmers aufs neue geöffnet wurde, vor der sich zwei neue, offenbar sehr vornehme Gäste heftig bemühten, einander die Ehre des Vortrittes zuzuschancen. Schließlich ließ sich der Altere, ein Herr von Oberwitz, zum Eintritt bewegen.

Unter oft wiederholten Verbeugungen nähertretend, sagte er, den Hausherrn begrüßend: „Ich befinde mich gegen meinen hochverehrten Herrn Bruder zu höchstem Dank verbunden, daß er mich heut seiner angenehmsten Bewirtung würdigen will, und habe die schmeichelhafte Einladung angenommen, obwohl sich wie gewöhnlich unterschiedliche Kavaliere bei mir zur Tafel ansagen ließen.“ Und sich an seinen Diener wendend, der ihm standesgemäß ins Zimmer gefolgt war, trug er diesem auf: „Gehe nach Hause und richte der gestrengen Frau aus, sie solle mit der Bewirtung der geladenen und angesagten Herren nicht säumen und mich bei ihnen entschuldigen wegen der sehr angenehmen Verhinderung hier. Und dem Hofmeister lasse ich auftragen, er solle der kleinen Junker wohl achthalten und sie nicht allein ans der Gasse herumspazieren lassen. In zwei Stunden aber hole mich mit zwei andern wieder hier ab!“

Florissohn merkte wohl, was ihm atif diese Weise begreiflich gemacht werden solle, nämlich, daß er es mit einem sehr vornehmen Manne zu tun habe, obwohl

sich dann herausstellte, daß es auch nur ein unlängst geadelter Garnhändler sei, allerdings einer von den allergrößten Großsprechern der Stadt.

Er fing den Namen „Florissohn“ auf, als habe er Mühe, sich seiner zu erinnern.

„Es kann wohl sein“, sagte er, „daß der Herr Florissohn aus Amsterdam zu meiner Korrespondenz gehört hat, ehe ich nunmehr die Handlung ganz aufgegeben habe und mich nur noch des, von Kaiserlicher Majestät verliehenen Adelsstandes bediene, wie ich denn, die Wahrheit zu bekennen, nachdem ich nunmehr meine Gedanken ganz auf die Landgüter gewendet, nur noch Weniges durch meine Leute in der Handlung tun lasse.“

Florissohn erfuhr bald darauf von dem Jgel-Wirte, daß dieser Prahler vor etwa dreißig Jahren nach Breslau gekommen sei, niemand wußte, woher, arm wie eine Kirchenmaus, dort eine kleine Handlung eröffnet und mühsam unterhalten habe, bis er sich dem unehrlichen Geschäfte des „Wippens“ zugewendet und nun durch Verschlechterung des umlaufenden Geldes in jeder möglichen Art zu solchem Reichtum gekommen sei, daß ihm nur wenige unter den ehrlichen Kaufleuten Breslaus gleich kämen. So könne er sich das schändlichste Prassen leisten samt seiner Eheliebsten, der keine Fürtuchspitze gut genug sei, wenn sie nicht zwanzig Reichstaler koste, obwohl diese Frau von Oberwitz von einem Dreschgärtner aus einem nahegelegenen Dorfe stamme.

Der von Oberwitz ergriff nun auch jede Gelegenheit zum Prahlen, die ihm das Mahl bot, das jetzt aufgetragen wurde.

Und es bot solcher Anregungen viele; denn es war über die Maßen üppig. Einer der zahlreichen Speisengänge bestand in einer kunstvollen Pasteten-Nachbildung der Arche Noä, in der allerhand gebratenes Getier, als Hase, Reh, Haselhühner, Krammetsvögel, Schnecken, Kapaunen, auch Hechtlebern, Karpfenzungen, überaus große Forellen und vieles andere verborgen war.

„Mein Herr muß die Wenigkeit der Speisen nicht ansehen!“ entschuldigte sich der Gastgeber mit erheuchelter Demut gegen Florissohn, „sondern den Mangel mit dem guten Willen und einem Glase Wein ersetzen!“ Dabei stellte er zur Wahl, ob man in die über alle Maßen kostbar geschliffenen Gläser Tokayer, Kanarien-Sekt, wälschen Marzipan-Wein oder Muskateller eingeschenkt haben wolle. Als die drei letzten silbernen Schüsseln, die fasanengespickte Krammetsvögel und eine Pyramide der schönsten Zitronate enthielten, gereicht wurden, legte dem jungen Florissohn die Frau von Voglenbach selber vor, sehr bedauernd, daß man zur Zeit nichts Besseres als Nachtsch in Breslau austreiben könne.

„Ich weiß gar wohl, hochadlige Frau Schwester“, mischte sich hier der von Oberwitz ein, „daß Rebhühner als Phasianen komponieret, jetzt wohl das seltsamste Feder-Wildbret sind, das man in diesem Lande austreiben kann. Aber ich muß doch bekennen, daß mir meine Frau Gemahlin mit solchem gar zu oft aufgezogen kommt, so daß ich bereits einen Ekel davor empfinde, und ich schon sehr oft gesagt habe, daß sie auf etwas Seltsameres sinnen müsse.“

„Auf etwas Seltsameres?“ fragte entsetzt ein unweit von dem Prahler sitzender Doktor der Medizin, den diese Großsprechereien schon lange verdrossen. „Ich

weiß in Wahrheit nicht, was man noch Seltsameres erdenken sollte, als diese Gerichte, da man für dergleichen Phasianen doch gewiß bis fünf Dukaten Spezies zahlen muß. Solche Schleckereien würden freilich meinem Beutel gar bald die Schwindsucht an den Hals ringen.“

„So will ich dem Doktor den Rat geben“, sagte lächelnd der von Oberwitz, „mir allwöchentlich die Ehre seines Tischbesuches zu schenken. Denn man hat ja Gottlob noch so viel, daß man wöchentlich ein paar Dutzend Reichstaler zur Ergötzung seines Appetites nicht anzusehen braucht. Ja, ich versichre die Herren, daß mir zuzeiten, weint ich dadurch mich früher als andere erletzen kann, ein ganzer Reichstaler für einen Hering nicht zu viel dünket!“

Diese überhäufte Prahlerei wollte dem jungen Holländer wohl ein Lachen erpressen. Doch bezwang er sich und brach bald danach auf.

Im „Blauen Jgel“, wohin ihn trotz der geringen Entfernung der von Voglenbach wieder in seiner Kutsche fahren ließ, plauderte er noch ein Stündchen mit dem gescheiten Wirt über seine Tafelerlebnisse.

„Was des Herrn von Oberwitzens Prahlereien betrifft“, sagte der Wirt, „so glaube mein Herr nur ja nicht, daß es in seinem Hause immer so reichlich zugehe, wenn er nicht weiß, wem er seine Schleckereien mit reichlichem Gegengewinn durch Absetzung von Waren aufischen lasset, Denn es ist dieser Herren gewöhnlicher Handgriff ihre Üppigkeiten auf Kosten von andrer Leuts Beutel auszuführen. Mein Herr wird gewiß auch an der Tafel des Herrn von Voglenbach zuunterst ein paar gemeine Kräuter aus kleinen Städten gesehen haben, denen vorher der Herr von Voglenbach Gewürze und andre Materialien so teuer angeschmieret hat, daß er wohl aus ihrem Beutel das ganze Bankett ausrichten konnte, an dem teilzunehmen sich diese armen Schlucker als höchste Ehre anrechnen. Denn er und seinesgleichen denken Tag und Nacht auf nichts anderes, als auf Wucher und Gewinn.“

Nahm auch der junge Florissohn dies harte Urteil noch mit einigem Zweifel auf, so stimmte er ihm wenige Wochen später mit ganzem Herzen zu, nachdem ihm ein glücklicher Zufall Einblick in die Laufbahn des Herrn von Voglenbach, einstmaligem Georg Tran, verschafft hatte.

Nach diesen zuverlässigen Nachrichten war der nunmehrige Herr von Voglenbach als vierzehnjähriger Halbweise irgendwoher nach Breslau gekommen und von seinem Oheim, einem unverheirateten, recht wohlhabenden und rechtschaffenen Advokaten, in Pflege genommen worden. Der ließ ihn zunächst die Schulen besuchen. Als der Knabe aber wenig Lust zum Lernen bewies, durfte er in die Lehre bei dem Seidenhändler Cornelius Fruchlenberg eintreten, wo er sich sehr anständig bewies und mit der Zeit als Handlungsgehilfe die volle Gunst seines Prinzipals und die wertvollere seiner Prinzipalin erlangte.

Der Oheim des jungen Tran aber drängte ihn, zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu gehen. Unterdessen starb der Seidenhändler, hinterließ aber die Bestimmung, daß, wenn Georg Tran wieder aus Holland zurückkehrte, ihm angeboten werden solle, die Handlung fortzuführen und seiner verwitweten Eheliebsten

wieder wie vormals treulich zur Hand zu gehen. Auch sollte er, wenn sie ihm gefiele, seine noch junge, aber doch heranwachsende Tochter zum Weibe haben.

So wurde Georg Tran von der Witwe mit vollem Vergnügen aufgenommen, und als sie nach vier Jahren ihrem Gatten in die Ewigkeit nachfolgte, bat er sich die inzwischen mannbar gewordene Tochter von ihren Vormündern zur Eheliebsten aus, was dieser viel Freude bereitete. Die Vormünder aber hielten ihn über zwei Jahre mit allerhand Vorwänden hin, bis er sie durch Aufwendung großer Geschenke seinem Willen geneigt machte. Hierauf sowie auf die Kosten großer Geschenke an die Braut und zur Beschaffung einer reichen Aussteuer und Ausrüstung einer üppigen Hochzeitsfeier ging so viel drauf, daß von den 24 000 Talern Erbvermögen der Jungfrau Blandina nur noch 9000 Taler für die Handlung übrig blieben. Dennoch mußte er seiner Gattin über 24 000 Taler eingebrachtes Vermögen quittieren, und weil eine solche reiche Gattin nicht zu Fuß gehen konnte, mußte er ihr auch sogleich eine vergoldete Kutsche kaufen, außerdem noch ein prächtiges Haus mit Garten, so daß in Wahrheit das eingebrachte Kapital nicht reichte, und der gute Georg schnell mit aller Kunst zu Ende gewesen wäre, wenn nicht zu seinem Glücke grade jetzt der Oheim starb, ihm 4000 Taler zurücklassend. Aber es reichte auch das nicht lange hin; denn die Eheliebste hatte sich unterweilen einem maßlosen Hange zur Prasserei ergeben, in Kleidung, Lebensweise und Putz, und war von dem Ehrgeiz besessen, ihren Mann in einer angesehenen Ratsstelle zu sehen, damit sie bei öffentlichen Anlässen, als da sind Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse, nicht nötig habe, hinter andre Frauen zurückzutreten, vor allem nicht hinter die verhaßten Weibern der Gelehrten. Und da es dem guten Georg nicht recht glücken wollte, eine solche Ratsstelle zu erlangen, lag die eitle Blandina ihm ständig in den Ohren, durch Aufwendung einer größeren Summe sich von Kaiserlicher Majestät den Adel zu erkaufen. Das gelang ihm denn auch mit einiger Mühe und unter Aufopferung von hundert Dukaten, so daß nun Blandinichen bei Begräbnissen im Trauergeleit um eine stattliche Anzahl von Plätzen heraufrückte, was ihn selbst freilich dem Bankrott bedenklich näher brachte.

Doch durfte er sich ja nun „von Voglenbach“ nennen, und die eben anhebende Geldnot gab ihm Gelegenheit, sich durch die landverderbende „Wipperei“ noch einmal vor dem Schiffbruche zu retten. Mit Kippen, Wippen und Verschmelzen des guten, alten kaiserlichen Geldes in wertlose Münze verschaffte er sich ein solches Vermögen, daß er sich prächtiger denn zuvor in seinem Hause einrichten konnte und nun auch leicht die Würde eines Kapitäns der Stadt erlangte, in welcher er sich mit Pomp bei öffentlichen Feiern zeigte, an denen grade jetzt, nach Beendigung des großen Krieges, kein Mangel war. Und seinen einzigen Sohn konnte er in allen ritterlichen Künsten heranbilden lassen.

Dieser Umschwung im Leben dieses Glücksritters geschah etwa zehn Jahre vor der Ankunft des jungen Florissohn in Breslau. Also dieser aber bei den Voglenbachs so üppig bewirtet wurde, saß dem Alten schon wieder das Messer an der Kehle, und als der Holländer wenige Wochen später wieder nach Breslau

zurückkehrte, war die erste Neuigkeit, die ihm der Wirt vom „Blauen Jgel“ triumphierend mitteilte, der von Voglenbach sei bankrott und unter Rücklassung von 80000 Talern Schulden spurlos über die polnische Grenze verschwanden.

„Das wird freilich“, rief der Wirt erzürnt, „nicht hindern, daß die hochadlige Frau Gemahlin ihr gesamtes Ehegut für sich beanspruchen und auch Heller für Pfennig ausbezahlt erhalten wird, obwohl sie ja mit ihrer unersättlichen Prasserei und Prunksucht die meiste Schuld an diesem Fallissement trägt, durch das ungezählte Witwen und Waisen ihren letzten Groschen verlieren!“ – – –

Als Florissohn dieses wohlverdiente Ende des Kippers und Wippers erfuhr, hatte er gewinn- und genußreiche Besuchswochen hinter sich, die er auf dem Schlosse des alten Herrn von Kronhof verlebt, desselben hochehrenwerten Edelmannes, der nach dem Duell des jungen Voglenbach mit dem Krippenreuter von Vogelbach auch an der Tafel des „Blauen Jgel“ gespeist hatte. Ein freundlicher Zufall brachte es an den Tag, daß der Sohn des alten Herrn von Kronhof und der Holländer von Paris her gute Freunde seien.

Sofort war der junge Herr von Kronhof nach Breslau geeilt und hatte Florissohn aufgesucht, der eben im Begriff war, nach Wien weiter zu reisen. Nun wurde er dringend eingeladen, erst noch ein paar Wochen auf den Kronhofschen Gütern zu Gast zu bleiben. Er tat das auch und lernte nun freilich eine ganz andere Art von Adel und Adelswirtschaft kennen, als er bisher in Schlesien hatte beobachten können. Geriet er doch da in einen Kreis kluger und gelehrter Männer aller Stände, die sich um den alten Herrn von Kronhof als dessen Gäste versammelten.

Zwar war das Kronhofsche Schloß, unweit Breslau gelegen, weit weniger mit Luxus ausgestattet als die Stadtwohnung des Wippers von Voglenbach; aber eine große Zahl von Gewehren, Pistolen, Karabinern und allerhand andres Waidgerät, wie Körner, Hirschfänger und dergleichen, auch stattliche Geweihe und Gehörne von erlegten Hirschen und Rehen zierten die Wände der geräumigen Zimmer und Säle, und in den Ställen konnte sich der junge Holländer an wohl zugerittenen, edlen Rossen ergötzen. Alles Dinge, die zur Umgebung eines Edelmannes von rechtem Schlage gehören.

Aber der Fremde sollte doch auch noch einmal einen Blick in das Treiben jener andern Art von Adligen tun, die man so recht treffend als „Krippenreuter“ bezeichnete.

Der junge Herr von Kronhof fand nämlich bei seiner Rückkehr aus Breslau einen Patenbrief und eine Einladung zur Tauffeier vor, der – wenn auch sehr wider Willen – doch folgen mußte, weshalb er seinen Freund einlud, ihn auf das etwa sechs Meilen entfernte Gut zu begleiten, dessen Besitzer ein zwar wenig begüterter, aber doch ehrlicher Mann war, den er nicht gern durch eine Absage kränken mochte. Da sich aber hier eine Nachbarschaft von Krippenreutern zusammenfand, deren lächerlichen weil ganz grundlosen Adelsstolz der Junker von Kronhof wohl kannte, stellte er seinen Freund als einen adligen Oberwachtmeister aus holländischen Diensten vor, was zur Folge hatte, daß sich diese adligen Bauern am ersten Abend gegen den Fremden und im allgemeinen ganz artig benahmen. Am andern Tag aber und nach vollbrachter Tauffeier ging es recht bunt zu.

Zwar war das Mahl bescheiden, weint auch reichlich, und zu trinken gab es nur wässriges Bier und Branntwein. Aber die etwa zwanzigköpfige Gesellschaft war rechtschaffen lustig, und die dazu gehörigen Damen fand Florissohn viel aufgeweckter als die im Hause Voglenbachs. Die Jugend vergnügte sich nach dem Klange von ein paar Fiedeln unermüdlich im Tanze.

Im Anblicke Florissohns, den ja alle für einen Oberstwachmeister hielten, gedachte eine Frau von Ruhmstein ihres Sohnes, der als Oberst in fremden Diensten stand, und sprach die Hoffnung aus, er möge da ebenso geehrt werden wie der Holländer hier.

Da mäkelt eine sehr herabgekommen und unansehnlich erscheinende Genossin von ihr, Frau Ilse von der krummen Breche: „Ich habe mich damals, Frau Schwester, sehr verwundern müssen, wie Ihr es über Euer mütterliches Herz zu bringen vermochtet, Euren Alexander, als er kaum zehn Jahre geworden war, unter die Kriegsgurgeln zu verstoßen. Ich schwöre bei meiner Seele, daß ich nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen handeln könnte, und ziehe vor, meinen Hans Christoph daheim und auf dem Gütlein zu halten, so gut ich kann. Zwar hat es kein Geringes gekostet, ihn rittermäßig auszustaffieren. Meine zwei besten Kühe gingen jüngst dafür drauf, so daß ich ihrer nun doch auch fünf habe. Aber ich sehe nun doch auch meine Lust, wie er sich iii allem so rittermäßig anzustellen weiß. Denn seht, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen wie ein anderer und die Damen herumerdrehen, daß es eine Art hat? Er wird auch gewiß keinem ein Glas Bier oder Branntwein ausschlagen, und Tabak ist sein ganzes Leben. Er ist auch auf allen Gesellschaften sehr angenehm, daß er bisweilen unter drei Wochen nicht einmal nach Hause kommt, und dann gemeiniglich mit einem blauen Auge. Woraus ich mir leichtlich die Rechnung machen kann, daß er sich gut ritterlich herumschläget. Und also wird auch mein Zweiter, dieser Junker Martin Andres, werden, der unterweilen noch am liebsten seinen Wudelkopf in seiner Mutter Schoß leget. Der lose Kerl weiß auch schon, daß er Junker ist. Darum begehrt er, nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit des Roßknechts Jungen im Felde herum. Aber ich werde ihm doch wohl statt eines Pferdes, um das er mich unablässig anlieget, ein ABC kaufen müssen, weil sein seliger Herr Vater immer gewünscht hat, er solle ein rechtschaffener Gelehrter werden.“

Aber die Frau von Ruhmstein widersprach dieser Erziehungsart und pries sich glücklich, daß sie ihren Sohn so früh angehalten habe, sich den 'Wind um die Ohren sausen zu lassen. Nun sei er der vornehme Kommandant einer Festung, von dem Kaiser in den Freiherrenstand erhoben und in der Lage, sie und ihre Tochter reichlich mit Geld und kostbaren Geschenken zu bedenken.

„Ist es möglich, daß der Junker Alexander ein so vornehmer Herr geworden ist?“ rief die Frau von der krummen Breche erstaunt. „Ich weiß mich seiner noch sehr wohl zu erinnern. Nun, ich wollte meinen Junker Hans Christoph wohl auch unter die Soldaten gehen lassen, wenn der Herr Obrist, Euer Sohn, liebe Frau Schwester, es so einrichten könnte, daß er nicht dahin käme, wo die wilden Leute sein, auch nicht Schildwacht stehen müßte, sondern ihn bald zu einem Korporal

machte, da ich dann meine alte Gritte, so ihn ganz aufgezogen hat, schon überreden wollte, daß sie auf ein Jahr mit ihm zöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wasche, ihm des Morgens ein Warmbier mache und die Hemden belause, und sollte ich ihr dafür gleich noch eine halbe Metze Lein säen!“

Allem Anschein war die Frau von Ruhmstein im Begriff, ihrer hochadligen Schwester die törichten Anliegen gebührend abzuweisen, hätte sie nicht eben der junge Herr von Kronhof zum Tanze aufgeführt. Zu der alten Frau von der krummen Breche aber gesellte sich der von Vogelbach (derselbe, der sich jüst mit dein Breslauer Stadtjunker ähnlichen Namens herumgeschlagen hatte) mit einer langen Tabakspfeife im Munde.

„Wie geht’s? Wie steht’s?“ fragte er und begann, sich mit dem Lobe ihres Junkers Hans Christoph bei ihr einzuschmeicheln. „Ich wünschte mir, er wäre dabei gewesen, wie ich mich vor ein paar Tagen mit einem Pfeffersacke herum-schlug, daß ihm dabei die schwere Angst kaut und er mich ums Leben bitten mußte! Er gab derhalben hinterher einen stattlichen Schmaus, wobei wir uns denn so lustig machten, daß der beste Wein in der Stuben herumfloß und die feinsten Gläser zum Fenster hinausflogen. Fraget nur, liebe Muhme, wenn Jhr’s nicht glauben wollt, den Kavalier! Der ist dabei gewesen, als ich den Pfeffersack geschoren habe.“

Er wies dabei auf Florissohn, der bisher still bei einer Pfeife Tabak diesem adligen Diskurse zugehört hatte. Es verdroß ihn in der Seele, daß dieser Kerl so unverschämt daher log und ihn nun auch noch zum Zeugen anrief. Er tat deshalb, als habe er nichts gehört, und ging zum Saale hinaus.

Die alte Frau von der krummen Breche aber legte los: „Es ist Euch gewiß eine schöne Ehre, daß Jhr Euch wegen eines Suffes Wein mit den Bürgern so gemein machet und mit ihnen Brüderschaft saufet, ja die Pfeffersäcke sogar ‚Oheim‘ nennet!“

„Seht Jhr mich für einen Narren an?“ ereiferte sich der Gescholtene, „daß ich diese Kerls ‚Vetter‘ und ‚Oheim nennen sollte? ‚Bruder‘ gehet wohl noch hin, so lange sie lustig Wein hergeben. Hernach aber heißet es: ‚Lasset die Bärenhäuter gehen!‘ Und ich wollte einen sehen, der jetztund etwa in diese adlige Zusammenkunft träte und mich ‚Bruder‘ hieße oder so viel Herze hätte, mir einen Stoß anzubringen!“

Kaum aber hatte der Aufschneider geendet, kam eines andern Edelmannes Knecht herein und sagte ihm etwas leise ins Ohr, worüber er sehr erschrak. Und bald darauf trat ein fremder, im Dorf einquartierter Reiter iii die Stube und schrie den Junker an: „Ich habe dir, du kahler Schust, schon zu zweien Malen sagen lassen, du sollest mir die Stiefeln heraus schicken, weil ich einen Ritt bekommen habe und nicht warten kann!“ Und dabei stieß er den Junker mit Gewalt auf die Bank und riß ihm die langen Reitstiefeln von den Füßen.

Da saß nun der hochadlige Aufschneider in einem Paar sackgrober Strümpfe, die nur zur Hälfte die Schenkel bedeckten, und durfte sich nicht von dem Tische weg machen, bis man im Hause ein Paar alte Schlurfen aufgefunden hatte. Er aber drohte, er werde den Reiter in Stücke hauen, und was des Schmähens mehr war.

Unterdessen vergnügten sich die andern weiter mit Tanzen, Tabakrauchen und Schnapstrinken. Als der Lärm immer ärger wurde, schlichen sich Florissohn und der junge von Kronhof auf einen Wink des letzteren davon und fanden bei einem dem Herrn von Kronhof bekannten Bauer in der Nachbarschaft ein Nachtlager auf dessen Heuboden.

Am andern Morgen erfuhren sie durch den Reitknecht, daß eben eine dreifache Schlägerei nahe der politischen Grenze ausgefochten würde wegen eines Streites, der gestern Abend spät noch unter den Taufgästen ausgebrochen sei.

Die Ursache dazu hatten die üblichen Aufschneidereien über Jagderlebnisse gegeben.



Der Junker von Vogelbach, so berichtete der Reitknecht, hatte damit den Anfang gemacht.

Er erzählte, daß ihm jüngst eine große Bache, auf die er zielte, zwischen die Beine gelaufen sei, so daß er rücklings auf ihr zu sitzen kam. Nachdem sie ihn so an die sechs Meilen durch das dichteste Gestrüpp geschleppt hatte, habe er sich

endlich auf sein großes Taschenmesser besonnen und mit diesem so lange an ihrer Kehle herumgefiedelt, bis sie zu Boden sank.

Zu dieser Geschichte äußerte Hans von der Flinte (derselbe, der in der Rauferei mit dem Junker von Voglenbach des Erzählers Beistand gewesen war) einige Zweifel, wie sein Vetter, rückwärts sitzend, der Bache habe an die Gurgel kommen können.

„Meinest du, daß ich mein Voltigieren sogar vergessen hätte?“ fragte da der von Vogelbach mit gut gespielter Entrüstung und erkundigte sich zur Ablenkung, wie es denn in letzter Zeit mit des Fragers Waidwerk bestellt gewesen sei.

„Sehr schlecht!“ antwortete dieser. Dabei macht mir den meisten Spaß, was ich auf dem Kopfe meines alten Hechtes erbeute.“

Alle fragten erstaunt, was er damit sagen wolle.

„Ja, ich habe in dem Teiche vor meinem Hofe einen großen Hecht“, erwiderte Hans von der Flinte lächelnd, „der – wie ich an seinen Zähnen ersehen kann – schon an die 1500 Jahre alt ist. Dem ist so viel Moos auf seinem dicken Schädel gewachsen, daß alle Jahre die Enten in ihm nisten. Bekomme ich nun einen Gast oder brauche sonst ein Gericht Fische, so nehme ich nur meine Kugelbüchse und schieße ihm eins an den Kopf, worauf er so erschrickt, daß er über einen halben Zentner Speisefische ausspeiet. Sage mir aber, Junker Melcher von der Kratze, was bringt dir denn dein Gut jetzt eilt?“

„Niemals unter anderthalbhundert Talern im Jahre!“ kam schnell die Antwort. „Das meiste habe ich vom Obst. Und zwar von meinem alten Nußbaum. Er trägt das Jahr mindestens 30000 Schock Nüsse.“

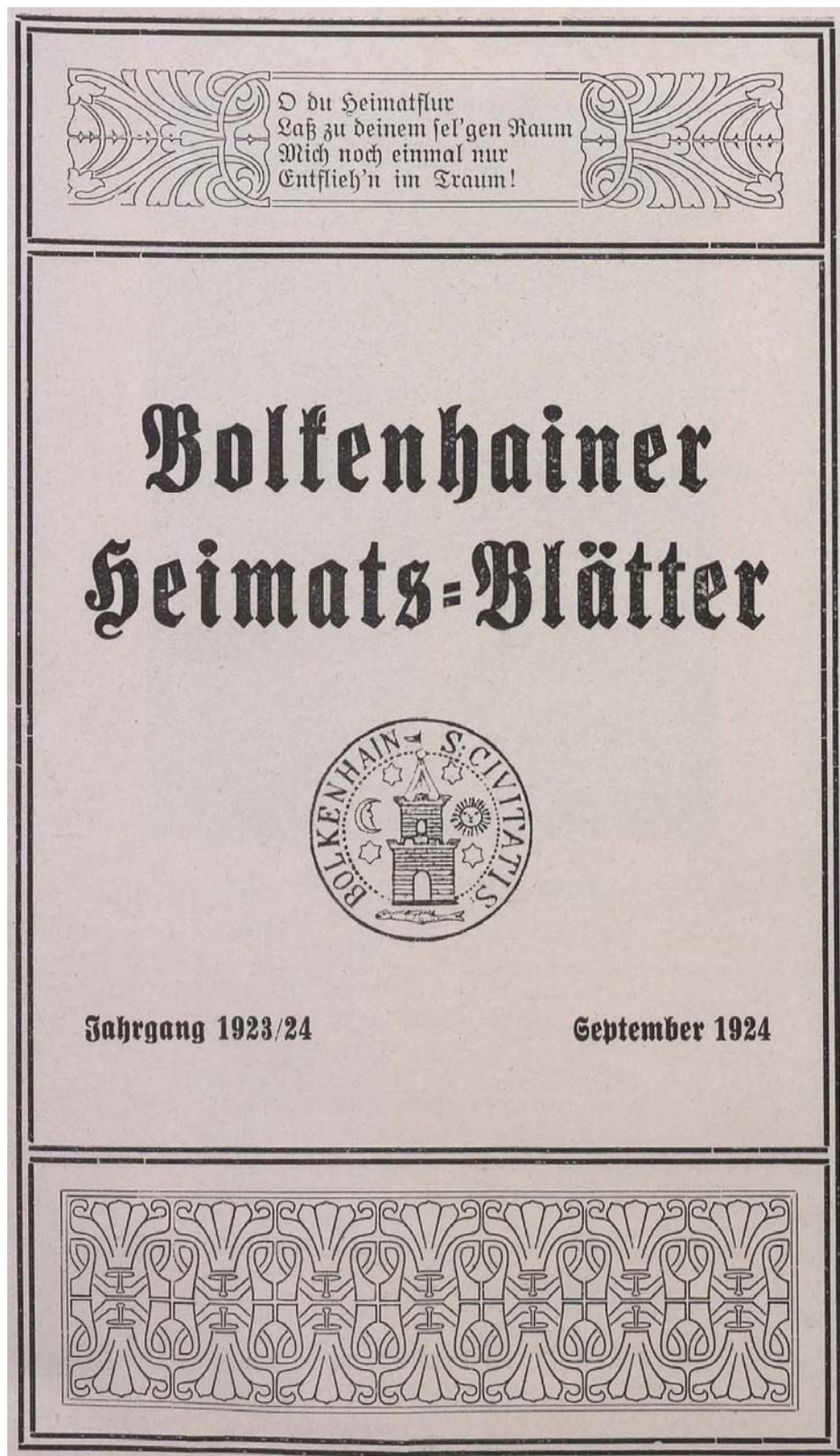
Das begegnete bei den andern berechtigten Zweifel. Worauf der hitzige Junker von der Kratze schrie: „Ich hab’ es gesagt und werd’ es immer sagen! Denn ich bin kein solcher Aufschneider, wie du, Vogelbach, mit deiner Sau, oder du, Flinte, mit deinem alten Hechte!“

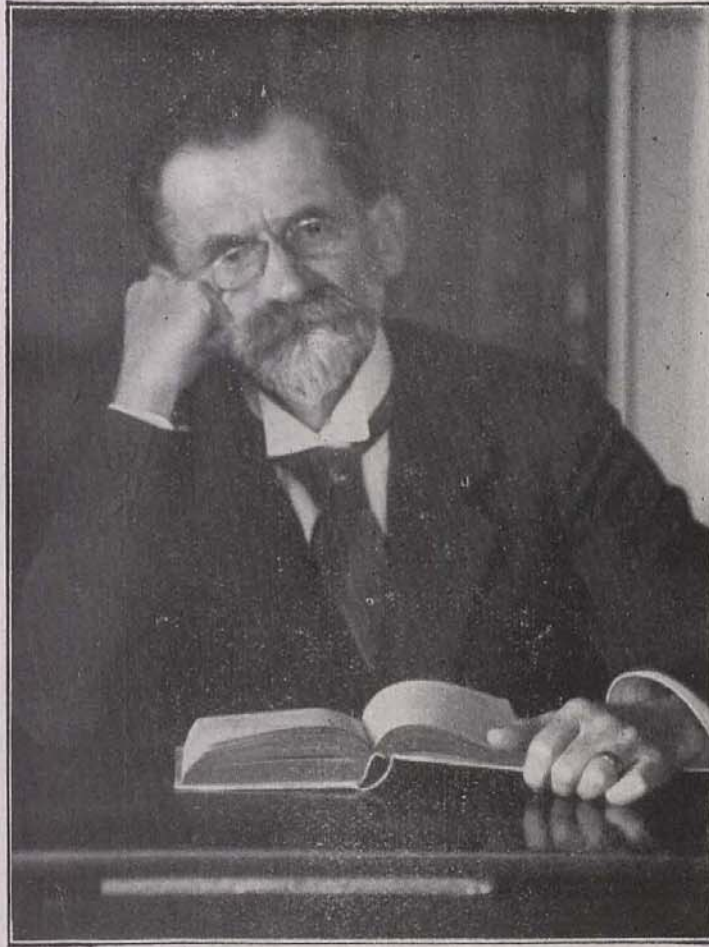
Im Augenblicke sah man, wie Gläser, Krüge, Tabakpfeifen, Lichte und Leuchter in der Stube herumflogen und die drei Junker einander bei der Kehle kriegten, wobei nichts so lächerlich war, als daß die Frau von der krummen Breche alsbald ihren Junker Hans Christoph vom Tische hinwegriß und anfangs unter ihrer Schürze versteckte, um dann unvermerkt mit ihm zur Tür hinauszuschleichen. –

Einige Tage später, nachdem der junge Herr von Kronheim wieder mit seinem Gaste auf dem Schlosse seines Vaters angekommen war, erhielt man die Nachricht, daß bei dem Duell nach diesem Taufschmause der von Vogelbach seinem Gegner einen so gefährlichen Hieb in die Pulsader des rechten Armes beigebracht habe, daß das Blut nicht zu stillen war und der gute Kerl auf dem Platze blieb. Der Junker von Vogelbach aber sei über die polnische Grenze entwichen.

„Natürlich!“ sagte hierzu der alte, wirklich „edle“ Herr von Kronheim. „Wie wäre es denn sonst ‚adlig‘ zugegangen, wenn sie nicht einander ritterlich die Hälse gebrochen, ihre Weiber und Kinder aber an den Bettelstab gebracht hätten!“

Feder Sommer
In den Bolkenhainer
Heimats-Blätter





Zu Fedor Sommers 60. Geburtstage.

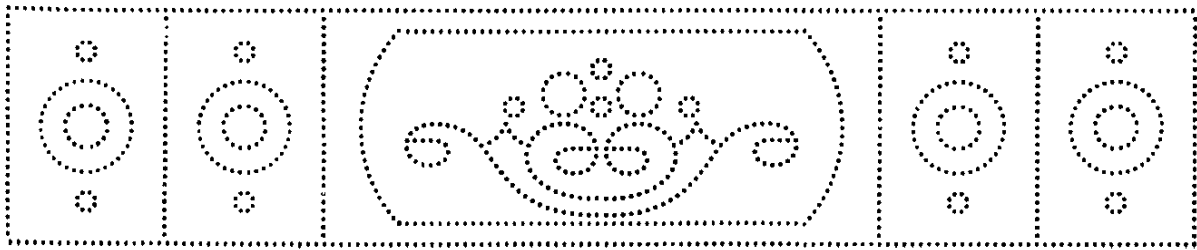
Mir ist's, als ob die Lüfte bringen
 Von Ferne trauten Glockenton.
 Die Heimat will Dir heute singen,
 Dir, ihrem großen treuen Sohn.

So Schönes hast Du ihr gegeben!
 Du kennst ihr Herz, Du weißt ihr Leid;
 Ihr galt Dein Schaffen, Kraft und Leben,
 Ihr hast Du Deine Kunst geweiht.

Du gingst durch Mühsal und Beschwerde,
 Manch Glück ward Dir dahingerafft:
 Aus Heimatluft und Heimaterde
 Wuchs immer neu Dir Mut und Kraft.

Dein Herz ist jung und frisch geblieben,
 Ob Jahr auf Jahr Dir schnell entschwand.
 Gott schirme Dich! Wie wir, so lieben
 Dich Tausende im Vaterland!

Kurt Tiege.



Fedor Sommer.

Von Hans Christoph Kaergel.

Unser Leben ringt heut stärker denn je um zwei Erkenntnisse: Ist der Sinn des Lebens Einsamkeit oder Gemeinschaft? Nach den lauten Verkündern des schrankenlosen Jch-Menschentums blieb unter den unbeirrbaren Stillen im Lande doch das Lied der Gemeinschaft.

Ja, wenn wir die tiefsten Schreie der selbstbewußten Menschen hörten, waren es ja nur Schreie nach dem Andern. Warum gestalteten sie sonst? Warum brannten sie darauf, daß ihre Gestalten zu den Menschen kamen? Ihr so grell verkündetes Alleinsein fehmerzte sie. Sie drängten zur Gemeinschaft. Ihr Weg dahin war nur von dem neuen Gelärm der Zeit begleitet. Sie haben viel neue Straßen gebaut. Aber das Ziel haben mich sie nicht verrückt. Es ist noch immer dasselbe geblieben. Und immer noch scheint die große Frage: Einsamkeit oder Gemeinschaft nur vom Sinn der Gemeinsamkeit beantwortet zu werden. Wären wir damit auf einem falschen Wege, so würden wir nicht nach Dichtern, Musikern und Malern fragen. Die Künstler würden den Lobgesang ihres Herzens nicht hinausschicken. Freudelos würden wir aneinander vorbeigehen, und das lebenerhaltende Band der Liebe würde zerreißen. –

Nein, noch glauben wir an die erhabene Kraft der Gemeinschaft. Aus diesem Glauben wächst vielleicht allein unsere Kraft zu allem Großen.

Hätten wir diesen Glauben nicht, gingen wir auch heut wieder stumm an einem Menschen vorüber, der sich uns und damit diesen großen Ideen verschenkte. Das Verlangen, es ihm einmal wieder sagen zu dürfen, daß er in uns lebt, ist der Ausdruck der in uns lebendigen Sehnsucht zur inneren Gemeinschaft.

Wenn ich heut nur von meinem eigenen Sehnen spreche, von dem Menschen und Dichter Fedor Sommer zu künden, weiß ich, dasz ich für Tausende der Mund bin, die mit mir das Verlangen tragen.

Es heißt das Werk eines Menschen nicht verkleinern, wenn man es versucht, im Spiegel seines eigenen Lebens zu schauen. Vielleicht ist ein anderer Weg zu

einem Menschen und seinem Werke überhaupt nicht möglich. Wir sollten uns darum die scheinbare „fachliche“ Beurteilung eines Menschenwerkes schenken. Ein Menschenleben und sein Werk ist niemals eine „Sache“. Ich muß bekennen oder verleugnen. Immer wieder werde ich mit meinem ganzen Sein dahinter zu stehen haben. Und ich bekenne freudig mich zum Menschen und Dichter Fedor Sommer und will heut nur verkünden, wie sich sein Leben und Schaffen in mir spiegelt.

Und da ich mit ihm ein Kind unserer schönen Heimat bin, hoffe ich, daß er in Tausenden so lebt, wie in mir.

Das erste Begegnen war ein hartes Anprallen. Halb Kind noch, halb schon mit wissenden Augen des Jünglings sah ich ihn unerbittlich auf dem Katheder zu Schmiedeberg. Und während meine Augen sich oft nach den wundervollen Bergen hinaufsuchten und sich in allerlei Träume spielten, zwang mich das scharfe Auge immer wieder in seinen Bann. Ich erlebte das unerbittliche der unverrückbaren Pflicht. Oft genug packte mich das Schauern und Fürchten. Etwas unerhört Neues und Zwingendes hatte mich in der Gewalt. Das Chaotische meiner Jugend bäumte sich dagegen. Ich liebte ihn nicht. Aber ich kam von dem Eindruck der Wucht seiner Persönlichkeit nicht los. Bis wir in einer Sommernacht am kleinen Teich ihm und der schönsten Bergnacht unsere Lieder sangen. Ich seh' ihn immer noch stehen. Zum ersten Male sah ich Tränen in seinen Augen. Der große Mann weinte. Weinte, weil er, wie wir alle, ergriffen war von der Gottesnähe, die in der Einsamkeit der Berge zu uns sprach. Dann lag bei „Kriebel“ sein „Ernst Reiland“ aus. Und von dieser Stunde an verknüpfte mich mit dem Menschen und Schaffenden ein Band, das nun durch alle Jahre hindurch gehalten hat. Ich erlebte nicht mehr den Führer, den Lehrenden, ich erlebte sein Inneres, seine Sehnsucht, sein Ringen um den Sinn des Lebens; es wuchs zwischen ihm und mir das, was ich anfangs als den Sinn des Daseins benannte: Gemeinschaft.

Wie tief in ihm diese Erkenntnis wurzelte, kann man an seinem frühesten Schaffen schon erschauen. Wie er auf dem Katheder von der großen Idee durchglutet, nur Menschen zu gestalten suchte, die im Sinne Goethes „Persönlichkeiten“ wurden, so auch in den ersten Menschen seiner Erzählungen. Hinter ihm stand immer der eiserne Wille zur Pflicht. Die Pflicht mußte ihm ein gewaltiges Gotteserlebnis geworden sein. Wir wurden als seine Schüler immer wieder von ihm gezwungen. Er wußte, daß nur der zum Führer der Jugend geboren war, der Kunst genug besaß, sich selbst zu bezwingen. Vielleicht, daß ihm schon immer das große Ziel vor Augen schwebte, ein Volk zu sehen, das über den Sehnsüchten des Einzelnen das Große und Gemeinsame als unverlierbare Kraft in sich trug.

In den Kathederstunden, da er uns zu Lehrern heranbildete, ging er unbeirrbar diesen Weg. Wer zu schwach war, mußte fallen. Wie tief auch manchmal das Mitleid in ihm sprach, wenn es galt, wieder einen Jungen von der Schulbank zu schicken, höher stand immer das große Wollen zum Volk.

Ich glaube, dieses leidenschaftliche Ergriffensein für dieses große Ziel, dieses wilde Aufklingen des starken Rhythmus vom Kantschen Imperativ hätte ihn innerlich zu Grunde gerichtet, hätte er nicht Wege gefunden, sein Wollen zu gestalten.

So glaube ich auch, daß Fedor Sommer nicht vom eigenen, ich möchte sagen, individuellen Erlebnis getrieben wurde, zu gestalten. Die Geburtsstunden seines Schaffens liegen mehr in den geistigen Erlebnissen. Die Leidenschaften seiner Menschen brennen mehr die Leidenschaften seines geistigen Wollens. Er ist von der Wucht seines ethischen Glaubens mehr zum Schaffen getrieben. Er war schon ganz Glied der Gemeinschaft dieser großen Idee, als er begann. Sein eigenes Leben mit all seinen Irrungen und Wirrungen erschien ihm zu belanglos, um es immer wieder hinauszuschreiben. Das fühlt man selbst an seinem ersten größeren Werk, das wie alle, mehr Selbstbiographie enthält, als alle später gestalteten. Es geht in der „Waldmühle“ tatsächlich nicht um das Liebesglück Fedor Sommers, nicht um das Schwanken seiner jungen Seele, sondern um die Entscheidung zwischen Leidenschaft und Liebe.

Freilich spürt man, daß dieses erste Buch noch genug vom eigenen warmen Blut durchglutet ist. Es reißt Wunden auf und läßt sie wieder schließen. Und doch sind die Gestalten schon selbständig. Sie reden nicht alle, wie der Dichter spricht. Er hat sie sich schon ein wenig vom Herzen gerückt. Sie sind wie auf eigenem Boden gewachsen. So glaubt man beim ersten Lesen, daß sie wie die Gestalten der Dichtungen jener Tage nur realistisch geschaut sind. Und doch tragen sie alle etwas Neues, Unerklärliches in sich. Jrgendwie sind sie „unwirklich“. Sie werden entweder von der Wucht der großen Idee gepackt, oder zerbrechen daran. Nur daß in der Waldmühle die Idee erdgebunden ist. Sie wächst aus dem Boden auf, auf dem die Menschen gehen. So wird das erste Buch mit all seinen Realitäten, die bis ins Grausigste gestaltet, dramatisch sich zuspitzen, am Ende doch wirklich-unwirklich. Die Menschen gehen in dem Zwiespalt zwischen Erde und Himmel dahin. Ihre Sprache ist schwer und kommt aus dem Rumoren des Alltags. Aber ihre Seele ist von der Furcht vor einem größeren Sein beladen.

Es gibt für diese Zweiheit nur eine Erklärung: Schlesier. Wie der Lehrer Schlosser ganz erdhaft seinen Kindern die Mohnstaude erklärt, von Staubgefäßen und Fruchtknollen redet und plötzlich mit den Kindern in einem alten Liede zum Himmel kommt und Tod und Verklärung sieht, so springt der Schlesier alle Tage und Stunden von der Erde zum Himmel. So kommt es, daß man schon im ersten Buche den Bodenduft atmet, stark und würzig, der aus allein Schaffen strömt.

Aber das sei schon hier gesagt; die Verkettung mit der engeren Heimat ist bei Fedor Sommer keine Verkleinerung seines dichterischen Rahmens geworden. Obwohl die Gestalten im tiefsten nur durch Schlesien verständlich find, tragen sie doch alle eine Idee, die um Menschheitsprobleme ringt, nicht nur um Fragen der Heimat.

Selbst „Ernst Neiland“, der in so vielen Zügen dem Gesichte seines Schöpfers gleicht, ist die stärkste Kraft die Pflicht Aus ärmlichsten, niedrigen Kreisen ringt sich Ernst ans Licht. In ihm lebt der Künstler. Man fühlt, wie ihm die Bindungen

des Alltages Fesseln werden. Es wird eine der vielen Gestalten, die der Welt gegenüber das Recht ihrer Individualität verfechten. Die Schulstube ist zu eng für seine Welt. Auch auf den Bergen wohnt die Freiheit nicht. Es treibt ihn aus Langwasser wieder hinunter in die Welt. Aber hier ist er ein anderer. Er verliert sich nicht im Schrankenlosen. Immer fühlt man bei ihm die gute „Kleinbürgerlichkeit“, wie es wohl die meisten nennen. Im Grunde genommen aber ist es die Verankerung mit dem angeborenen Pflichtgefühl. Freiheit ist nicht Zügellosigkeit. Freiheit ist Ueberwindung des Triebmenschen in sich. – Wahre Freiheit trägt nur die Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit trägt Ernst Reiland in sich. Ich weiß, daß man seinen „Ernst Neiland“ gern als ein „Schulmeisterbuch“ hinstellt. Es ist aber mehr als das. Es trägt etwas von dem Schulmeister in sich, der vielleicht noch kommen soll. Wie er in „Langwasser“ Menschen weckt und führt, wie er weiter hinein ins große Leben wächst, das ist nur durch die größere Sehnsucht erklärbar, die eine Hemmt sucht, die keine Grenzen hat.

Ich sagte schon einmal, daß Fedor Sommer von der Idee ausgeht, die er in sich erlebt. Am stärksten fühlt man es in seinem monumentalsten Werke: Das Waldgeschrei, Die Schwenkfelder und Die Zillerthaler. Drei Werke wachsen zu einem einzigen hohen Bau. Wie die Kirchenpfeiler einer gotischen Kirche streben sie nach oben und tragen einen Himmel.

Daß sich die religiöse Erkenntnis des Menschen und Dichters gestalten mußte, fühlte man schon ans den ersten Werken. Die Gespräche Ernst Neilands suchten oft die Wege jenseits der Grenzen des Menschlichen.

Es gab freilich für diesen Weg keine Ueberraschung mehr. Wie auch die Jahrzehnte auf den Menschen Sommer einschlagen, Schicksale pochten und lärmten, Zweifel in den einsamsten Stunden wühlten, der Weg war gezeichnet. Der große Königsberger Meister stand hinter ihm. Die Welt Kants, das Gebäude des Paulinischen Christentums noch heller erleuchtend, wurde die Welt Fedor Sommers.

Die Forderung der unbedingten Selbstverantwortlichkeit gegenüber einem unumstößlichen Sittengesetz, die absolute Selbstbestimmung Gott gegenüber, die nur einen Mittler erkennt, ist nur evangelisch-paulinisch denkbar.

Darum mußten ihm die Gestalten lebendig werden, die diesen Glauben in sich trugen und behaupteten. Wieviel hier von eigenen Kämpfen gegenüber Zweifeln mithineinspielen, soll hier nicht geprüft werden. Sicher leben sie mit darin. Denn gerade die Menschen des Waldgeschreis am Predigerstuhle, die Schwenkfelder und Zillerthaler sind so blutvoll gestaltet, daß sie lebendiger sind, als alle vorangegangenen Romangestalten.

Sie kämpfen. Sie rennen gegen ein Schicksal an und zwingen es. Es sind Menschen mit Luthers Geist. Ja, es sei einmal ruhig ausgesprochen: Hier lebt in jedem Werk evangelische Welt.

Wir leben jetzt mitten in einer Bewegung, die durch die furchtbaren Erlebnisse und Erschütterungen des Weltkrieges unsere Zeit mitreißt. Die plötzlich zerrissenen Bande aller menschlichen Zweisamkeit können nicht mit einem Male für immer zerrissen sein. Die Seele sehnt sich nach den Inseln, wo es keine Grenzen des Menschlichen mehr gibt. Die Mystik mit all ihrer tiefen Religiosität all ihrer zu

leicht verführerischen Schwärmerei packt uns. Daher auch die Zuneigung zur Gefühlswelt des Katholizismus. Mit einer neuen Gefühlssprache kommen Dichter der katholischen Weltanschauung und verkünden ihre Welt. Es ist, als ob für die klare, bekenntnisfrohe Hingabe an eine Religion der Ueberwindung und Kraft, wie sie der evangelische Glaube in sich trägt, es nur noch wenige Dichter gäbe, die sich noch bekennen.

Fedor Sommer bekennt Drei Kirchen baut er auf. Und alle drei sind nicht von Stein erbaut. Sie erstanden nicht Ihre Bogen tragen den Himmel. Immer sind es Gestalten, die mehr als eine Kirche ersehnten. Im Grunde genommen sind es immer Gestalten, die das lebenserhaltende ihres Glaubens in sich tragen: Die Forderung der eigenen Priesterschaft Denn die Waldleute und Schwenkfelder, ja auch die Zillerthaler kämpfen nicht nur gegen den Geist von Rom, der ihnen unerträglich scheint, sondern auch gegen den Geist aller Engbrüstigkeit der eigenen Glaubensbrüder. Sie verlangen Leben. Sie wollen selbst zu Gott gelangen.

Ich wünschte, die Predigten dieser drei Bücher, die Menschen aus dem Waldgeschrei, die vergessenen Schwenkfelder und Zillerthaler lebten noch in uns.

Nicht Zurücksinken in die Winkelstuben des Sektenwesens, der engen Selbstbeschaulichkeit ist es, was ihn reizt, sich die besonderen Gestalten zu wählen, sondern die innere Größe der Menschen.

Und er findet sie, nicht nur bei den Geistlichen des Waldgeschreis, den einfachen Bauern in den Schwenkfeldern und Zillerthalern, nein, er zeichnet auch die Gräfin Reden mit dieser Innerlichkeit, sodaß die drei Bücher nirgends einen Ich-Menschen als Helden tragen, sondern Volk sind. Volk im großen, edlen Sinne. Der flüchtige Leser nennt die Heldin dieser Werke „Heimat“. Er hört in den Schenkstuben und auf den Straßen die schlesischen Laute. Er wandert über die Baberhäuser zu den Predigtsteinen, ist im Schwenkfelder Dorfe bekannt. Schmiedeberg und Buchholz grüßen. Und alles krönt die erhabene Majestät der Berge. Aber die Heimat ist nicht Heldin. Sie ist hier nur Mutter des Helden. Die Gestalten sind ohne diesen Mutterboden nicht denkbar. Aber Träger der Idee ist das Volk mit seiner primitiven Sehnsucht, die unverfälscht und erdhafte der Quell aller Kraft ist. Ich wollte hier mit den vertriebenen Protestanten im Waldgeschrei die Schicksale durchlaufen. Wer aber die Art Fedor Sommers kennt, Gestalten bis zum dramatischen Konflikt zu treiben, wird mir recht geben, wenn ich nur den Dingen nachhorsche, die das Wesenhafte seines Schaffens sind.

Von dieser Trilogie aus gab es nur noch einen Weg. Der Weg zur Historie.

Die inneren Verankerungen des Volkes aus seinem Tiefsten, der Glaubenssehnsucht, waren gestaltet Die Mutter Heimat lebte in jedem Wort Und doch ist beides: Erde und Innerlichkeit noch nicht „Volk“.

Das große gemeinsame Schicksal kettet ein Volk. Das Schicksal, das sich niemals mehr verwischt, das im Traum des Enkels und Urenkels hineinspielt und unlehrbar ist, weil es Leben trägt.

Fedor Sommer mußte zur Geschichte kommen. Da er als Dichter sich selbst so stark in Gewalt hatte, daß er sein eigenes Erleben zurückhielt und mit den Menschen wie mit Schachfiguren spielen konnte, mußte er auch die Gestalten der

Menschen behorchen können, die längst unter steinernen Gräften ruhten. Er dichtete ihnen nichts an, was er selber in sich trug. Sie behielten ihre Eigenart.

Dazu kam die beispiellose Gewissenhaftigkeit.

Die Verankerungen im Pflichtgefühl ließen ihn auch in feiner Dichtung vor allen Dingen wahr sein. Der Realismus wurde in allen äußeren Gestalten peinlich gewahrt. Er beobachtete wie selten einer den kleinsten Zug am Menschen, ohne jedoch sich dem gedankenlosen Realismus zu verschreiben, der im krassen Materialismus enden muß.

Dieselben suchenden Augen begleiten ihn auch in die Jahrhunderte zurück. Er war der gebotene Historiker. Aber er überwand ihn in sich selber. Er dichtete die Geschichte. Er gab ihr eine Idee. Er verband sie unlösbar mit dem Volk.

Nun erst rundete sich das Ganze.

Mit wundervollen, kleineren historischen Szenen begann es. Sie wirken wie klare alte Kupferstiche. Heil und klingend wie Conrad Ferdinand Meyers Ritter gehen die Menschen im „Narr zum Kriege“ durch die alte Piastenstadt. Noch fehlt hier die große Idee. Die Gestalten fesseln an sich selbst nur. Das Schicksal des Volkes steht noch ferne.

Im „Hussitenjahr“ ist es gelungen. In mir lebt das Buch, als sähe ich Holzschnitte aus Dürers Werkstatt. Wuchtend lebt jedes Wort. Der Mensch, sein Haus, seine Berge, seine Sehnsüchte, seine Gemeinde und Stadt schmeißt ein Schicksal zusammen. Das Volk ist geboren.

Dieses Erlebnis wird auch im „Waldgeschrei“ und in den „Schwenkfeldern“ wieder lebendig. Gekrönt aber wird es im Fridericus-Buch „Unter dem Selbstherrscher“.

Es ist nach dem Weltenbrand geschaffen. Mitten im Chaos, da es kein Volk mehr gab, nur Zerfleischung und Zank der Parteien, schrieb er das Buch mit dem unsichtbaren Helden, hämmerte er den großen Gedanken „Volk“ aufs Neue in seine deutsche Welt.

Es ist Krieg. Die Menschen zerfleischen sich um den Kampf von Macht gegen Macht. Aber die Entscheidung fällt im friedlichen Kampf. Wie in Schlesien der Geist Friedrichs des Großen ein Volk aus dumpfem Dahindämmern zum tätigen Miterleben zwingt, ist prachtvoll gestaltet. Der Weg war schwer. Und doch erscheint es uns leicht. Es siegte das Genie. Hier siegte das Genie Friedrichs des Großen, der sein Selbst aufgab und selbst „Volk“ wurde.

Ich weiß, wie lange Fedor Sommer diese große Idee in sich trug. Wie er, von unbewußtem Ahnen getrieben, das Werk seines Lebens bis zu dieser Krönung treiben mußte. Die Verankerung des Volkes in seiner Geschichte, in seiner Idee mußte gestaltet werden.

Wieviel auch von seinem Glauben mit dem November 1918 verloren ging, das behielt der Dichter und schöpfte neue Kraft. Und obwohl ihn Gott erst mit einem ungeheuren Schicksalsschlag zu Boden schlug, stand er wenige Wochen danach am Rande der Charlottenbrunner Höhen und zeigte mir die Felder von „Wäldchen“, die von den Hufen der Pferde des alten Fritz zerstampft waren – und entwickelte mir die Idee seines Wertes.

Er war gebrochen – aber er stand wieder. Ja, wer des lieben Gottes Korporalstab in seinem Tornister mitträgt, bleibt auch noch in Blut und Wunden ein Gottessoldat und rafft sich wieder auf. Das ist das Werk, das zum Volke wollte, das ins Große zielte und es erreichte.

Ich sehe so an seinem 60. Jahr sein Werk gekrönt. Es ist vollbracht Vielleicht, daß es noch größere Weiten findet, daß es in neuen, stärkeren Bildern sich offenbart Und doch wird es den Bau nicht mehr zerstören. Er steht Festgegründet auf der dauernden Erde.

Das ist das Werk des ganzen Menschen und Schaffenden. Er müßte aber doch kein Dichter fein, wenn er nicht doch auch sein Ich verschenkte. Wenn er nicht Stunden hätte, die nicht immer die Sorge um die große Idee kannten, sondern Freude am Sein.

Ich bin auch mit ihm gewandert Ich weiß, wie ihm auch die kleinste Blume zur Gotteswelt wurde. Wie ihm aus dem reichen Pflichtleben doch das Auge wach blieb für die tausend Freuden, die aus eigenen Wünschen und Sehnsüchten kommen. Immer wieder wird der Mensch auch Forderungen an das Schicksal stellen. Vielleicht löst der Mensch dieses Rätsel nie, daß er zwischen Einsamkeit und Gemeinsamkeit hinüberwechselt. Oder es ist Wahrheit was Fedor Sommer mir einmal in einer verwunschen schönen Spreewaldfahrt sagte, daß der Mensch die Einsamkeit brauche, um die Gemeinschaft zu ertragen.

Wie stark er die Einsamkeit brauchte, fühlt man aus der verschwenderischen Liebe, mit der er Berge und Täler, Wiesen und Wälder befang. Plötzlich ist er auch jenseits von Gut und Böse. Ein Mensch, in dieses verwunschene Land der Erde geflohen, ist ein Stück Natur. Ich denke an das Erlebnis seiner herrlichen kleinen Erzählung „Ein wunderliches Eiland“. Hier wollte er nicht Menschen formen. Er selber verlor sich in den verwunschenen Winkel. Die Menschen wuchsen wie knorrige Eichen auf. Was bedeutet alles Menschliche!

Oder er wird vom Rauschen der Berge, ja, vom Rauschen der Berge, das an den stillsten Sommerabenden herniederklingt wie das Sausen einer Meermuschel von einem einzigen großen Gefühl gepackt, daß es in ihm von all den herrlichen Menschen klingt, die in den zartesten Geschichten im „Rokokopult“ zu uns ihre Sehnsüchte singen. –

Nur seine große Einsamkeit hat auch in die „Luise Eberhard“ hinabhorchen können.

Sie steht mit den Büchern „Am Abend“ und den „Fremden“ jenseits des großen Erlebnisses, das mir sein Schaffen bedeutet.

Hier riß ihn das Einzelschicksal mit- oder die Historie eines Ortes reizte ihn.

Schreiberhau wächst mit den „Fremden“ vor uns auf. Es ist alles wie in den großen Werken gestaltet Die Helden verlieren sich im Volk. Und doch ist es nicht „Volk“ im großen Sinne. Es ist Dorf. Es ist Enge. Hier ist er nur Heimat „Am Abend“ lebt am Ende nur in der Luft der Wüstegiersdorfer Berge. Die Fremden gehen nur über die Schreiberhauer Hänge zum Reifträger. Vielleicht, daß er selbst diese Enge wußte und drum auch freier mit den Menschen umging. Wenn er sie sonst vor sich sah, geschah es – in den Schwenkfeldern ist es ganz deutlich –, daß

er mit feinem Humor die Menschen belächelte. Hier kann er schon derb werden. Hier ist er eben ganz „zu Hause“ – und wollte es auch sein. Hier heißt es nicht mehr „Volk“, sondern Heimat.

Ich sprach schon einmal davon, daß in all feinem Schaffen das Volk in der Heimat wurzelt, daß sie Mutter alles Gestalteten ist. Er singt ihr die geheimsten und schönsten Lieder. Er findet ihre Schönheit in der Armut ihrer schwieligen Arbeitshände in beruhten Fabriken, wie auf den erhabenen sturmzerwühlten Wälderhöhen der Berge. Und nie versucht er sich ihrer zu schämen. Ihre Namen verkündet er. So werden Berge und Städte Schlesiens, die er befang, uns vertrauter und schöner. Ich wollte, ich könnte auf diesem Wege ihm nachgehen; ich wüßte, es gälte einen Schatz zu heben. Denn er hat die Heimat erst zur Heimat erhoben. Er hat sie uns sonntäglich, heilig gemacht.

In diesem Sinne ist er Heimatdichter.

Er wird die Grenzen dieser Erdbundenheit nicht überschreiten.

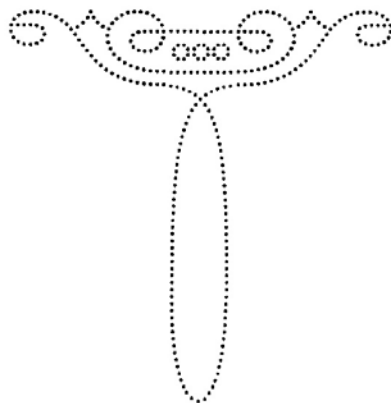
Aber nur in diesem Sinne. Ich habe versucht, sein Lebenswerk zu schauen, wie es sich in mir spiegelt. Es wächst zum Werke, das zum Volke spricht. Darum hätte nicht nur Schlesien Anlaß, ihm an seinem stillen Gedenktage zu danken. Alle, die in unserer großen, deutschen Heimat seines Geistes, eines Geistes find, die über Individualismus Gemeinschaft kennen, die den Weg zur Volksgemeinschaft suchen, sollten zu ihm wandern.

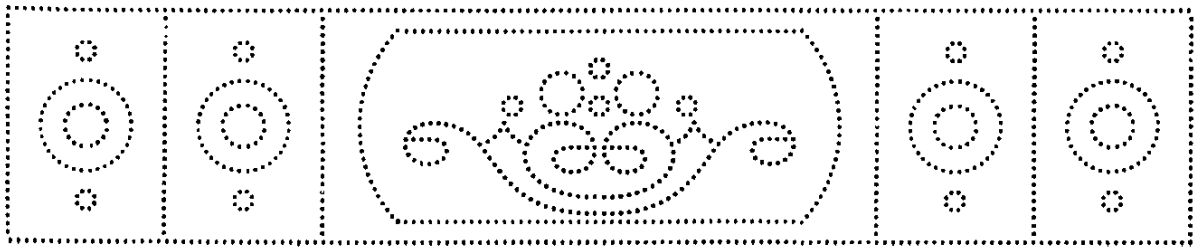
Nicht nach Bolkenhain in die kleine schöne Burgenstadt, da er noch auf der Schulwarte steht und mit seinen Lehrern am neuen Deutschland baut, sondern in das Land seiner Werke. Sie sollen erleben, was er erlebte, und mit ihm seine große Idee wahr machen. Das wäre eine Geburtstagsgabe, die ihm gebührt.

Ich habe ihn in seinem Schaffen nicht anders erlebt. Wie er in mir lebt, wird er weiterleben. Er steht nicht vor den Toren, die zum Alter und Greisentum führen, sondern vor dem Tore immerwährender Jugend.

Wären wir jungen Menschen nicht heute bei ihm, so wäre er mit 60 Jahren alt. So aber wissen wir, daß er mit uns jung ist. Weil er nicht aufhört, mit uns alle Tage das große Erkennen zu gestalten und zu lehren: Die Ueberwindung des Materialismus und schrankenlosen Egoismus durch schaffende Liebe. Liebe aber ist Gemeinschaft.

Run, so soll er uns weiter vorangehen, und unsere Nachfolge sei ihm Dank.





Aus frühesten Jugendtagen.

Erinnerungen eines Sechzigjährigen.

Von Fedor Sommer.

Eine meiner Erinnerungen, die sich am weitesten in meine Kinderjahre zurücktastet ist die an die große Bodenkammer unseres Hauses in Hohenfriedeberg.

Sie war fast leer; denn sie diente zugleich als Wäscheboden. Mit einem ziemlich großen, oben halbrunden Fenster öffnete sie sich nach der Haupt- und überhaupt einzigen Straße meines winzigen Heimatstädtchens, von dem im weiteren Deutschland keine Katze etwas wüßte, hätte nicht Friedrich der Große durch seinen Sieg am 4. Juni 1745 seinen Namen an die Sterne geknüpft.

Auf dem niedrigen Fensterbrett dieser Bodenluke zu sitzen, das barg für mich Dreikäsehoch einen unsagbaren Reiz; denn es kriebelte mir dann das Schwindelgefühl süß-schauerlich an den Beinen empor und den Rücken entlang. Und der Sitz war durchaus nicht ungefährlich, weil ich dabei mit dem halben Oberkörper über dem Straßenpflaster des Bürgersteiges schwebte, dessen einzelne halbrunden „Katzenköpfe“ ich von meiner luftigen Höhe herab kaum unterscheiden konnte.

Dieser „Bürgersteig“ begleitete als tiefgelegener Nebenweg an unserer Häuserflucht entlang die Hauptstraße, an deren anderer Seite auch ein Bürgersteig hinlief, wiederum ein wenig höher liegend als sie, so daß sich – von unserer Seite gesehen – diese dreiteilige Hauptverkehrsader des Städtchens in ebenso vielen Terrassen aufbaute, die mit einander an verschiedenen Stellen durch Treppchen verbunden waren. Das alles aber nur im Straßenzuge der Niederstadt: da, wo diese in den Ring einmündete, glich sich diese unterhaltsame Mannigfaltigkeit in das reizlosere Einerlei eitler gleichmäßig ebenen, allmählich zur „Oberstadt“ ansteigende Fläche aus.

Recht übersichtlich bot sich mir das alles in meiner Vogelschau von dem lustigen Kammerfenster aus dar, und ich konnte die längste seit damit zubringen, meine Blicke die dreiteilige Straße hinaufwandern zu lassen, wobei ich sie lustig quer hinüber und herüber über die Treppchen von einer Terrasse zur andern hüpfen ließ. An der Ecke des Ringes aber, den ich nur in einem schmalen Streifen übersehen konnte, nahmen meine Blicke eine gesittetere Art an, als wüßten sie sich nun von vier Seiten beobachtet Sie entschwebten jedoch bald der langweilig ebenen Straßenfläche und hüpfen unversehens, der Ehrpussiligkeit müde, an der Häuserfront hinauf, die neue Abwechslung bot. Denn der ziemlich steile Anstieg der Straße nach der Oberstadt hin bedingte es, daß jedes Haus auf einen keilförmig

gestalteten Kellergeschoß-Sockel gestellt war und sich darum mit seinem Dache treppenförmig über dem tiefergelegenen Nachbardache aufbaute. Wieviel hundertmal bin ich wohl mit meinen Blicken über diese Riesentreppe von Dächern das Städtchen hinaufgehüpft und in ein phantastisches Reich hinein, was sich mir hinter diesen Dächern in blauer Luft dehnte, wer weiß, wie weit!

Und wenn ich dieses Rauf und Runter müde geworden war, dann lud mich die Lücke, die gerade uns gegenüber zwischen dem „Steinberg“- und dem „Salut“-Hause sich auftat, zu geruhsamerem Verweilen in gleichsam frommer Scheu ein.

Diese Lücke selbst war mit einem wohlgepflegten Gemüsegarten ausgefüllt in dem ich manchmal den kleinen, zierlichen Herrn Kürschnermeister Steinberg mit seinem gestickten Sammetkäppchen ans den schneeweißen Haaren, gemächlich zwischen den Salat- und Krautköpfen wandelnd, seine Feierstunden genießen sah. Hinter dem Gemüsegarten beschatteten runde Wipfel alter Bäume den grünen Grasplan von Herrn Steinbergs Obstgarten, und dahinter erhob sich imposant die evangelische Kirche auf ihrem grünen Hügel, Schulhaus und Pfarrhaus überragend, die zwischen ihr und den Gärten fast bis zum Dache im Grün der Baumkronen versanken.

Ich weiß nicht mehr, wann mir ein Bewußtsein dafür aufgegangen ist, daß diese Bildungs- und Kultusstätten auch einmal für mich besondere Bedeutung erlangen müßten. Jedenfalls hat mir sehr lange vor dieser Erkenntnis ihre bloße Erscheinung viel bedeutet Denn von dem niedrigen Schulhausdache konnte oft ein lustiges Blickhüpfen anheben auf das bedeutend höhere Walmdach des Pastorhauses und von diesem gar zur Gallerie des vierkantigen Kirchturms hinauf, hinter deren Eisengeländer am Vorabend des Weihnachts-, des Oster- und des Pfingstfestes die Stadtzinkenisten fromme Choräle ins weite Land hinaus bliesen. Aus den Fensterluken zwischen dieser Gallerie und dem grünen Spitzdach des Turmes aber schwangen sich alle Tage mittags und abends die Glockenklänge über die Stadtdächer hinweg. Und wenn sie an lauen Sommerabenden über die grünen Gärten auch zu mir in mein Bodenfenster drangen, dann begann in meinem Kinderherzen das Drängen und Rumoren nach einem Unbestimmten, Unbekannten, Fernen, dessen Wesen mir erst in den Mannesjahren bekannt geworden ist, und ein schwellendes Quellen wollte die kleine Kinderbrust zersprengen, daß es mich manchmal von meinem lichten Ausguck hinwegscheuchte in das trauliche Halbdämmer der großen Kammer hinein.

Da aber gab's freilich auch Dinge, die Unruhe schaffen konnten und schufen, wenn auch erst viel später, als schon das Kantorhaus seine Bildungspflichten an mir geübt hatte.

In der hintersten Ecke der Kammer lag nämlich unter dem schrägen Dache ein ganzer Himpel alter Bücher und Schriften. Sie stammten aus der Hinterlassenschaft eines Großonkels, der ein kunstfertiger Tischlermeister und zugleich Bürgermeister des Städtchens gewesen war.

Von seiner Witwe, der „Tante Thäsler“, hatte ich nur eine nebelhafte Vorstellung als von einer fremdartigen Erscheinung im Kreise meiner sonstigen Anverwandten Es war sozusagen viel mehr Geistiges an ihr als an den andern, und dieser

Eindruck hat sich in mir verschärft, eben durch jenen Stapel von Schriften, die aus ihrem Haushalt stammten. Eigentlich ist mir's ein wenig rätselhaft, daß meine ordnungsliebende, peinlich saubere Mutter diesen verstaubten Prast in der Ecke der Bodenkammer duldete. Es lag wohl daran, daß es an einer geeigneten Truhe oder an Schrankgelaß fehlte, dies Schriftenwerk unterzubringen. Es kurzerhand zu verbrennen, dagegen hat sich wohl mein Vater gesträubt, der an diesen Dingen hing, teils aus Familiensinn, teils, weil er alles Bedruckte und Beschriebene als schätzbares, schutzverdienendes Gut achtete.

In diesem Papierhaufen lagen bunt durcheinander: Rechnungen, Kostenanschläge, Aufrisse aller Art, Briefe, Konto- und Ausgabebücher und dergleichen, was ein Handwerksbetrieb bedingt, aber mich einige gedruckte Bücher.

Als ich erst lesen gelernt hatte und imstande war, auch die etwas verschnörkelten Handschriften dieser Papiere zu entziffern, barg's für mich einen eigenartig geheimnisvollen Reiz, diesen Geisterspuren längst Verstorbener nachzugehen. Am meisten aber fesselte mich das „Tagebuch“, das der Onkel Thäsler gewissenhaft geführt hatte.

Es war ein Büchlein höchst schnurrigen Formats: schmal wie ein Oktavheft aber so hoch wie ein ganzer Schreibbogen, aus grobem, grauem Papier zusammengebunden mit standhaften Deckeln und Lederrücken, ganz in der Art der früher üblichen Konto-Geschäftsbücher.

Tag für Tag, durch lange Jahre und Jahrzehnte hindurch fand ich da jeden geschäftlichen und privaten Besuch des ehrbaren und würdigen Handwerks- und Bürgermeisters verzeichnet mit kurzer Inhaltsangabe der „gehabten“ Besprechung, auch jede Bestellung und ihre Erledigung (meist mit Preisangabe), kurz: den völligen Extrakt eines ganzen pflichtenreichen und pflichtbewußten Manneslebens. Und ich möchte glauben, daß ich diesem Tagebuche den ersten tiefergehenden Einfluß auf mein erwachendes Pflichtbewußtsein verdanke, wobei ich allerdings hervorheben muß, daß ich überhaupt zwischen Menschen aufwuchs, von denen jeder in diesem meinem engsten Lebenskreise getrost als „verkörpertes Pflichtbewußtsein“ aufgefaßt werden durfte. Was aber aus diesen grauen Blättern zu mir sprach, das wirkte doppelt auf mich, weil meine allzeit bereite Phantasie durch diese „Stimmen aus dem Grabe“ ihre besonders krausen Wege geführt wurde. In alle Winkel und Ecken der ehemaligen Bürgermeisterwohnung und -werkstatt lockte sie mich hinter dem gewissenhaften Meister her, dem ich nachschauend bei alls längst abgetanen Pflichtenwerk neu- und lernbegierig auf die Finger sah.

So viel ich mich zurückgrübelnd erinnere, fehlte jenen Tagebuchnotizen jeglicher Gemütsunterton Jrgendwelche „Sentiments“ scheinen in diesem nüchternen Bericht über erledigte Tagespflichten nicht Raum gefunden zu haben. Aber ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich das in meinem kindlichen Gemüte als Mangel empfunden hätte. Es scheint mir als selbstverständlich gegolten zu haben, daß der ehrbare, angesehene, fleißige und pflichttreue Onkel Thäsler neben feiner zierlichen Häubchenfrau auch ein glücklicher Mann gewesen sein müsse. –

Es ist wohl ein großes Glück, daß die Jugend so wenig von dem versteht und behält, was sie hört und liest, sonst müßte schon längst aus der Kulturmenschheit durchweg eine Horde der schlimmsten Bösewichter geworden sein, zumal in den gegenwärtigen Zeiten ärgster Brunnenvergifterei durch unser schamlos gewordenes Schrifttum.

Auch an meiner unschuldigen Jugend ging diese Gefahr vorüber. Denn – man höre und staune! – unter dem Schriftwerk auf der Bodenkammer befand sich auch ein zweibändiger, ganz regelrechter Hintertreppenroman.

Ich weiß nicht mehr, wovon er handelte, habe auch keine Einzelheiten mehr in der Erinnerung, nur so viel ist in ihr hängen geblieben, daß es wohl eine grausam-schön spannende Geschichte war, daß sie zur Zeit Karls IV. auf der Kadolzburg spielte, und daß darin ein Scharfrichter gefährlich umging und eine junge, schöne Frau vielfach in Gefahren kam, deren Charakter mir natürlich in meinem kindlichen Sinne nicht klar werden konnte.

Aber die beiden dickleibigen Bände schlugen mich ganz in ihren Bann. Auf dem Fensterbrette hockend, schlang ich sie in mich hinein, so schnell, als das meine noch etwas stockende Buchstabierkunst zuließ. Ich glaube, wenigstens sie hat einen wirklichen Gewinn aus dieser ersten Quelle meiner literarischen Bildung gezogen. Verwunderlich nur, daß mein stundenlanges Sitzen auf der Bodenkammer nicht eher auffiel!

Eines Nachmittags aber nahte das Verhängnis.

Meine Mutter hatte allerhand Kolonialwaren bei dem Kaufmann Salut auf der anderen Straßenseite eingekauft, und als sie das Treppchen vom jenseitigen Bürgersteig, der entlang dem Salutschen Hause durch ein zierliches Eisengeländer vornehm vom Straßendamm abgegrenzt war, herabsteigen wollte, sah sie mich im offenen Bodenfenster lesend hocken, mit dem Oberkörper gefährlich weit in die Luft hinaushängend.

Erschreckt ließ sie fast die Tüten fallen, rief mich lallt an und drohte in ihrer entschlossenen Weise mit der freien Faust zu mir herauf, um mich von dem gefährlichen Sitze am Fenster fortzuscheuchen.

Wohin nun aber, um nicht wieder in der schönsten Spannung gestört zu werden?

Ein ratloser Blick in der Kammer umher und dann eine schnelle Erleuchtung!

Rasch zur seitlichen Luke hinaus, die in das Ziegeldach eingelassen war!

Mir kein unbekannter Ausschlupf!

Er führte zu der Dachrinne hinaus, die zwischen unserm Hause und der benachbarten Apotheke das Regenwasser ableitete. Die Ziegeldächer beider Häuser stiegen also von der Rinne aus in breiter Fläche an, und wenn man in der Mitte der Rinne saß, dann konnte es einem scheinen, als hocke man in einem Engtal an einem schmalen Rinnsal. Gruselig-schön erschien mir immer der Blick von den roten Dachflächen aufwärts zum blauen Himmel, gegen die sich die Dachreiter wie schroffe Felszacken abzeichneten. Wie manches der Märchen, die ich gehört oder gelesen hatte, ist mir in diesem Rinnenengpasse zwischen den roten Dächern lebendig geworden! Wie oft habe ich mit Gruseln erwartet, ob nicht im nächsten

Augenblick einer der Märchendrachen um die Ecke biegen und an der Rinne entlang fauchen werde. Aber am wunderlichsten war doch immer die Stimmung, die mich in ihren Bann schlug, wenn ich mit dem Rücken platt das eine Dach hinauf gelehnt lag, während das andere in prall auffallender Abendsonne glühte. Da füllte mir immer jene schwellende Sehnsucht die Brust, für die ich nicht Namen und Erklärung wußte.

In dieser Rinne setzte ich an jenem Nachmittag die Lektüre meines spannenden Hintertreppenromans fort. Ungestört; denn die Mutter hatte wohl Dringenderes zu tun, als mir nachzuspüren: ihr genügte es, mich von dem gefährlichen Fensterplatze verscheucht zu haben.

Aber als sich die Sonne zum Sinken neigte, verließ ich meinen „Drachenpaß“, verbarg den Roman in dem Schriftenstapel der Kammer, stieg die enge Bodentreppe hinab auf den geräumigen Flur des ersten Stockwerkes und schlängelte mich möglichst unhörbar in die „gute Stube“.

Eins ihrer Fenster benutzte ich als Austritt auf ein flaches Dach, das sich schmal und lang vom Wohnhause in den Garten hineinstreckte, zu einem Ausbau unseres Hauses gehörig. Hoch und wuchtig stieg am hinteren Teil seiner linken Seite die kahle, fensterlose Wand vom Brennofengebäude des Nachbargrundstückes auf, das einem Töpfer gehörte. Zwischen seinem Wohnhause und jenem Brenngebäude drängte ein mächtiger Birnbaum seine Krone zu Luft und Licht hinauf und beschattete unser flaches Dach gegen die Morgensonne. Unter seinem Geäst hinweg konnte ich zuweilen durch die offene Tür des Brennhauses lugen, wenn in ihm das Holzfeuer phantastisch lohte. Mehr noch als dieser Anblick durchschauerte es mich, wenn an finstern Abenden aus dem hohen Schornstein des Brennofens der „Fuchs“ als mächtige Lohe funkensprühend emporflackerte und unsern Hof und Garten mit Purpurglut übergoß.

O, dieses flache Dach des Hofgebäudes war überhaupt ein abwechslungsreicher Ausguck, und dankbar gedenke ich der bescheidenen Freuden, die es meinem anspruchslosen Kleinstadt-Kindergemüt bot.

Zunächst konnte man von seiner erhöhten Fläche herab nicht nur unsern eignen Garten überschauen, der sich als mäßig großes Quadrat an den Hof anschloß, sondern auch in Hof und Garten der benachbarten Apotheke hinüberschielen, wo's oft etwas Ungewöhnliches zu belauschen gab. Die Grasplätze und Beete, die Beerengehege, und was sonst noch zu diesen schmucklosen Hausgärten gehörte, das alles nahm sich, von der Höhe aus gesehen, ganz anders aus, als wenn man drunten zwischen ihm herumstrich oder es durch den Zaun hindurch beäugte. Ungewöhnlicher stellte es sich dar, viel weniger alltäglich. Und wie viel besser konnte man das Blühen der Obstbäume, das Ansetzen und Reifen der Kirschen, Birnen und Äpfel auf den alten, knorrigen Bäumen beobachten, die die Rasenflächen und Beete überschatteten! Ueber ihrem grünen Wipfelgewirr und dem mehrerer anderer Gärten, die sich unserm und dem Apothekergarten anschlossen, umfaßte der Blick auch auf dieser Seite ein Kirchengebäude mit hohem Turme: die katholische Stadtkirche. Und dieser Kirchenbau inmitten seiner traulich um-

hegten Garten-Buschigkeit muß mit seiner Romantik schon auf mein Kinderge-
müt gewirkt haben; denn nirgends lieber erledigte ich meine Schularbeiten als auf
dem flachen Dache, obwohl es da an bequemen Sitzgelegenheiten mangelte.

Ja, romantisch war's auf dem platten Dache, am meisten ja an lauen Sommer-
abenden beim Mond: und Sternenschein, wenn auch Vater und Mutter und
manchmal auch Gäste mit draußen saßen, und wenn die Mutter mit ihrer schönen
Altstimme ihre sentimental Volkslieder sang. Dann hockte ich auf der niedrigen
Feueresse, die in der hintersten Ecke das Dach durchbrach, und sah in die
schwarzgrüne Dunkelheit des Gartens hinab, durch die das Mondlicht silberne
Pfeile schoß und Glühwürmchen sich gaukelnd tummelten, und in meiner Kin-
derbrust hob's dann wieder an, jenes qualvoll-süße Schwellen und Schwingen,
das meiner Kinder- und Jugendjahre wesentlichster Stimmungsgehalt gewesen
sein muß. Denn fast nur dieses weh-wonnige Unrastempfinden ist mir von allen
Seelenregungen dieser frühen Jahre in Erinnerung geblieben.

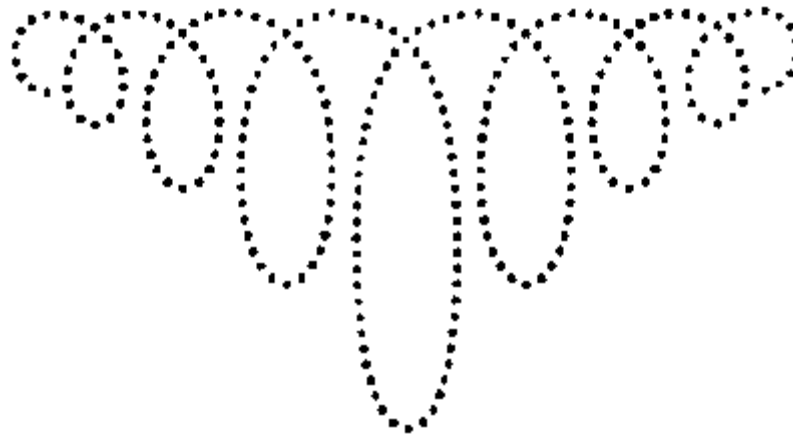
Einmal aber geschah's, daß die Romantik dieses Dachlebens einen laut-bun-
ten, ja schmetternden Aufputz erhielt. Das war in jenen schönen, strahlenden Früh-
herbsttagen, als gelegentlich eines Manövers ein „Herr Stabstrompeter“ zwei Wo-
chen lang in unserer guten Stube einquartiert war. Rückschauend kann ich in ihm
nicht mehr als eine robust-stattliche Unteroffiziers-Schönheit entdecken, und ich
glaube auch, sein Gitarrenspiel und seine machtvoll schallende Männerstimme
boten kaum einen künstlerischen Genuß; aber meiner, glücklicherweise von kei-
nerlei Kritik angekränkelten Kinderfreude war er der Abgott dieser Wochen, und
auch die Eltern und die Hausfreunde scharten sich gern um ihn, wenn er uner-
müdlich und unerschöpflich ein Lied nach dem andern sang und spielte. Und das
geschah Abend für Abend draußen auf dem platten Dache, das sich in diesen Wo-
chen also zu einem wahren Konzertpodium umwandelte; denn Häuser auf und ab
lagen die Leute in den Fenstern ihrer Gartenfront und bildeten unser dankbares
Konzert-Publikum.

Aber diesem flachen Dache erstand mit der Zeit ein Rivale bei mir im flachen
Dach unserer Laube im hintersten Winkel des Gartens. Der Reiz dieses Daches
bestand vor allein darin, daß man nur kletternd hinauf gelangen konnte, sodaß es
mein ausschließliches Territorium blieb. Sodann war es gänzlich überwuchert
vom Astwerk einer Linde, die im nachbarlichen Apothekergarten wurzelte, so daß
man auf dem Bauche kriechen mußte, wenn man sich ihres Schattens erfreuen
wollte. Lag man aber erst einmal auf dem Rücken unter diesem grünen Blätterda-
che, so gab das ein Lichterspiel durch die tiefgrünen Blätter nach dem blauen
Himmel hin, wie sollst nirgends mehr in meinem Kinderlande, und eine Weltent-
rücktheit als sei man Robinson selber auf seiner todeinsamen Insel, umwogt voll
grünen Meereswellen. Und wie reizvoll konnte man den Lauscher spielen zu al-
lein, was sich in den Nachbargärten zutrug! Da kam die kleine Johanna des Apo-
thekers mit ihrem Puppenwagen und mit ihren Büchern und setzte sich auf den
kleinen Korbstuhl unter der Linde gerade lieben die Laube. Und nun konnte man
heimlich kichernd zuschauen, wie sie mütterlich die Puppen betreute, und die

halblauten Koseworte hören, mit denen sie ihnen gut zuredete, und konnte belächeln, wie die eigensinnigen Löckchen über der unkindlich hohen Stirn im Luftzuge wippten, wenn das Mädchen dann eifrig in dem mitgebrachten Schmöcker aus der Schulbibliothek las.

Und dann kam's wohl mit besonderer Macht, jenes geheimnisvolle Schwellen und Drängen in Herz und Brust, als wolle etwas heraus und Gestalt gewinnen, was da tief drinnen sich ballte und formte, jenes Unerklärliche, das erst dem reifen Manne verständlich werden sollte, als sich aus solchem Ringen feine erste Dichtung gestaltete.

Wie aber hätte ich damals ahnen sollen, als ich so lauschend unter der grünen Lindenhülle lag, daß ich dasselbe zierliche Menschenkind einstmals würde eigene Kinder so innig betreuen sehen, wie jetzt seine Puppen, und daß diese seine Kinder auch die meinen sein würden! – –



Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale)
Gegr. 1698 (Franckesche Stiftungen).

Ausgewählte Werke
des deutschen evangelischen Dichters
Fedor Sommer

- In der Waldmühle.** Roman. 5. Aufl. 1926. 8°. 244 S. In Ganzleinen gebunden.
- Ernst Reiland.** Roman in drei Büchern. 6. Aufl. 1926. 8°. 421 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 6.—, in Halbfranz Mk. 10.—.
- Am Abend.** Roman. 3. Aufl. 1926. 8°. 304 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 6.—.
- Hans Ulrich.** Der Narr zum Briege. Zwei Novellen. 2. Aufl. 1926. 8°. I, 232 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 6.—.
- Die Fremden.** Roman. 2. Aufl. 1925. 8°. 366 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 7.50.
- Die Schwenkfelder.** Roman aus der Zeit der Gegenreformation. 3. Aufl. 1926. 8°. III, 307 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 7.— (Um Glaube und Heimat. Eine Trilogie. Erster Band.)
- Das Waldgeschrei.** Roman. 3. Aufl. 1926. 8°. IV, 331 S. In Ganzleinen gebunden. (Um Glaube und Heimat. Eine Trilogie. Zweiter Band.)
- Die Zillertaler.** Ein Heimweh-Roman. 1925. 8°. II, 342 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 7.—. Um Glaube und Heimat. Eine Trilogie. Dritter Band.)
- Luise Eberhardt.** Roman. 2. Aufl. 1926. 8°, III, 318 S. In Pappband Mk. 5.—, in Ganzleinen Mk. 6.—.
- Das Rokokopult und Anderes.** Drei Erzählungen. 3. Aufl. 1926. Kl. 8°. I, 195 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 5.—.
- Der Spar-Franze.** Eine Erzählung. 2. Aufl. 1926. 8°. I, 48 S. Fein kart. Mk. 1.—.
- Die Quecksilber-Kruke.** Ein Novellen- und Skizzenbuch. 1925. 8°. IV, 161 S. In Ganzleinen gebunden Mk. 5.—.
- Bolko.** Ein Burgen- und Heimatspiel in 3 Aufzügen. 2. Aufl. 1925. 8°. 71 S. Fein kart. Mk. 2.50.
- Unter dem Selbstherrscher.** Roman. 6. Aufl. 1926. 8°. V, 330 S. Geheftet Mk. 4.—, in Pappband Mk. 5.—, in Ganzleinen Mk. 6.—.